AUTHOR:

DUHRING, EUGEN KARL

TITLE:

DER WERTH DES LEBENS; EINE ...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1922

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

149.5
D8821

Dühring, Eugen Karl, 1833-1921.
Der werth des lebens; eine denkerbetrachtung im sinne heroischer lebensauffassung, von dr. E. Dühring. Achte, stark umgearbeitete auflage, herausgegeben von Ulrich Dühring. Leipzig, O. R. Reisland, 1922.
xii, 344 p. 20½cm.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

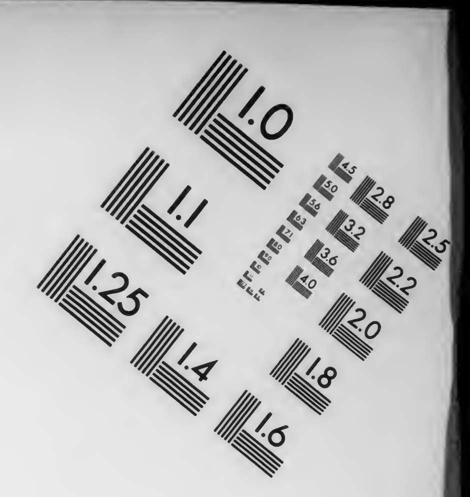
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 2-4-93 INITIALS: JAMES
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT



AIIM

Association for Information and Image Management

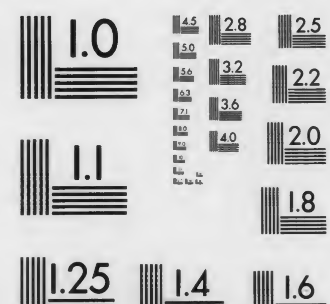
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202



Centimeter



Inches



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Dr. E. Dühring

Der Werth des Lebens

Der
Werth des Lebens

Eine Denkerbetrachtung
im Sinne heroischer Lebensauffassung

Von

Dr. E. Dühring

Achte, stark umgearbeitete Auflage

Herausgegeben von

Ulrich Dühring



Leipzig
O. R. Reisland
1922

Altenburg, S.-A.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorrede zur siebenten Auflage.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien 1865. In der zweiten von 1877 wurde das Werk eine fast durchgängig neue Bearbeitung, aber desselben Stoffes und derselben Grundgedanken, mit denen ich zuerst in jenen sechziger Jahren, als damals noch unbekannter Schriftsteller, den lebensfeindlichen Weltansichten entgegen- und für eine gesunde Denkweise eingetreten war. Was ich zu Anfang der dreißiger Lebensjahre unternommen, darin fand ich inmitten meiner vierziger mich noch weiter bestärkt. Auch hätte die Schrift ganz wohl wesentlich in ihrer ersten Fassung wiedererscheinen können, wenn nicht an eignen Gedanken viel Neues zu verarbeiten gewesen wäre und eine bloße An- oder Einfügung desselben die äußere Wahrnehmbarkeit der sachlichen innern Einheit beeinträchtigt haben würde. Ueberdies mußte auch Manches wegfallen, was seitdem in meinen andern Schriften einen passenderen Ort gefunden hatte, ursprünglich aber nicht zu entbehren war, da ich mich damals noch nicht auf Ausführungen meines Systems in umfassenden Hauptschriften stützen konnte.

In der sechsten Auflage war das Buch bereits ein paar Jahre vergriffen, ehe ich — bei sonstiger äußerster Arbeitsbelastung — an die vorliegende siebente Auflage gehen konnte. Diese ist, ähnlich der dritten, vierten, fünften und sechsten, in Einzelheiten verbessert und mit Gedanken bereichert, die theilweise dem Inhalt

*

inzwischen von mir herausgegebener Schriften entsprechen. Auch ist seit der sechsten Auflage jede Seite mit einem inhaltlichen Schlagwort überschrieben und zu der Gesammtheit der bisherigen Capitel ein besonderer Abschluß hinzugefügt. Bei Alledem habe ich aber in den zu dem Grundstoff gehörigen Hauptsachen doch niemals zu ändern gehabt. So sind fünf Jahrzehnte dahingegangen, seit dieses Buch zum ersten Mal seinen Kampf für Gesundung, Vertiefung und Veredlung der Lebensschätzung begonnen, und ich bin aus dem dreiunddreißigsten Lebensjahre ins dreiundachzigste gelangt. Die Jahre haben aber das ursprüngliche Streben sich nur immer mehr festigen lassen, und in der Gegenwehr gegen andringende Schicksale habe ich die von mir vertretene Geisteshaltung nur immer entschiedener bethätigen gelernt. Ebenfalls hat mein Zeitschriftswerk, der „Personalist und Emancipator", seit länger als sechzehn Jahren in verschiedenen Artikelreihen auch das Thema von der Lebensschätzung, und zwar nach neuen Seiten hin, immer wieder in Angriff genommen.

Wer nicht Lust hat, sich das Leben, durch verdüsterte Mißauffassungen oder durch Ernstnehmung allzuleicht fertiger Speculationsspiele, ohne zureichenden Grund verleiden zu lassen — wer also die Thatsachen im Guten wie im Schlimmen unentstellt würdigen und seinen Lebenstrieb von unnützen ideellen Schädigungen und störenden Bedenklichkeiten freimachen will — der sehe zu, ob er sich aus dieser Schrift nicht einige gedankliche Beihülfe zu einer gesetzten Beurtheilung und heroischen Behandlung des Seins gewinnen möge.

In Beziehung auf die äußere Einrichtung dieses Buchs sei bemerkt, daß der Anhang mit dem Schriftenverzeichniß nichts Unwesentliches ist, da mit Rücksicht auf ihn im Text ausführliche Angaben von Titeln und Zugehörigem unterbleiben konnten.

Der in frühern Vorreden begründeten Gewohnheit gemäß trägt auch die jetzige in jedem Exemplar der ganzen Auflage eine Federunterzeichnung meines Namens.

Nowawes bei Potsdam, November 1915.

Vorwort des Herausgebers.

Die nunmehr vorliegende achte Auflage ist in den Jahren 1920 und 1921 von meinem Vater vorbereitet worden. Sie weist fast auf jeder Seite kleine Aenderungen und Einschiebsel auf. Größere Zusätze und Streichungen, sowie Umstellungen, seiner Absicht gemäß selber auszuführen, verhinderte den Verfasser der Tod (21. Sept. 1921). Soweit ich in das Vorhaben meines Vaters bezüglich einer sehr wesentlichen Umarbeitung eingeweiht war, fiel mir nun die Aufgabe zu, seinen Plänen und Aufträgen entsprechend, jene Umstellungen und Ausmerzungen vorzunehmen. Jedoch zugesetzt habe ich, von vereinzelten Bindewörtern abgesehen, gar nichts, um die Authenticität des Textes nicht zu beeinträchtigen. Nur die Ueberschriften oder inhaltlichen Schlagworte zu jeder einzelnen Seite des Neudrucks mußten während des Druckes zum Theil durch andere ersetzt werden, da die Zeile jetzt durchschnittlich fünfzehn Silben umfaßt (gegenüber vierzehn in den früheren Auflagen). Die nicht zu umgehen

gewesenen Streichungen halber Seiten bis ganzer Bogen, insgesammt ein Viertel vom Texte der letzten Ausgabe, betreffen theils minder Wesentliches, theils solche Gegenstände, die im „Personalist und Emancipator“ oder in neueren Buchwerken („Sociale Rettung“, „Die Größen der modernen Literatur“) eine noch eingehendere Behandlung erfahren haben. Durch diese Weglassungen nebst Zusammenlegungen und Umstellungen hat übrigens die Systematik des Buches, wenigstens in äußerlicher Hinsicht, nicht unerheblich gewonnen, besonders in der Darstellung der mit dem Tod zusammenhängenden Fragen und Beantwortungen (Cap. VII, Nr. 5 bis 16). Darin, daß die Daseinsübel, die physischen wie die moralischen, sich nunmehr vom Gesammtbild des Lebens und der Weltordnung nirgends mehr abgesondert finden, liegt sicherlich auch ein schematischer Vorzug. Unter allen Büchern meines Vaters war und bleibt dieses wohl das am meisten programmatische. Die „socialen Probleme“ finden sich darin zur Lebensfrage erweitert. Nicht, wie anderswo üblich, werden das sociale, das nationale und das internationale Leben von einem mehr oder weniger demagogiesüchtigen Standpunkt aus angesehen, sondern hier wird mit wahrer Lebensfreundlichkeit und echtem Freiheitssinn die individuelle Lebensgestaltung eines jeden Lebewesens zum Selbstzweck erhoben, und in der That können auf keine andere philosophische Weise wirklich haltbare Gesichtspunkte zur Betrachtung aller menschlich gesellschaftlichen Dinge je gewonnen werden.

Nowawes (bei Berlin), Mitte April 1922.

Ulrich Dühring.

Inhalt.

Zweites Capitel.

Besondere Lage seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Drittes Capitel.

Wirklichkeitsphilosophie als Fußpunkt höherer humanitärer Lebensschätzung.

Viertes Capitel.

Bewußtes Leben als Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen.

Fünftes Capitel.

Verlauf eines Menschenlebens im Allgemeinen.

Sechstes Capitel.

Geschlechtsleben und Frauenloos.

Siebentes Capitel.

Einzelschicksal und Tod.

Erstes Capitel.

Aufkommen lebensfeindlicher Weltansichten.

1. Nie würde man sich die Frage nach dem Werth des Lebens gestellt haben, wenn nicht ein Zweifel an diesem Werthe im menschlichen Bewußtsein einen gewissen Einfluß gewonnen hätte. Für den kritischen Denker, welcher die lebensfreundlichen, wie die das Leben befeindenwollenden Werthurtheile, als etwas alt oder neu Gezeitigtes, schon fertig vorfindet, ist jene Frage in seiner Epoche keine ursprüngliche mehr, sondern nur noch eine abgeleitete. Man sagt sich: war jener Zweifel an der Annehmbarkeit oder gar an der Erträglichkeit des Daseins ein an sich begründeter, und in wie weit ist und bleibt er stichhaltig? Welche Erwägungen des Verstandes vermögen ihn entweder zu verstärken oder zu entkräften?

Es giebt Verhältnisse sozusagen von Geklemmtheiten im Dasein, und es giebt gleichsam Verfaulungsvorgänge im Geist und Gemüth, durch welche die Muthlosigkeit begünstigt, unter Umständen sogar nahezu Verzweiflung häufig, jedenfalls aber Blasirtheit und Ziellosigkeit verbreitet werden. Fast jeglicher Trost scheint dann nur noch auf Aberwitz zu beruhen, oder er räumt bereits völliger Trostlosigkeit allen Platz ein. Völkerzustände wie individuelle Schicksale können dem Grassiren solcher Verstandes- und Willenszersetzung Vorschub leisten, und da

gilt es, zumal für den Weisen und Weiser seiner Zeit, den Verleumdungen des Lebens ebenso wie den falschen Beschönigungen entgegenzutreten. Es gilt, hinreichendes Licht über die Thatsachen zu verbreiten und die natürliche Macht des Denkens aus ihrer Verschlafenheit aufzurütteln. Es gilt, einer nicht allzu frohen und gutgläubigen, aber doch unentwegt heroischen Lebensauffassung und Lebensbehandlung Bahn zu machen; ja es gilt, wo jenes entnervende Ungesunde sich festgesetzt hat, die krank, schwach und muthlos machenden Schädlichkeiten auszuscheiden. Dazu kann schon der bloße Gedanke Viel, wenn auch nicht Alles. Mindestens kann er die Mißvorstellungen intellectuell vernichten. Ueberdies kann er aber auch praktisch werden und die Richtung für die befreiende That vorzeichnen.

2. Gemeine Gifte zerstören den Körper; aber ekle Vorstellungen von einer vermeintlichen Nichtigkeit des Daseins verwüsten das Gemüth. Die übelsten unter den materiellen Ansteckungsstoffen, durch deren Uebertragung sich die schlimmsten Seuchen forpflanzen, sind nicht so arg und wirken bei Weitem nicht so unheilvoll, als der geistige Pesthauch, der von den Stätten der sittlichen Lebensfäulniß ausgeht. Diese moralischen Miasmen sind selber freilich nichts weiter als die nothwendigen Erzeugnisse von Zuständen und Vorgängen tiefinnerlichen Verderbens. Als solche, gleich den materiellen Verwesungserscheinungen, müssen sie in ihrer Naturgesetzmäßigkeit gewürdigt und praktisch dem gesunden Leben nach Kräften ferngehalten werden. Indessen muß die Art, wie sich der gesunde Sinn gegen die Ankränkelung zu schützen hat, doch von vornherein auf weit mehr abzielen, als blos die äußerlichen Erkennungsmerkmale des geistigen Giftes im Auge zu behalten und etwa nur

die Einimpfung pessimistischer Lymphe zu verhindern. Das Gemüth darf es nicht verschmähen, die seine Reinheit und Ruhe bedrohenden Materien genauer zu untersuchen. Mit dem sittlichen und geschichtswissenschaftlichen Ernst vermag dabei auch der Humor zusammenzuwirken; denn schon die vorbehaltlose Universalität, welche die sich hervorthuende Verachtung oder gar Verneinung des Lebens stets ansichzutragen beliebt, setzt sie von vornherein dem Verdacht der Ungereimtheit oder mindestens dem von erkünstelnder Uebertreibung aus.

Es ist ein Stück weltgeschichtlicher Krankheitslehre des Geistes, mit der wir es im Hinblick auf die größern, sich durch die Jahrhunderte und Jahrtausende fortwindenden Züge lebensfeindlicher Vorstellungsweise zu thun haben. Die neusten Regungen des Lebensekels, wie sie im neunzehnten Jahrhundert im Gebiet angeblicher Philosophie angefacht wurden, sind in Vergleichung mit der gesammten Ueberlieferung nur als kleinere Nebenspiele anzusehen. Was ein Schopenhauer wieder aufzurühren gesucht hat, ist im Grunde nichts als der alte, theils buddhistische, theils christisch kirchenväterische Aberglaube, nur mit dem Unterschiede, daß der philosophische Schriftsteller feinerer mystischer Nebel bedurfte, wo das Volk sich ohne Weiteres an der platten Ungereimtheit Genüge that und thut. Auch mußte die Verschrobenheit mit jener Künstelei steigen, welche nöthig wurde, um der abgelebten Jenseitsphantastik einen halbwegs gebildeten oder wohl gar logisch seinsollenden Anstrich in der Façon der Willensverneinung zu geben. Die Wirkung eines solchen sogenannten Philosophirens konnte fast nur darauf beruhen, daß in einem Theil des modern gebildeten Publicums der alte anerzogene Hang zu Wahnvorstellungen religionistischen Ur-

sprungs noch mächtig genug war, um mit Behagen in eine neuer mystische Verkleidung des evangelisch zugerichteten Neumenschen zu schlüpfen und den Aberglauben, dessen man sich in der volksmäßig naiven Gestalt schämte, in der Zubereitung zu einem feinmetaphysischen Ragout schmackhaft zu finden.

Glücklicherweise war jene Persönlichkeit des vorigen Jahrhunderts, von der die besagte Abirrung metaphysischer Art mit einer gewissen Nachdrücklichkeit in die Kreise der höheren Bildung übertragen wurde, durch einzelne Charaktereigenschaften ausgezeichnet, die über ihr verfehltes System emporragten und dementsprechend auch verhältnißmäßig Gutes gewirkt haben. Einem Schopenhauer gegenüber muß man allerdings bedauern, in der Frage der allgemeinen Lebensansichten gerade das betonen zu müssen, was er an Verkehrtheit geleistet hat, wogegen seine wahren Verdienste um die gebührende Würdigung des in der Literatur und Gelehrtenwelt Schlechten und sein entschiedenes Eintreten für die Erkennung und Anerkennung des Echten jeder Gattung zunächst außerhalb des Gesichtskreises bleiben. Es geht aber nicht an, die geistigen Gesammtströmungen, als deren Organe einzelne bedeutende Individuen bedauerlicherweise mitwirken, nach solchen persönlichen Eigenschaften zu beurtheilen, die an sich mit der Hauptsache nichts zu thun haben. Die metaphysische Fortpflanzung eines weltflüchtigen Aberglaubens durch eine Philosophie ist eine Angelegenheit für sich, die in ihrem Kern nicht dadurch geändert wird, daß ein auch trotz der entstellenden Verirrung hochachtbarer, durch mehrere wesentliche Züge einer erhabenen Gesinnung geadelter Charakter demselben Manne angehört, in welchem jenes System der verfeinerten Lebensflucht Wurzel schlug.

Wir können also ohne Unrecht an der Person wieder die Sache ins Auge fassen, und hiebei ist es in der That traurig, seit über 100 Jahren vermeintliche Philosophie auf dem rückleitenden Wege zu den finstersten Ausgeburten der Vergangenheit anzutreffen, ja sich gestehen zu müssen, daß im Hauptpunkte, trotz aller Geistreichigkeit, doch eigentlich nur ein System der Verrücktheit vorliege, einer Verrücktheit freilich, die nicht wenig vorgängerische Varianten aufzuweisen hat. Doch, wie gesagt, solche obenein traumideologisch verrenkten Philosophien sind nur Nebenspiele in einem umfassenderen Krankheitsvorgang, der sich durch die Weltgeschichte hinschleppt und in vielen Richtungen zu einem hartnäckig eingewurzelten Uebel geworden ist.

3. In den religiösen Systemen und Organisationen haben sich die ursprünglichen Verkehrtheiten des Menschengeschlechts, und fast nur diese, allzu reichlich verkörpert. Unter so vielen Fehlgriffen ist aber die Bildung universell lebensfeindlicher Ansichten einer von den allerärgsten gewesen, und um den traurigen Ruhm, in diesem Punkte das Aeußerste geleistet zu haben, können sich vornehmlich nur der Buddhismus und das aus dem Judenthum erzeugte Christenthum streiten. Hatte der eine die lahme ostasiatische Welt noch lahmer gelegt, so hat das andere die thatkräftigen Europäer nach Möglichkeit in ihrem ideellen Aufschwung gehemmt und, obwohl an Lebenswidrigkeit weniger ursprünglich und weniger bedeutend, doch grade da eine Rolle gespielt, wo die Geschicke der neuern Civilisation zu entscheiden waren.

Das Christenthum ist seinem ursprünglichen Kerne nach eine lebensverächterische Lehre, die von der Bejammerung und dem Elend der Menschheit zehrte

und jedesmal nur da die größten Triumphe feiern konnte, wo die Völker am rohesten blieben und am meisten der Erniedrigung anheimfielen. Auch sind derartige Consequenzen ganz in der Ordnung. Blinde Weltfeindschaft und unkritische Verachtung des natürlichen Systems der Dinge konnten nicht dazu führen, das menschlische Wesen aufrichten und veredeln zu wollen. Im Gegentheil mußte der von Seinesgleichen unter die Füße getretene und im Elend verkommende Mensch auch das beste Fußgestell für den weltmüden Himmelsaufschwung sein. Mit zufriedenen oder gar glücklichen Naturen wäre nichts Entscheidendes anzufangen gewesen. Noth und Jammer mußten erst die mittelalterliche Welt gründlich verleidet haben, damit der Glaube an ein märchenhaftes Jenseits alles Uebrige im Gemüth verdrängen und die unbefangene Beurtheilung des Lebens gehörig verzerren konnte.

Das Christenthum von heute stimmt nicht ganz zu diesem Bilde, weil es bereits realistisch durchsetzt ist und in Beziehung auf die Hauptsache, nämlich auf die Flucht in eine „ewige Heimath", das Gepräge der Abgelebtheit seines ursprünglichen Princips an der Stirn trägt. Nur der lebendige, hoffnungsvolle Glaube an ein Todtenreich im Jenseits kann auf die Dauer einigermaaßen zu den weltverächterischen Elendsdogmen stimmen. Auch ist es dieser Glaube, der in irgend einer neuen Maske den Ausgangspunkt der spiritualistischen (oder sagen wir lieber gleich: spiritistischen) Philosophien bildet. Was im Christenthum Volksdogma war, ist sogar in der nicht eigentlich christlich, vielmehr buddhistisch gerathenen Metaphysik eines Schopenhauer zur Haupt- und Heilslehre geworden.

In der Hauptsache kommt wenig darauf an, ob

man mehr buddhistisch den mystischen Zustand einer beseligenden Lebens-Null, oder ob man auf gut christlich gleich einen rechtschaffenen Himmel, am Zeitende oder über der Welt, zum Ziel des Strebens macht. Ob man das geträumte Paradies das „Nirvana", wohl gar das „Nichts" nennt und ob oder wie man es elysisch decorirt, das bleibt für den entscheidenden Punkt gleichgleichgültig. Die Flucht in ein Nichts, welches zwar nicht das Sein der Welt, aber doch noch immer ein Sein im ontologischen Sinn oder vielmehr Widersinn vorstellen soll, ist von dem Eingang in einen Himmel kaum zu unterscheiden. Wir brauchen uns daher nicht mit solchen Kleinigkeitsdifferenzen zu befassen und können, ohne uns eines sachlichen Fehlers schuldig zu machen, die metaphysische Nichtsverhimmelung als Spielart des transcendenten Jenseitswahns und Jenseitscultus und überdies als eine Erscheinung ansehen, die ohne die Ueberlieferung und Umgebung des Christenthums auf unserm europäischem Boden nicht aufgetaucht sein würde.

4. Eine ähnliche Bemerkung, wie oben bezüglich der Person Schopenhauers, ist hinsichtlich des Idealbildes erforderlich, welches sich der neuere humanitäre Geist von der ersten Entstehung des Christenthums gemacht hat. Eine jede Aufopferung verdient an sich Achtung und Mitgefühl, auch wenn sie einer Sache gegolten, die sich als fehlgreifende Ablenkung der Menschheit von ihrem wahren Ziel erwiesen hat. Der Irrthum des Einzelnen kann nicht genügen, ein aufopferndes Verhalten an sich werthlos zu machen. Der Geist des großsinnig Menschlichen darf auch da nicht verkannt werden, wo er unter der Verzerrung der unwissendsten Völkerphantastik einem Idol von überschwänglicher Verkehrtheit anheimfiel.

Was aber die vermeintlich humanitäre Haltung des Christenthums überhaupt anbetrifft, so lehrt die Zeit der ersten Kirchenväter deutlich genug, daß eher alles Andere als die Veredlung des natürlich menschlichen Wesens beabsichtigt wurde. Selbstpeinigung und Selbstverstümmelung, Ausrottung der natürlichen Triebe, Ertödtung von Alledem, was man am Menschen als Natur und naturgemäß erkannte, — kurz die Vernichtung des Menschen, wie er von Natur beschaffen, war das nicht blos eingestandene, sondern nach allen Richtungen hervorgehobene und bethätigte Ziel. Alle diese Feindseligkeit gegen das Menschliche galt blos dem Seelenheil, d. h. der Erzeugung eines mystischen Geistesrestes, der, nach der Casteiung und Folter des ganzen Lebens, zugleich der Erde und der jenseitigen Hölle entfliehen und in den jenseitigen Freudenhimmel eingehen sollte.

Vergleicht man mit dieser sogenannten Heilsordnung diejenige des heutigen Christenthums, so hat sich das letztere allerdings bequemer und humaner eingerichtet. Es fährt in der Pflege der Ewigkeitsaussichten noch ein wenig fort, ist aber nicht sonderlich aufgelegt, die diesseitige Welt ernstlich preiszugeben. Es ist in der neuern und neusten Zeit mit einem zu beträchtlichen Theil Wirklichkeitssinn versetzt, um die im Unwirklichen hausenden Vorstellungen noch sonderlich lebendig erhalten zu können. Wo sich die Menschen auf die Natur und ihre Gesetze verstehen, da ist das, was wir eine realistische Durchsetzung der ursprünglichen Völkerphantasien nennen, in vollem Zuge. In dem Maaße, in welchem diese Vertrautheit mit dem Wirklichen sich fortschreitend ausbildet, muß der Hang zum Cultus blos gespenstischer Wesenheiten schwinden. Zunächst entsteht freilich eine bloße Mischung aus beiderlei Bestandtheilen; aber mit dem Zunehmen des Wirklichkeitsbestandtheils vollzieht sich ja eben auch der Verfall der Systeme, die ganz und gar auf die in Rohheit und Unwissenheit mögiich gewesenen Völkerphantasien gebaut sind.

Noch mehr als das Vorstellen erhält aber das Thun eine andere Richtung; die Interessen der Menschen machen sich mit ihrem Treiben schließlich ganz von der Veranschlagung jenseitiger Chancen los und wenden sich auch da, wo man äußerlich einen fadenscheinigen Rest des alten Glaubens und innerlich auch noch ein Stück transcendenten Wahn weitercultivirt, doch praktisch einzig und allein der Wirklichkeit zu. Mit dieser Verhaltungsart ist aber auch die alte Naturverachtung mit ihren menschen- und lebensfeindlichen Zügen bereits zu Grabe getragen, und nur eine mumienhafte Wiedervorführnng derselben kann gelegentlich da platzgreifen, wo Elend und Jammer, noch mehr aber, wo sittliche Fäulniß und Frivolität die Menschen herabwürdigen und in ihrer Noth oder Hohlheit zur Beute eines gespensterhaft spiritualistischen Zauberglaubens werden lassen.

Uebrigens war es nicht blos eine sittliche Verkommenheit, sondern ein ursprünglich schlechter Volkstypus, nämlich der schon in der natürlichen Wurzel mißlungene Judenstamm, gegen welchen der Nazarener seine paradoxe Lehre von der Umkehrung oder Kreuzigung aller Fleischesregungen und alles Natürlichen richtete, um so die Judenrace von deren auserwählter Selbstsucht oder, besser gesagt, die Juden von ihrem eigenen Selbst zu erlösen. Dies ist die realistische und berechtigte Seite in jenem zielbewußten, wenn auch mißlungenen moralischen Versuch der Jesuslehre. Die Hebräer waren damals äußerst corrumpirt; aber auch ohnedies war schon der Hebräerstamm an sich selbst etwas Corruptes und hatte

jederzeit seine eigenen Propheten dazu genöthigt, ihn zu verwünschen. Der letzte und zugleich am größten angelegte Reformator konnte mit seiner Fleischeskreuzigung unmittelbar nur die Selbstkreuzigung des Judenfleisches meinen, und hiemit hatte er insofern Recht, als die Judennatur sich bis heute keiner eigentlichen Besserung zugänglich, sondern nur durch Ertödtung und Ausrottung bezwingbar erwiesen hat.

Die Hebräer waren schon nach dem Anerkenntniß des ganzen Alterthums Feinde und Ausbeuter des Menschengeschlechts. Sie waren und sind zwar nicht ihrem eigenen, aber allem andern Leben feindlich, und wegen ihrer allesverzehrenden Gier können sie vom übrigen Menschengeschlecht kurzweg als eine dem gesunden Leben feindliche Macht angesehen werden. Ihre innere Unruhe, ihre verlogene Frivolität, sowie der Umstand, daß sie nicht blos selbst überall unter den Völkern Corruption verbreiten, sondern auch in jeder Art bereits vorhandener Völkercorruption ihr Wesen treiben und ihren Vortheil suchen, — dies Alles stimmt zu jener realistischen Lebensfeindlichkeit und Lebenszwieträchtigkeit.

Keine Race hängt katzenartig zäher am gemeinsten Dasein als die Judenrace, und doch ist zugleich keine vorhanden, die für Menschheit und Völker, ja zum Theil auch für sich selbst, mehr ein Lebensgift wäre, als eben dieses nie endenwollende Nomadenvolk. Es aber von seiner eignen Gier zu erlösen, ist für das Diesseits, wie Geschichte und Gegenwart zeigen, dem Reformator, der ja (sogar nach der superstitiosen Sage) selber ein Hebräerinsohn war, nicht im Entferntesten gelungen und kann auch nie gelingen. Die Christuslehre war einst für das schlechte Volk der Juden allerdings gut; die andern Völker, namentlich die germanischen, waren aber für sie

zu gut, und wenn sie ihr sammt der Liebesheuchelei anheimfielen, so haben sie doch zugleich ihr eigenes besseres Gemüth und ihre eigenen Ideale hineinverwebt. Jetzt aber ist es nur noch hohle Metaphysik nebst Theologenheuchelei, was diesen antinationalen Vergehungen gegen den modernen Völkergeist Vorschub leistet.

5. Die ausgesprochen lebensfeindliche Metaphysik, die sich in unserer Zeit immer wieder geregt und in einzelnen Kreisen in den Vordergrund gedrängt hat, darf uns nicht befremden. Sie ist ein Zubehör zu den abdankenden Religionssystemen, die sich in ihrem Greisenalter wieder ihrer Kindheit besonders lebhaft erinnern. Die selbst greisenhafte Metaphysik hat eben für die Religionen die Rolle übernommen, die Vorstellungen der Völkerkindheit wieder auftauchen zu lassen. Es ist also nur eine einzige Gattung, mit der wir es zu thun haben; aber diese Gattung hat zweierlei Vertreter, nämlich solche, welche sich kurzweg an den rückständigsten Glauben, und solche, welche sich an die mystischen Schwächen der menschlichen Natur wenden. Um nun in der Frage des demoralisirenden Pessimismus gleich bis an die entlegensten Wurzeltriebe zu gelangen und die weltgeschichtliche Erzeugung lebenswidriger Gemüthsgifte von ihrem ersten natürlichen Ursprung her zu begreifen, gehen wir über die Epoche der fertigen religiösen Lebensansichten bis zu denjenigen Ansatzpunkten zurück, wo die Erfahrungen der Menschheit, verbunden mit einer falschen, aus der Unwissenheit stammenden Deutung, zu den verkehrten Handlungen und Ansichten führen mußten.

Vor allem Andern ist das Uebermaaß in der Befriedigung (oder vielmehr in der Reizung und dem Mißbrauch) von Trieben der verhängnißvolle Abweg, auf welchem die einzelnen Lebensregungen in eine Art von Gegentheil

umschlagen. Die Ausschweifung erzeugt den Ekel, und der letztere ist nichts Anderes als eine gegentheilige, also von Naturwegen auf zeitweilige Enthaltung gerichtete Regung. Das allereinfachste Beispiel des gemeinen Ernährungstriebes kann hier schon Viel, wenn auch noch nicht Alles lehren.

Ueberfüllung und Uebersättigung sind Zustände, in denen das normale und befriedigende Empfinden durch eine widerwärtige Belästigung des Lebensgefühls verdrängt ist. Einfache Sättigung führt nur zum willkommnen Gleichgewicht, also zu jenem Ruhezustand, der als wenig oder mäßig ausgedehnte Pause zwischen dem Spiel der Triebe für das normale Leben ebenso zuträglich als genehm ist. Die Völlerei aber bringt einen Jammerzustand mit sich, der sich selbst in Unruhe und Ekel anwidert und solange dauert, bis die Selbsthülfe der Natur die schädlichen Ueberlastungen bewältigt und die durch das Uebermaaß erschöpften Kräfte wiederhergestellt hat. Der Ekel gegen Speisen und Getränke ist freilich ein sehr triviales, aber darum auch allerseits lehrreiches Beispiel. Auf den Ueberdruß am ganzen Leben verstehen sich, selbst unter den Pessimisten, äußerst Wenige; aber was die jämmerliche Körper- und Geistesverfassung nach einem wüsten Gelage zu bedeuten habe, das wissen doch gar Viele.

Die Ansicht von den Reizen der normalen Geschmacksempfindungen dürfte nun bei Denen, die der Völlerei und wüsten Ueppigkeit habituell huldigen, nicht blos unmittelbar nach dem ausschweifenden Verhalten, sondern auch übrigens keine allzu gesunde sein. Der immer wiederholte Mißbrauch der Organe läßt auf die Dauer eine Entartung der Empfindungsfähigkeit zurück. Die Nerven, denen übel mitgespielt worden

verlieren das Vermögen, auf einfache, natürliche und gesunde Reize regelrechte und wohlthuende Empfindungen hervorzubringen. Angesichts dieses Verlustes an Elasticität müssen immer größere Reizmittel in das Spiel gebracht werden, und schließlich wird die Abstumpfung oder gar Lähmung so groß, daß die Functionen vielfach ganz den Dienst versagen. Hiemit tritt dann schon die theilweise Auflösung der untersten, aber sehr wichtigen Triebkräfte des Lebens ein, und die Gefühle, von denen ein solches Absterben der Thätigkeiten begleitet ist, sind ein Gemisch von übriggebliebenen positiven Regungen, die sich noch befriedigen möchten, und von solchen Empfindungen, in denen nur die Ohnmacht und der Widerwille zum Ausdruck kommen. Eine derartige Desorganisation der gesunden Verrichtungen bringt mit Fug und Recht einen unleidlichen Zustand mit sich.

Wer aber den Werth des Essens und Trinkens oder gar speciell des Genusses gesunder Lebensmittel nach den Eingebungen eines verwüsteten Magens und eines durch Narkose abgestumpften Nervensystems beurtheilen wollte, würde ungefähr dasselbe thun, wie Derjenige, welcher von blasirten Roués eine richtige Werthschätzung des Geschlechtslebens oder gar der Liebe erwartete. Es versteht sich nämlich, daß, in Vergleichung mit den nur auf die Ernährung bezüglichen Ausschweifungen, die Wüstheiten des Geschlechtsgenusses das körperliche und gemüthshafte Sein des Menschen in noch höherem Grade angreifen und der normalen Thätigkeit entfremden. Auch ist dies nicht wunderbar. Eine organische Function, die auf die Fortsetzung der Gattung abzielt und so über das Einzelleben hinauswirkt, muß wohl auch diätetisch eine größere Bedeutung haben als die bloße Ernährung. Das Fortpflanzen ist in einem gewissen Sinn ein Schaffen

und ist der zerstörenden Gewalt des Todes entgegengesetzt. Alles, was sich auf die Entwicklung und den Gebrauch einer solchen schöpferischen Macht bezieht, muß daher, wo es der Verkehrtheit oder Verdorbenheit anheimfällt, äußerst schlimm gerathen und in demselben Maaße verwüstend wirken, in welchem es sonst ein Merkmal des Höhenstandes der gesunden Lebenskraft und eine Bürgschaft des natürlichen Fortlebens ist. Der blos organische Hergang ist schon bei der Pflanze vorhanden; aber in empfindenden Wesen sind Nervenvorgänge im Spiele, deren Rückwirkungen sich auf das ganze System aller niedern und höhern Lebensregungen erstrecken. Im Menschen ist gar oft die ganze Gemüthsverfassung betheiligt, und zwar ist dies auch schon dann der Fall, wenn wir uns die eigentliche und höhergeartete Liebesleidenschaft noch nicht eingreifend denken.

6. Die weltgeschichtlichen Verrücktheiten ascetischer Gelübde, Büßerei und Selbstpeinigung, wie sie sich in Indien wie im christlichen Europa producirt haben, würden nie möglich gewesen sein, wenn nicht schon ein Uranfang naturwüchsiger Art die Menschen zur übertriebenen und sinnlosen Befeindung ihrer Triebe und Neigungen verführt hätte. Dieser Anfang muß überall die Ausschweifung oder sonst eine krankhafte Störung gewesen sein. Späterhin, als die natürlichen Ursachen schon zu religiösen Praktiken und Einrichtungen geführt hatten, konnten allerdings auch andere Gründe die Gewohnheiten im Gange erhalten. Das Klosterwesen, das buddhistische wie das christlich-katholische, diente dann oft nur der Faulheit und wurde ein Mittel, müßige Leute auf Kosten der übrigen Gesellschaft vegetiren zu lassen. Auch ging dabei die ascetische Enthaltung mehr oder weniger in die Brüche, und was man wirklich practicirte, war ein

Gemisch von Störung des ordnungsmäßigen Verhaltens der Naturtriebe und von unwürdiger Ausschweifung.

Die Ausschweifung ist also, wenn auch nicht gerade in Reincultur, der natürliche Untergrund, aus dem alle solche Mißgebilde herausgewachsen sind. Statt sich gegen das Verkehrte und Maaßlose der Triebbethätigung zu wenden, hat der von allerhand Irrwahn umdüsterte Mensch, in seiner Verblendung über diese wahre Ursache der Störung seines guten Befindens, kurzweg die Triebe und die natürlichen Wurzeln seines Wesens angeklagt und dieselben in den Bann zu thun versucht. Wohin aber dieser kindische Bannstrahl gegen die Natur jedesmal geführt hat, das konnte stets die Untersuchung der klösterlichen oder sonst betbrüderlichen Sittenzustände deutlich genug lehren. Die bekannte, besonders von Mönchen und ehelosen Geistlichen verrathene Neigung, sich in eingehendster Weise mit Erörterung gerade der geschlechtlichen Angelegenheiten zu befassen, ist nur die natürliche Frucht der Unordnungen, auf welche sich diese Elemente angewiesen sahen. Wer dem System gesunder und guter Natur entgegenzuarbeiten sich unterfängt, fällt eben einfach denjenigen Naturgesetzen anheim, welche das Schicksal der Mißgebilde bestimmen und die naturgemäßen Consequenzen der Störungen zum Ausdruck bringen.

Nichts ist daher widerwärtiger als jene bekannte Mischung von Wirkungen eines Lebens der Ausschweifung und des sich dazugesellenden Beterthums, möge das letztere nun (in seiner überall leicht zu beobachtenden weiblichen Gestalt) als Betschwesterei auf die höhere oder niedere Prostitution folgen oder in irgend einer bei den Männern üblichen Façon die Oede der für alles Andere erschöpften Natur künstlich auszustaffiren be-

stimmt sein. Die Erscheinungen alltäglichen Lebens, die fast Jedem zur Hand sind, lehren dasselbe, was die Weltgeschichte in ursprünglicheren und größeren Zügen aufweist. Die Ausschweifung ist die Mißbildnerin, von welcher zuerst alle lebensekeln Regungen ausgegangen und, inmitten von Unwissenheit und Verstandesnebel, schließlich zu lebensgehässigen Weltansichten — zunächst religiöser und dann abgeleiteterweise auch philosophastrischer Art — ja zu ganzen Systemen aufgebläht worden sind.

7. Das Widerspiel von der Ausschweifung ist die Entbehrung. Nun kann man auf Rechnung der letzteren sehr Vieles setzen, was die Menschen den Jenseitigkeitsphantasien in die Arme getrieben und zu eingebildeten Erwartungen eines Daseins nach dem Tode verleitet hat. Was man aber nicht auf die Entbehrung zurückführen kann, ist der eigentliche Lebensekel selbst. Die aus Mangel und Noth entspringende Störung der natürlichen Functionen kann allerdings auch zu einer Zerstörung werden; aber die Schädigung ist hier nicht von derjenigen Gattung, welche sich an die Ausschweifung knüpft, und kann daher wohl einen Fluch gegen die besondere Einzelgestaltung des Lebens, aber niemals den Widerwillen gegen die natürlichen Lebensreize mit sich bringen. Selbstverständlich haben wir bei Entbehrung an die natürlichen Wirkungen äußeren Mangels und nicht an Entsagung oder Selbstcasteiung zu denken. Die Hauptstörung geht daher im Bereich des Unheils, welches auf Eutbehrung beruht, von den umgebenden Verhältnissen und nicht vom innern Menschen aus. Nicht die Organe sind zerrüttet und nicht die Lebensreize sind abgestumpft, sondern es fehlt an den äußeren Mitteln und Reizen selbst.

Wo Noth und Pein ihre weiteren Wirkungen schon entwickelt haben, da wird die Schwäche oder krankhafte Entartung der Organe allerdings auch in Anschlag zu bringen sein und in ihrer letzten Steigerung oft genug die leibliche und geistige Fähigkeit zum Leben entscheidend geschädigt haben. Solche Schwäche wird aber, so schlimm sie auch übrigens geartet sein möge, doch niemals mit jener ekeln Erschöpfung zu verwechseln sein, die auf der Uebersättiguug und dem aufreibenden Uebergenuß beruht. Die Gefühle, von denen das der Entbehrung entstammende Elend begleitet ist, können daher nie jene allgemeine Rückwirkung gegen das Leben erzeugen, die auf Erbosung gegen die Lebenstriebe selbst hinausläuft.

Der Feind, gegen den die Gefühle des Entbehrenden sich wenden, befindet sich anderwärts. Auch wird nicht der Lebensquell fälschlich als solcher angeklagt, sondern die unmittelbare Ursache des Unheils liegt viel zu klar zu Tage, um darüber ein Mißverständniß aufkommen zu lassen. Dieser Feind ist im letzten Grunde nie etwas Anderes, als die unterdrückende Macht selbst, welche die Mittel zum Leben vorenthält und die Kräfte der Arbeit hindert, ihre Früchte einzuernten. Doch geht uns im gegenwärtigen Zusammenhang diese Seite der Sache noch nicht an. Wir wissen genug, wenn wir uns zunächst darüber klar werden, daß ein Leben der Entbehrung, wenn es mit Unwissenheit gepaart ist, wohl die Glaubenshoffnung annehmbar finden, aber nie die Lebensreize und den Lebensgenuß verurtheilen wird. Es mag die Ordnung der Dinge verwünschen, in welcher ihm die Pein des Mangels auferlegt wird; aber es wird sich nicht ungereimterweise versucht finden, das auf die Befriedigung gerichtete Verlangen selbst zu schmähen.

Sogar, wo das Aeußerste der Noth und des sich dazugesellenden Elends eine wirkliche Lebensverleidung im Gefolge hätte, würde die letztere nur den Abscheu vor Gestaltungen bedeuten, in denen das Leben sich selbst und seinem Lustverlangen nicht Genüge zu thun vermag. Sie würde aber noch mit dem (immerhin ohnmächtigen) Wunsche verbunden sein, unter günstigeren Daseinsbedingungen in anderer Weise dem Lebenstrieb folgen zu können, und hiemit begreift sich auch der positive Charakter, den die Himmelsphantasien bei dem entbehrenden Theile der Menschheit angenommen haben.

Das zweideutige und heuchlerische Nichtsein, welches den müßigen, ausschweifenden, übersättigten und abgestumpften Gesellschaftsgruppen und ihren fast erloschenen, nur noch einer glimmenden Asche gleichenden Trieben als jenseitige Perspective so gemäß ist, — dieses Zwitterding von Nichts und Etwas, worin der Lebensekel, versetzt mit dem schwachen Schimmer von fauliger Lebensphosphorescenz, das nach seinem Bilde geschaffene Idol findet, kann nie eine Lockung für die entbehrenden Theile der Menschheit werden. Der Grad von sittlicher Verderbtheit, welcher zu jenem Nichtscultus der Abgelebtheit erforderlich ist, findet sich nur da, wo der Uebermuth der Macht im arbeitslosen Besitz und Genuß die Höhen der Ausschweifung erreicht und in sich alle Grundlagen des gesunden Fühlens und Wollens untergraben hat.

Der Himmel nach der gewöhnlichen Decoration kann solchen in Wollust verkommenen Leuten nicht helfen. Sie brauchen den Tod, der ihnen schließlich in rechtschaffener Weise zu Theil wird; aber sie können den Gedanken an ihn, in dieser rechtschaffenen Weise und

ohne weiteren Phantasiezusatz, nicht ertragen. Nicht blos ihre Eitelkeit, sondern auch das trübe Flämmchen Leben, welches inmitten der sonstigen Erloschenheit noch flackert, verlangt nach einer windigen Anblasung, und nur im äußersten metaphysisch-mystischen Dunkel kann diese Aufblähung der Nichtigkeit zu einem trübe schimmernden Etwas ausgeführt werden. Diese raffinirten Künste zur Bastardzeugung eines Lebens, das kein Leben, und eines Todes, der kein Tod ist, sind aber wirklich nichts, was für Noth und Mangel verführerisch werden könnte. Sie sind eine letzte Zuflucht derer, die nicht mehr wollen können und doch wollen möchten. Sie sind ein armseliger Schein, durch welchen sich die erloschene Ueppigkeit über ihre Grauheit hinauszutäuschen und mit einer transcendenten, undefinirbaren Anweisung auf Ausfüllung ihrer Oede zu schmeicheln sucht.

8. Das wahre und echte Nichtsein ist der Tod oder, mit andern Worten, das Schlußergebniß vollständiger und keinen Rest lassender Beendigung des individuellen Lebensspiels. Mit diesem wahrhaften Totsein ist mehr erreicht als mit jenem schopenhauerlichen Nichts, welches ein Gegenbild des Lebensekels ist, aber dennoch ein Sein von einer nicht zum Ekel gewordenen und daher unangebbaren Art vorstellen soll. Die entbehrenden Elemente der Menschheit haben aber von Anfang an nur an zweierlei Dingen Interesse haben können, nämlich an der Wirklichkeitsbefriedigung ihrer drängenden Triebe und, solange der Himmelsglaube vorhielt, noch an der eingebildeten Ausgleichung des im Leben Verlorenen durch eine jenseitige Entschädigung, Auch mußte diese Entschädigung selbst als ein Leben gedacht werden, welches den Zügen des wohlbekannten Daseins, aber in verfeinerter Weise, einigermaaßen entspräche. Läßt man nämlich die Phan-

tastik für einen Augenblick gelten, so ist diese im Phantasiereich bekundete Logik eine ganz natürliche und zeugt also von einem gesunden Streben. Diese Consequenz zeichnet sich vortheilhaft vor jenem Widerspruch aus, in welchen das sich selbst verleidete Gehaben der üppigen Elemente bezüglich der Jenseitigkeit verfällt.

Die größten Thorheiten sind also nicht aus der Einbildungskraft des gedrückten Volkes entsprungen, sondern haben ihre Brutstätte in den zerrütteten Nerven der überfeinerten Stände gehabt. Von den beiden großen Classen, in welche die Menschheit — durch die Ungleichheit der Glücksgüter und noch mehr der politischen Rechte — bisher immer zerfallen ist, hat jene, der die Anstrengungen und Entbehrungen zufielen, zwar durch Rohheit und Unwissenheit die Verbreitung des Aberglaubens begünstigt, aber doch niemals aus sich selbst und aus ihrer eigenen Lage jene verkünstelten Zwittergestalten von Zweifel und Aberglauben erzeugt, in welchen die andere Classe luxuriirt hat. Allerdings ist auch die Masse der Aermeren niemals ganz von Ausschweifungen und deren Folgen freigewesen; aber die Ausdehnung derselben war stets so beschränkt und bemessen, daß von einer Vergleichung mit dem Verhalten der obern Schichten nicht die Rede sein kann. Nicht blos der Mangel, sondern, was wichtiger ist, das Gegengewicht der Arbeit hinderte an der aufreibenden Ausdehnung eines ausschreitenden Verhaltens.

Alles, was man selbst heute an Ungehörigkeiten der Lebensweise in den Volksschichten nachweisen kann, genügt nicht im Entferntesten, die durchschnittliche Gesundheit der Lebenstriebe in jener Weise zu beeinträchtigen, die bei den blos genießenden Classen die Regel ist.

Das mystische Nichts der Philosophastrik steht daher noch tief unter jenem Nichts des bekannten Lebens, für welches sich die Masse der gläubigen Buddhisten zu interessiren vermag. Das Denken mag dabei fehlen; aber der natürliche Zug der Phantasie kann bei der entbehrenden und gedrückten Menge nur die Richtung auf eine für positiv gehaltene, wenn auch transcendente Ausgleichung annehmen. Man kann daher getrost voraussetzen, daß die buddhistischen Nichtsvorstellungen, soweit sie mit anscheinendem Ernst den Gegensatz jedes positiven Lebens erfassen wollen, nicht im Bereich volksmäßiger Daseinsweise, sondern von den höheren Gesellschaftsschichten her erzeugt worden sind. Sie haben den Ekel am Leben zum natürlichen Ausgangspunkt, und dieser Ekel stellt sich nur da ein, wo sich die Ueppigkeit im Leben mißbräuchlich ergangen und an den natürlichen Lebensgesetzen vergangen hat. Auch ist es der Sage nach ein weichlich lebender Königssohn gewesen, welcher die Asiaten mit jener raffinirten Religion der Lebensfurcht und Blasirtheit beglückt hat, während der christliche Mythus doch wenigstens einen dem Volke angehörigen Stifter aufweist und so zu dem positiven Himmelsglauben, wie er den entbehrenden und unwissenden Classen eigen ist, ganz wohl stimmt.

9. Wie gerade die einseitig auf üppige Lust gerichteten und den entsprechenden Gesellschaftsschichten dienstbaren Lehren auch in Erscheinungen der griechischen Philosophie zu ihrem völligen Gegentheil geführt haben, dafür liefert der Cyrenaische Philosoph Hegesias, welcher schon der durch die Folgen des Alexandrismus tief verderbten und zerfahrenen Epoche angehörte, ein entscheidendes Beispiel. Er war einer der spätesten Abkömmlinge der hedonischen d. h. auf Lebensgenuß

gerichteten Schule des Aristippos, dessen Lehren in den genußsüchtigen Kreisen des durch Handelsreichthum ermöglichten Wohllebens den meisten Anklang gefunden hatten. Hegesias selbst nun aber sah sich im Gegensatz zu seinen philosophischen Ahnen genöthigt, nicht das Leben, sondern den Tod zu lehren. Er könnte in dieser Beziehung sogar als ein antiker Vorläufer Schopenhauers gelten, wenn nicht das Wenige, was wir von ihm wissen, noch in der Verirrung selbst sich verhältnißmäßig rationell anließe. Er soll nämlich gelehrt haben, daß Minderung des Kummers das einzig Erreichbare und daß in Ermangelung vollkommener positiver Befriedigung der Tod das Beste sei. Die Selbstmorde sollen sich in Folge seiner lebensverzweiflerischen Theorie stark gehäuft und diese Manie sogar das Einschreiten von Regierungen herbeigeführt haben.

Wie es sich nun aber auch mit diesen, nur auf spärliche und dunkle Nachrichten hin erkennbaren Ansichten und Vorgängen verhalten haben möge — soviel ist gewiß, daß sich das Programm des Lebensgenusses in das der Todeszuflucht verwandelt hat, daß aber keine Spur davon anzutreffen ist, es sei der Tod von Hegesias selbst nicht im ernsten Sinne vollständiger Vernichtung verstanden worden. Dieser Vorzug vor der buddhistischen und der entsprechenden neusten metaphysischen Verschrobenheit mag auf Rechnung besserer Züge griechischer Denküberlieferung zu setzen sein und muß uns hindern, in einem Hegesias ein vollständiges Ebenbild Schopenhauers finden zu wollen. Doch in der entscheidenden Hauptsache bleibt der Präcedenzfall ohne Einschränkung maaßgebend, indem er lehrt, wie dem erschöpften Lustcultus nichts übrigbleibt, als dem Leben den Rücken zu kehren. Geschieht Letzteres ohne Aber-

glauben, so ist der freiwillige Tod oder überhaupt die Aussicht auf die ruheschaffende Macht der individuelleu Vernichtung eine sehr natürliche Perspective. Das sich zur Last gewordene, abgebrauchte und sozusagen lebensunfähige Leben will von sich selbst, nämlich von dem störenden Rest, in welchem es noch existirt, endgültig befreit sein. Sogar bezüglich des Stifters der buddhistischen Religion kann es als historisch feststehend gelten, daß dieser Inder, nachdem er mit der Verkündung und Ausbreitung seiner Lehre ein religiöses Endziel erreicht zu haben glaubte, das weitere Leben mit den drohenden Altersbeschwerden von sich abgeschüttelt hat.

Die komische Seite der metaphysisch zugerichteten „Verneinung des Willens zum Leben“ ist aber die, daß es den Romantikern neusten Schlages mit ihrer tod- und nichtssucherischen Erlösungsmanier nie rechter Ernst ist. Sie brauchen vielmehr ein ihrem Wesen entsprechendes, zwitterhaftes Balanciren zwischen Leben und Tod, und sie finden nur in einer unklaren Mischung von beiden Elementen den Anknüpfungspunkt für ihre zerfahrenen, bald mit dem Leben, bald mit dem Tode coquettirenden Velleitäten. Thatkraft und Entschlossenheit bleiben dem verrenkten und durch abseitsgerathene Kunstgenüsse auch geistig ausgemergelten Dasein natürlich fern, und so dürfen wir uns nicht wundern, in der romantisch reactionären Gesellschaftssphäre eine ausgeprägte Neigung für die Zwittervorstellungen von Leben und Tod anzutreffen. Bleiben wir jedoch zunächst bei den Consequenzen der ausschließlichen Lustdoctrinen, in denen schon die Anlage zum späteren frivol romantischen Cultus der Lebensfeindschaft und Nichtsverhimmelung enthalten ist.

Für den allgemeinen Satz, daß die abnorm zugespitzten Sinnlichkeitssympathien bereits den Krankheitskeim zur romantischen Hinwegsetzung über das Leben und zur religiös-metaphysisch verbrämten Nichtsanbetung in sich hegen, fehlt es auch in der jüngsten Zeit nicht an einem bedeutenderen Beispiel. Die Sphäre der Kunst ist bisweilen eine sehr schlüpfrige, und die abnormen Größen, die auf diesem Boden hingleiten, verfallen den extravagantesten Zuständen und Lagen. Letzteres ist im höchsten Maaße da der Fall, wo nicht der Verstand, sondern die Romantik vorherrscht, uud wo eine sogenannte Genialität sich über die natürlichen und gesunden Bedingungen des wirklich schöpferischen Verhaltens willkürlich hinwegsetzen zu dürfen glaubt. Mich geht das besondere Kunstgebiet der Tondichtung, in welchem ich den lehrreichsten Fall der bezeichneten Art antreffe, an sich selbst nichts an, und ich schreibe auch nicht für Solche, die in modisch künstlerischen Ablenkungen vom modernen Leben aufgehen; aber wohl muß der Zustand der höheren Gesellschaft, der sich in den romantisirenden und philosophelnden Ausgangspunkten der Kunst und speciell der Musik bekundet, von allgemeinem Interesse für alle diejenigen sein, welche die jüngste Krankheitsgeschichte des Geistes verstehen wollen.

10. Die Sinnlichkeitslehre von Ludwig Feuerbach, die an sich selbst in der Richtung auf das Gesunde angelegt und nur zu einseitig ausgefallen war, empfing eine der interessantesten Huldigungen dadurch, daß der Vertreter der sogenannten Zukunftsmusik seine ästhetische Hauptschrift „Das Kunstwerk der Zukunft" jenem freisinnigen Philosophen widmete und sich als Anhänger von dessen Lebensansicht bekannte. Nun

hatte ebender Richard Wagner, der zur Zeit der Freiheitsregungen nicht nur die Feuerbachsche Sinnlichkeit adoptirte, sondern auch republicanische Zukunftspolitik im Sinne trug, sich bald so weit rückwärts entwickelt, um ein Anhänger der weltüberwinderischen Romantik Schopenhauers zu werden, und war schließlich consequenterweise dabei angelangt, auch die politische Romantik gutzuheißen. Was uns hiebei besonders angeht, ist aber nur der Fortschritt von den Sinnlichkeitssympathien zu deren scheinbar völligem Widerspiel. Indessen war dieser Vorgang nicht von anderer Art, als ihn das allgemeine Naturgesetz mit sich bringt. Die Ueberschwänglichkeiten der sinnlichen Lebensbehandlung müssen in einer Mischung enden, die noch einen Rest davon enthält, übrigens aber in irgend einer Art von weltüberspringender Verstimmung besteht. Wo nun die Nichtsverhimmelung ihre Dienste anbietet, da kann wenigstens die sonst in solchen Fällen ihre Rolle spielende Klippe des eigentlichen Katholisirens, d. h. in der romantisch künstlermäßigen Art, umschifft werden. Es erschien anständiger, zunächst mit Schopenhauer Mystik zu treiben und sich mit ihm scheinbar über alle Volksreligion zu erheben, als sogleich unverbrämt den gemeinen Weg der religiösen Reaction zu wandeln.

Die Propaganda, die der Componist Richard Wagner in den seiner Parole folgenden Kreisen für Schopenhauers Anerkennung entwickelte, bot allerdings auch eine gute Seite dar. Nur schade, daß diese gute Seite eine völlige Nebenangelegenheit, ja zum Theil eine von den betreffenden Kreisen nicht beabsichtigte Zufälligkeit gewesen! Schopenhauer hatte, wie schon oben gesagt, bei aller seiner systematischen Verkehrtheit doch im Einzelnen und im Persönlichen große Vorzüge, ja zum

Theil echte Verdienste. Er war nicht nur ein lange unterdrückter Philosoph, der die zu seiner Zeit gangbarsten Fachgenossen, wie die Schelling, Hegel, Herbart u. dgl., an Fähigkeiten und Kenntnissen gewaltig überragte, sondern auch ein Charakter von erheblichem Gerechtigkeitssinn und ausgestattet mit dem erforderlichen Sarkasmus gegen einzelne Züge der Corruption, namentlich im Genre des gelehrten Unwesens. Wer die Lectüre seiner Schriften förderte, konnte möglicherweise auch im Sinne dieser günstigen Charakterzüge wirken. Nur sind leider die betreffenden Gesellschaftsclassen, wie ich sie aus eigener Anschauung kenne, gar nicht danach angethan, für dieses Bessere im Schopenhauerschen Geiste und Charakter empfänglich zu sein. Bei ihnen fehlt die Sympathie für die Gerechtigkeitszüge und für rücksichtslose Enthüllung verderbter Verhältnisse gänzlich. Einem derartig beschaffenen Publicum wäre ein solcher Schopenhauer, der das geistige Kloster der Mystik und die zugehörige billige, nur von ohnedies Erschöpften zu bethätigende „Entsagung“ mit dem Sinnenraffinement verbunden, übrigens aber alles wirklich Edle zur Seite gelassen hätte, unvergleichlich lieber gewesen, als der Schopenhauer, wie er nun einmal wirklich war, mit seinem Fonds wenn auch nur partieller, so doch immerhin in mehreren Richtungen echt moralischer Indignation. Die letztere ist jedoch gegen den sogenannten guten Ton einer verderbten Gesellschaft, und so hielt man sich denn nur an die schlechteren, wahlverwandten Elemente.

Man befaßte sich mit Schopenhauer im Punkte des Aberglaubens und goutirte in seinen Schriften das, was der mystischen Verschrobenheit nur irgend wirkliche oder vermeintliche Nahrung zuführen konnte. Man

wollte über die gewöhnlichen Rücksichten des bessern Verhaltens dadurch hinweggehoben werden, daß man sich in der Betrachtung der allgemeinen Schlechtigkeit der Welt das eigene Gewissen erleichterte und für die eigene Nichtswürdigkeit in dem mystischen Nichts aller Lebenswerthe, dem transcendenten Nirvana noch schließlich eine Zufluchtsstätte fände. Man zog die Schopenhauerschen Vorstellungen in den Kreis der eignen Erbärmlichkeiten hinein und reducirte sie demgemäß hinreichend, um die Forderungen der abgelebten Ueppigkeit mit ihnen gar noch verträglich zu machen.

Wenn also der Zukunftsmusiker den Weg von der realistischen Zukunftsphilosophie Feuerbachs zur romantischen Vergangenheitsphilosophie eines Schopenhauerjüngers zurückgelegt hatte, so waren die höchst luxuriösen Gesellschaftskreise, die sich auf den neuen Nichtscultus einließen, instinctiv dazu geneigt, sich ebensosehr mit den Praktiken des ausschweifenden Lebensgenusses als mit den aus dem Jammer und der Erschöpfung entspringenden Gegenregungen theoretisch stimuliren zu lassen. Der ganze Zustand hat, wie man sieht, eine Bedeutung, die weit über die persönlichen Vermittlungen und Zufälle hinausreicht. Die Beschaffenheit der verderbten höheren Gesellschaftsgruppen brachte und bringt solche geistige Strömungen mit sich. Die Geneigtheit zu mystischen Verschleierungen und zur Untertauchung der eigenen Misere in ein allesverschlingendes, aber doch die eigene Eitelkeit noch ein wenig conservirendes Zwitternichts ist diesen corruptionsconservativen Gesellschaftselementen ganz angemessen. Sie können für ihre Misere ein Stück elenden Aberglauben nicht entbehren und fallen in ihren Nichtigkeitsvorstellungen jenem sich nirgends verleugnenden Naturgesetz anheim, welches auf

den Lebensmißbrauch den Widerwillen der Blasirtheit unabwendbar folgen läßt.

11. Um wieder zu Richard Wagner selbst zurückzukehren, so soll hier nicht unmittelbar der Charakter seiner Tondichtungen, sondern nur derjenige seiner zugehörigen Wortdichtungen, und zwar als Merkmal für den Zustand des pessimistisch verdorbenen Geschmacks, in Frage kommen. Was in der höhern Gesellschaft an ästhetischer Zerfahrenheit möglich ist, dafür legen die Wagnerschen Textdichtungen ein mehr als genügendes Zeugniß ab. Sie sollen mit den Tondichtungen aus einem Gusse und wollen daher weit mehr sein als gemeine Operntexte, bei denen man an ein gewisses Maaß Albernheit gewöhnt war, und die man als solche niemals sonderlich schätzte. Dieses „Kunstwerk der Zukunft“ sollte allseitig sein und auch in der Wortdichtung etwas Großes vorstellen. In der That ist nun aber eine romantische Ungeheuerlichkeit ausgetragen worden, in welcher die kindischsten Züge der Sagenwelt noch durch die besondere Darstellung des vorgeblichen Poeten überboten werden. Die raffinirte und dennoch unbeholfene Kunstverhimmelung muß eben nachhelfen, wo alles gesunde Leben bereits vom Schauplatz abgetreten ist. Jenes verheißene Kunstwerk der Zukunft ist, um es kurz zu sagen, ein Monstrum der Vergangenheit geworden, und die Gesellschaftselemente, welche sich von der Physionomie dieses Monstrums angeheimelt finden, haben sicherlich keine Zukunft. Wie nun auch die Wagnersche Tondichtung mit ihrem kellerhaften Geräusch nicht mehr zu bedeuten habe als die entsprechende Wortdichtung mit deren schließlich unverhüllter völliger Rückwendung zur plattesten Christerei und zum jeweiligen Machthabercultus, das habe ich in den zehn Geyer-Wagner-Artikeln meines „Personalist“ (1911—12; Nr. 284—294) dargethan.

Die Judenmischblütigkeit Wagner's, der ursprünglich „Geyer“ hieß und eine Frucht ehebrecherischen Verkehrs war, erklärt Vieles von seinem unästhetischen Wesen und von seiner Verbindung mit dem zigeunerhaften Liszt. Alte Opern, wie Mozart's „Don Juan“, selbst mit dem Daponte'schen Text, sind noch immer besser als der Wagner'sche zukunftslärmerische Neukohl. Auch moralisch war dieser Geyer Wagner wenig werth, wie sich dies noch besonders im Verhalten gegen seine erste verlassene Frau gezeigt hat. Kein Wunder also, daß christelnde Muckerei der Schluß eines wüst gezeugten und nicht minder wüst ausgefüllten Lebens gewesen! Damit ist aber der alte, in der Lastergeschichte herkömmlich gewesene Refrain eben nur auf eine persönlich widerwärtigste Weise wiederholt und ist derselbe üble Sachverhalt mit einem neusten zeitweilig renommirten Beispielchen häßlichst frisch illustrirt worden.

12. Ein Jahrhundert, welches noch in den oben gekennzeichneten Wüstheiten befangen blieb, während es in seinem Untergrunde doch auch manche Ansätze zu gesunden und kühnen Umwandlungen hegte, kann nur als die äußerst gemischte Consequenz eines früheren großen Aufschwungs und eines entsprechend jähen Rückfalls begriffen werden. Das neue Auftauchen der lebensfeindlichen Regungen in ihm muß auf die allgemeine Lage der Gesellschaft und auf die unmittelbar vorangegangenen Schicksale der Cultur zurückgeführt werden. Das neunzehnte Jahrhundert war in der That an seiner Oberfläche ein rückläufiges und nur in seiner Wurzeltiefe ein geistig fortschreitendes. Wer es im Ganzen betrachtet, wie es unmittelbar in die Augen fällt, wird

in ihm, abgesehen von den technischen Vervollkommnungen, fast nur einen großen Rückfall zu constatiren haben. Die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts war klarer und gediegener, und noch mehr zeichnete sich die Thatkraft desselben, die zur Zeit der französischen Revolution in weltgeschichtlicher Tragweite hervorbrach, vortheilhaft vor den entsprechenden, aber schwächlichen Regungen des neunzehnten aus. Auch ist es kein Wunder, wenn die reactionären Wendungen, mit denen die Geschichte seit jener ersten großen Aufraffung vornehmlich erfüllt gewesen ist, die Aussicht auf bessere Culturzustände in die Ferne gerückt, die gesunderen Elemente der Gesellschaft an entscheidenden Erfolgen verhindert und dem krankhaft verderbten Treiben das ungenirteste Spiel an der maaßgebenden Oberfläche gesichert haben.

Der eine große Rückstoß, der vorläufig ein wesentliches Stück Revolution begrub, mußte auch für alle Vorgänge zweiter Ordnung den Grundcharakter bestimmen und die Reaction zu einer universellen, also nicht blos politischen, sondern auch literarischen und geistigen machen. Die gelegentlichen Anläufe, die im verflossenen Jahrhundert in der entgegengesetzten Richtung genommen wurden, haben allerdings immerhin genützt, indem sie schließlich die Tiefen der Gesellschaft mächtig aufregten; aber sie haben doch im äußerlichen Verfehlen ihrer Zwecke geendet und hiemit den reactionären Mächten vorläufig das Feld überlassen müssen.

Hiedurch hat das letzte Jahrhundert und unsere Gegenwart den reactionären Stempel nach allen Richtungen aufgeprägt erhalten. Die Literatur ist rückläufig in romantischer Weise verdorben worden. Die Philosophie, und nicht blos diejenige, die sich im unmittelbaren Knechtsdienst der herrschenden Gewalten am breitesten machen konnte, ist durch und durch corrumpirt oder mindestens, wie bei Schopenhauer, in das Widerspiel aller Gesundheit abgelenkt worden. Auch die exactere Wissenschaft hat im Laufe dieser Periode viele degradirende und rückwärts weisende Untermischungen erfahren. Sie ist gegenwärtig so weit davon entfernt, in dieser Beziehung irgend gesäubert zu sein, daß sie arg verwüstenden Speculationen inmitten des naturforscherischen Gebiets selbst und, was das Allerärgste, sogar auf mathematischem Felde immer mehr anheimfällt.

Zweites Capitel.

Besondere Lage seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Die erste Kriegsära, die der französischen Revolution folgte, brachte auf geistigem Gebiet die übelsten Erscheinungen mit sich, die dann weiter in der Sumpfluft des restaurirten Europa vervollständigt werden konnten. Rohheit und Aberglaube waren, wie immer, mit den Kriegswüstheiten aufgefrischt und vermehrt worden. Ueberdies waren es Kriege gewesen, in denen es eine Art modernen Kreuzzugs gegen das revolutionäre Princip gegolten hatte. Die nationalromantischen Vorurtheile waren hervorgesucht worden, und der Geist des Mittelalters, den man gegen die sich regende Culturmacht der Freiheit beschworen hatte, mußte in den gemeinen literarischen und wissenschaftlichen Stömungen eine gehorsamste Aufnahme finden.

Alle rückläufigen Elemente tauchten im neunzehnten Jahrhundert empor, um gegen das achtzehnte geistig zu reagiren und das Mittelalter nach Kräften, wenn auch nur zu einem trugerkünstelten Scheinleben, zu reactiviren. Die Poeten oder Literatoren im Genre der Schlegel, nebst der zugehörigen Flucht in den Katholicismus, als die Verquicker gemeinster Sinnenlüsternheit mit der religiösen Verhimmelung, zu denen sich in ähnlich verdorbener Mischung sogar scheinliberal sich anstellende Theologen, wie der erzverlogene Schleiermacher, gesellten, stellten in der belletristischen Sphäre die deutsche Romantik vor, während in der Wissenschaft Deutschthümler der Sprachkunde mit den im schlechtesten Sinne conservativen, die historisch-philologische Schule ausbreitenden Juristen sowohl römisch- als deutschrechtelnder Art in der einen großen Hauptangelegenheit wetteiferten, das Mittelalter romantisch zu verklären und es in der Gegenwart so viel als möglich zur Geltung zu bringen. So stimmte Alles in der deutschen Romantik (die übrigens nur eine Frucht des allgemeinen europäischen Rückfalles war) dahin zusammen, die Gesundheit des Denkens und Fühlens, sowie die Frische und Natürlichkeit des Wollens zu untergraben. Man coquettirte mit der positiven Religion, wie man später sich an ein mystisch-philosophisches Surrogat derselben hielt.

Nun war es jene restaurativ- romantische Sphäre, in welche die Ausbildung und die ersten umfassenden Conceptionen Schopenhauers fielen. Auch ihn hatte die dumpfe, schwere Luft gedrückt, und wir können mit Sicherheit annehmen, daß ohne den Einfluß jener romantisch verderbten Zustände der Philosoph in keine gleich verkehrte Richtung gerathen wäre. Doch lassen wir ihn; er fand zu der Zeit noch nicht die mindeste Beachtung, er gehörte zu den Spätesten und war innerhalb des allgemein romantischen Geistes doch noch im Speciellen ein arger Ketzer. Damals hatten die eigentlichen Faiseurs der öffentlichen Philosophie, also namentlich ein Schelling, bei dem Publicum das privilegirte Zwangs- und Bannrecht. Ihre tollen und wüsten Ausgeburten secundirten auch der übrigen Romantik und stellten bei dem allgemeinen Rauschgelage die Wirkungen der größten Uebernommenheit und am meisten spiritualistischen Umnebelung dar.

Lassen wir jedoch die deutsche Romantik etwas bei Seite, um andere Folgen der europäischen Luftverdickung und Freiheitseinschnürung in Erinnerung zu bringen. In England hatte die Wuth gegen die französische Revolution im Uebergang zum neunzehnten Jahrhundert den ärgsten Druck und fast eine völlige Erstickung der gewöhnlichsten Freiheitsrechte mit sich gebracht. Die bevorrechteten Classen zitterten und fieberten dort bei dem Gedanken an die großen Regungen jenseit des Canals, und in dieser Gemüthsverwirrung geschah es denn auch, daß eine nicht blos volks- sondern lebensfeindliche Lehre, nämlich die der Bevölkerungseinschnürung und Ehenbeschränkung, durch einen geistlichen Herrn, den jetzt mehr berüchtigten als berühmten Malthus, in die Welt gesetzt wurde. Sie war überdies höchst sittenverderblich, indem sie echt priesterhaft in der natürlichen und rechtmäßigen Geschlechtsvermehrung eine Sünde fand, die von der Natur selber mit den ökonomischen und socialen Strafen des Verhungerns, des Krankheitselends, ja der gegenseitigen Kriegsaufreibung der überschüssigen Elemente bedroht wäre. Vor allen Dingen sollte es das ärmere Volk sich nicht einfallen lassen, seine Kopfzahl in der bisherigen Weise

zu vermehren. Die größten Schrecknisse ständen in Aussicht, wenn das Gedränge zunähme; nur die wohlsituirten Classen oder sonst im Voraus gesicherten Elemente hätten das Recht oder vielmehr das Privilegium, Gäste an den Tisch des Lebens zu schicken.

2. Seit der Mitte der sechziger Jahre ist im Herzen Europas und gerade da, wo die Cultur nach einem langen Frieden die frischesten Aussichten hatte, eine neue Kriegsära eingeleitet worden, deren Verlauf als eine Art verwandter Parallele zu der vorher gekennzeichneten Napoleonischen Epoche angesehen werden muß. Allerdings haben die äußern Vorgänge nicht gleiche Dimensionen erreicht; aber die Rohheit und Wüstheit, die mit und nach den Kriegen während der fraglichen fünf Jahrzehnte umsichgegriffen hat, ist wahrlich nicht geringer ausgefallen, sondern, Angesichts der erweiterten Culturansprüche, nur noch fühlbarer und empörender geworden. Der Gegensatz zwischen den Culturzielen und der herrschenden Brutalität wurde sogar principiell im reactionären Sinne so schroff als nur irgend möglich ausgebildet. Auch ein neues Stück Romantik, diesmal geradezu politische Romantik, hatte sich demgemäß angefunden und ward in Dienst genommen, um Alles zu entstellen, was den gesunderen und edleren Auffassungen des menschheitlichen und nationalen Berufs entspricht. Freilich ist diese geistige, nach rückwärts weisende Verseuchung zu einem großen Theil nur trüber Widerschein von denjenigen Vorgängen, die schon der ersten Kriegsära des neunzehnten Jahrhunderts entsprossen waren. Dieser geistig abgeleitete und abgeschwächte Charakter ist aber auch ganz in der Ordnung; denn Alles, was man nach der kurzen Aufraffung von 1848—49 erlebt hat, ist ja nur eine Copie im verkleinerten Maaßstabe gewesen.

So wenig im Allgemeinen der Rückstoß gegen die Bestrebungen von 1848 mit dem gegen die von 1789 eine auch nur entfernt gleiche Bedeutung in Anspruch nehmen kann, ebenso wenig hat das zweite Reactions-Regime an sein Urbild herangereicht, wofern man nämlich nach den positiven Kraftäußerungen und nicht nach dem Grade der Corruption fragt. Die Demoralisation macht eben inmitten der allgemeinen Schwäche die ungemischtesten Fortschritte, und zu ihrer Vebreitung bedarf es keiner besondern Stärke. Die Erbschaft dieser Zustände ist zuletzt Deutschland fast ausschließlich zugefallen und hat sich dort noch etwas mehr mit dem Geist der nackten Brutalität versetzt, so daß die Nachahmung und der Ableger des Ablegers in Rücksicht auf die Sitten allerdings einen etwas andern Charakter annehmen mußte. Da aber philosophisch wie ästhetisch die Impotenz eine vollkommene blieb, so suchte man von dem alten romantischen Kram, der sich nach 1815 so breit ausgelegt hatte, alle Sächelchen zusammen, die sich nunmehr irgend mochten anbringen lassen. Demgemäß ist die Denkweise zurückgeschroben und die literarische Aufmerksamkeit auf das abgelenkt worden, was sich nur irgend in rückständiger oder rückläufiger Weise an die Romantik anlehnte oder als mit ihr verwandt erwies.

Dies Alles würde aber auf geistigem Gebiet wenig gefruchtet und bei der kläglichen innern Schwäche nur ganz bedeutungslos die ihm äußerlich gesicherten Plätze ausstaffirt haben, wenn nicht wissenschaftliche Regungen von anscheinend modernem Anstrich, aber stark mit demoralisirenden Vorstellungen versetzt, der Verherrlichung der Brutalität und der Verhöhnung der Humanität zu Hülfe gekommen wären. Was konnte es helfen, aus Schopenhauers nachzüglerischer Romantik und Lebens-

verlästerung etwas pessimistisches, gegen das Gemüth und dessen Thatkraft gerichtetes Gift zu saugen, oder was konnte gar die Wiederanpustung Schellingschen Windes irgend helfen, wenn nicht erheblichere Hülfsmittel zur Verwirrung und Verfinsterung menschlicher Gemüther aufgefunden wurden!

Aus dem verkommensten Gebiet des Geistes, nämlich aus der mystisch entrenkten und völlig haltungslosen Philosophasterei, konnte die Hauptunterstützung doch nicht kommen! Mit den abgelebten Speculationsresten war wohl in den raffinirten Kreisen der höhern Gesellschaft einiger Unfug anzurichten. Aber für die weitern Kreise, in denen man sich doch auch auf einen sogenannten Fortschritt, auf vermeintliche Aufklärung etwas zu Gute that, mußte, bei dem Ansehen der Naturwissenschaft, eine wieder speculativ abseits gerathene Naturforscherei in starker Versetzung mit demoralisirenden Lehren der Ausgangspunkt für die Verherrlichungen der Brutalität werden.

Hiezu eignete sich vortrefflich der sogenannte Darwinismus, der seit 1859 seine Tour begonnen hatte. Sein gewissermaaßen und halbwegs wissenschaftlicher, den fünfzig Jahre älteren Leistungen des Franzosen Lamarck entlehnter Bestandtheil, nämlich die allgemeine und einheitliche, auf die Arten des Thierreichs und überhaupt auf die Organismen bezogene sogenannte Entwicklungslehre könnte, allem Anschein nach, auch in der Darwinschen Fassung eine entsprechende Verbreitung allenfalls gefunden haben. Allein das Umsichgreifen der übrigen und namentlich der antimoralisirend unwissenschaftlichsten Bestandtheile des Darwinismus würde unerklärlich bleiben, wenn man nicht daran dächte, daß diese schlechteren Lehren von den ihnen entgegenkommenden Brutalitätsgrundsätzen begierig aufgenommen und im Dienst der wahlverwandten Mächte des Tages großgezogen wurden.

So ist denn der Darwinisch vorgestellte demoralisirende Daseinskampf bald zum populären Schlagwort und damit zum theoretischen Beschönigungsmittel des frechsten Egoismus geworden. Das eigene Dasein auf die Vernichtung fremden Lebens gründen, — das ist das Princip bezeichnendermaaßen englischen Ursprungs, welches sich in cynischer Nacktheit aus der Daseinskampftheorie entpuppt hat. Die Uebertragung dieses Princips auf alle privaten und öffentlichen Verhältnisse der Einzelnen und der Völker ist das Hauptmittel geworden, durch welches die universelle Demoralisation am bewußtesten fortschreitet. Jene lebencompromittirende Corruption, die alles Vertrauen des Menschen auf den Menschen untergräbt, hat das Gift, dessen sie zur theoretischen Ergänzung ihrer sittlichen Verwüstungen bedarf, hauptsächlich in dieser Lehre vom Mord ums Dasein herausgefunden. Sie verwerthet es im Leben und in der Literatur nach allen Richtungen.

3. Der Kampf um das Dasein soll zoologiegemäß einen Fortschritt mit sich bringen; aber es kann eben nur der Fortschritt von Gewalt und List, kurz Verbrechen sein, was nach dieser Ansicht zu triumphiren hat. Jedes Wesen kämpft hienach völlig rücksichtslos für sein und gegen das fremde Dasein und Wohlleben. Es bestrebt sich daher, den Weg zum Ziele von aller fremden Concurrenz, auch der harmlosesten, zu säubern, und wenn ihm dies nicht gelingt, so hat es sich nach der herrlichen Theorie sogar ein Verdienst um die Vervollkommnung seiner Art erworben. Die Vorzüge, die ihm zum Siege verhalfen, mögen sie nun in

dem Gebrauch gemeiner Gewalt und List, oder in der Befähigung zu irgend einer besondern Niedertracht bestanden haben, können sich nun fortpflanzen, während die Eigenschaften der Besiegten mit ihren Trägern untergegangen oder wenigstens unterdrückt und an Vererbung sowie Weiterentwicklung verhindert sind. Hienach ist das erste Gebot, stets der Stärkere und Ueberlebende zu bleiben. Die Rolle des Unterdrückenden bietet, nach dieser wahrlich schaffotwürdigen Lehre, die wahre Fortschrittschance. Ohne die Aufzehrung viel fremden Lebens und Wohlseins, behufs Steigerung der eigenen Macht, kann in diesem herrlich höllischen System die Cultur nicht gefördert werden. Die schönsten Blüthen der letzteren sollen also grade dadurch gezeitigt werden, daß der Stärkere den Schwächeren niedertritt.

Diese ebenso verbrecherhafte wie brutale Consequenz erinnert lebhaft an die neue Rechtfertigung, welche aus der Daseinskampflehre auch dem schnödesten Raubmörder zu Gebote stände, wenn er nur mit dem (freilich für seinen einfachen Standpunkt zu hoch gegriffenen) Gelüst coquettiren wollte, sich auch einmal „ethisch" zu verherrlichen. Er hätte nur nöthig, all' seine Raub- und Mordgeschicklichkeit in die Waage der neumodischen Rechts- und Naturordnung zu werfen und dabei bemerklich zu machen, wie bedeutend ihn diese Eigenschaften im „Kampf um das Dasein" begünstigten und wie Aussicht vorhanden sei, durch Fortpflanzung während einiger Menschenalter die allerprächtigste Raubrace zu erzielen, der einst Alles, was ihr am Wege in die Hände fiele, Gut und Blut ungesühnt lassen müsse!

Man kann übrigens diese moralische Seite des Darwinismus zum Theil als eine Verallgemeinerung des Malthusianismus ansehen, wofür Darwin selbst sogar

sein Ganzes, also auch hinsichtlich der thierwissenschaftlichen Hauptgesichtspunkte, ausgegeben hatte. Aus dem Malthusschen Gedränge und der Malthusschen Art von Gestaltung der Daseinsconcurrenz hat nämlich Darwin zunächst ein allgemeines zoologisches Gesetz und alsdann eine Theorie gemacht, welche auch in den menschlichen Verhältnissen mit dem „struggle for life" das „Recht" des Stärkern zu Ehren bringen und als culturgeschichtliches Fortschrittsmittel verherrlichen sollte. Was die eigenen Ausführungen Darwins in dieser letztern Richtung noch etwa haben fehlen lassen, das ist dann durch die Breittretungen untergeordneter Schüler, und zwar nicht zum Wenigsten auf deutschem Boden, auch für die blödeste Auffassung unverkennbar gemacht worden. Hiebei haben sich auch die politisch reactionären und die socialdemagogischen Wendungen in hellstes Licht gestellt, so daß man es nunmehr mit Händen greifen kann, wie die Daseinskampflehre ihrem Wesen nach nicht blos moralischen Niedergang, sondern auch jede andere Gattung von Culturrückschritt zu beschönigen geeignet sei. Ihre Haupteigenschaft aber, um deren willen wir sie eingehender kennzeichnen mußten, ist ihre Verwandtschaft zu den das Leben compromittirenden, den Menschen zur Verachtung des Menschen und alles edleren Daseinsgehalts anreizenden Grundsätzen einer im allerrohesten Unrecht gleichsam schwelgenden Unmenschlichkeit. Ihr Schicksal wird das des berüchtigten Malthusianismus sein, indem der Geschichtsschreiber der Sitten in nicht allzulanger Frist zwar noch ein alsdann verrufenes Capitel aus der heutigen Denkweise, aber nicht mehr eine als „wissenschaftlich" geltende Theorie vorzuführen haben wird. Nicht zu vergessen ist dabei, daß sowohl Malthus als Darwin von ihren Jüngern

an Gemeinheit und Schlechtigkeit noch sehr beträchtlich überboten worden.

Nach Alledem hat es nicht etwa eine dritte Kriegsära, sondern seit 1914 einen Weltkrieg von noch nie dagewesener Ausdehnung gegeben. In den nächsten Ursachen ist er als eine Frucht der geschilderten Mißstände anzusehen, übrigens aber nur eine Fortsetzung und Zuspitzung des seit Jahrtausenden herrschenden Raubsystems und der entsprechenden Verstaatung sowie centralistischen Verknechtung der Menschen. Was ihn und seine lebenzermalmende Fortsetzung gegenüber den Besiegten und Entwaffneten in unserer Zeit ermöglicht hat, ist jene Blut- und Kriegshörigkeit des Einzelnen, die Volk und Völker zu willenlosen Maschinen macht, die sich für den Sondervortheil von Magnaten und Bankcliquen, nebst Dynastenthümern und Geschäftspolitikern, gegenseitig zerreiben müssen. In diesem Sinne ist Wettrüsten, Wettbluten und Wetthungern von Völkern zur Thatsache geworden, und können alle Gräuel und alles Gift begriffen werden, welche dabei von den Raubreichen ausgegangen. Die sonst mehr versteckt gebliebene Barbarei ist damit handgreiflich in aller Welt und für alle Welt zu Tage getreten und hat Alles in ein wüstes Chaos verwandelt, in welchem nur Hauptlinien des außerdeutsch gewissenlosesten sogenannten Daseinskampfes vorher gekennzeichneter Art erkennbar bleiben und, selbst bei theilweiser Besserung der Völkerzustände, nicht blos zurückschrauberische, sondern teuflische Zukunftsfolgen haben müssen. Im „Personalist“ habe ich jedoch versucht, unter Verurtheilung der gesammten Geschichte und im Hinblick auf eine ihr entgegenzusetzende Geisteshaltung, auch Wege zum Bessern zu weisen.

4. Den Gefährdungen des gesunden Wollens entsprechen obenein die nebenhergehenden Auflösungen des Verstandes. Wer das Leben überhaupt mit sich selbst entzweit, kann den Verstand erst recht nicht unzerrüttet lassen. Wo die Menschen mit ihren sittlichen Angelegenheiten in Verwirrung gerathen, da wird auch der Verstand in das trübe Element ungereimtester Mystik hinabgezogen, und es kann sich unter diesen Umständen sogar der sinnlich gespenstergläubige und geistercitirende Spiritismus noch neben dem psychologischen Spiritualismus bis in die sogenannte Wissenschaft hinein breitmachen.

Für dieses Eindringen des Spiritismus in das Bereich, welches sonst Wissenschaft heißt, giebt es sogar ein ansehnliches Beispiel. Wallace, ein Reiseforscher und Schriftsteller, der gleichzeitig mit Darwin den theoretischen Kern des Darwinismus formulirte, also sozusagen der wissenschaftliche Doppelgänger Darwins, war nicht etwa blos ein geistergläubiger Leugner der Materie, sondern figurirt auch mit seinen Schriften in den spiritistischen Kreisen als Hauptautorität. Nun bleibt der Spiritismus bekanntlich nicht bei dem Todteseelenglauben stehen, sondern findet seine Hauptaufgabe in der Geistererscheinungspraxis, d. h. in der zauberhaften Herstellung der Verbindung unserer Lebewelt mit einem spukhaften Seelenreich. Dieser blühende Unsinn und arge Trug, der nicht blos in Amerika und England, sondern jetzt schon in ganz Europa ansässig ist, kann freilich nicht als Maaß des durchschnittlichen Geisteszustandes der gebildeten Classen, wohl aber als Anzeichen dafür gelten, daß wenigstens die ihm verwandten, nur überhaupt mystischen und occultistischen, aber in dieser Eigenschaft doch noch nicht sofort zur rohen Gespenster-

praxis aufgelegten Neigungen in großem Umfange vorhanden sind und immer mehr um sich greifen.

5. Das Leben für unbefriedigend erklären und die Fähigkeit zum festen endgültigen Wissen leugnen, — das sind, wie gesagt, zwei Dinge, die naturgesetzlich zusammengehören. Der über die Welt hinausschweifende Pessimismus würde noch wunderlicher und unlogischer gerathen, als er ohnedies schon ist, wenn sich in seinem das Leben anfeindenden Bereich eine entschiedene Freundschaft für die positiven Verstandes- und Wissenskräfte vorfände. Auch sind in der That Schopenhauers Auslassungen über diesen Punkt bestimmt genug gewesen, um erkennen zu lassen, daß sich schon bei diesem, doch nicht gerade wissensarmen Philosophen zu der Verächtlichmachung des Lebens überhaupt auch eine grundsätzliche Herabwürdigung der menschlichen Verstandesfähigkeiten gesellte. Auch stimmt hiezu sein schließliches Versenken der angeblich unzulänglichen Philosophie in individuelle Mystik. Sogenannte Intuition ging ihm über Logik. Die dunkelmacherische Gefühlsverwirrung, in welcher hauptsächlich das mystische Verhalten besteht, ist der gerade Gegensatz des aufklärenden und ordnungschaffenden Verstandes. Wer daher den Lebensekel allseitig erfassen will, wird in ihm die Wissensblasirtheit als integrirenden Bestandtheil vorauszusetzen haben. Wirklich ist auch die Confusion, die im Wollen und in den Sitten, und diejenige, welche im verstandesmäßig seinsollenden Denken platzgreift, sichtbar genug aus einem Gusse. Zerfahrenheit und Abschwächung im Wollen und Thun gehen Hand in Hand mit der skeptischen Preisgebung des sichern Denkens und überliefern die Menschen den zugleich wüstesten und plattesten Narrheiten und Eitelkeiten sogenannter „philosophischer" Speculation.

Die Philosophie, welche den Vorzug hat, sich da, wo sie gesund ist, am höchsten erheben zu können, hat auch zugleich den Nachtheil, am tiefsten sinken zu müssen, wo sie einmal auf sumpfigen Untergrund gerathen ist. Sie verliert sich alsdann selbst; man erkennt sie nicht mehr, und an ihrer Stelle machen sich Masken breit, die von ihr nichts als einige nebensächliche Manieren aufzuweisen haben und übrigens nur zu Mystificationen des Publicums dienen. Die gesellschaftliche Fäulniß begünstigt solch philosophastrisches Maskenspiel, indem die frivolen Sitten nach mystischen Reizungeu und Anregungen von jener Art verlangen, die wir schon in Cap. I als Zubehör der abgelebten Ueppigkeit gekennzeichnet haben. Nun hat es zu allen Zeiten von den entsprechenden mystischen Vorstellungen in irgend einem verlorenen Winkel der Gesellschaft immer einen gewissen Vorrath gegeben; aber es kommt nicht darauf an, daß derartige wüste Confusionstheorien überhaupt existiren, sondern daß ihnen in einer Zeit hinreichend ausgedehnte Neigungen bestimmter Gesellschaftselemente entgegenkommen. Im letzteren Falle wird das, was sonst nur in sich selbst ein versäuertes Dasein geführt hätte, in die Breite ausgezogen und kann sich dann an die trüben, gleich ihm verdorbenen Elemente wahlverwandt ansetzen, ja sogar das verhältnißmäßig Gesunde mitinficiren. Auf diese Weise kommt dann auch gelegentlich wohl der Anschein zu Stande, als wenn es sich um die Verbreitung eines neuen Systems handelte, wo doch in der That nur die ganz gemeine Sittenfäulniß nach einem ihr genehmen Mittelchen gegriffen hat, das sie über ihr chronisches Siechthum beschönigend hinwegtäuschen und ihr die erkünstelten Opiumfreuden der Nichtsverhimmelung verschaffen soll.

Im Gebrauch der Wunderdoctoren und Universalmittel sind die Leute bekanntlich nicht wählerisch. Der Zufall der augenblicklichen Laune bringt dies oder das in Mode und läßt es so lange floriren, bis es, nicht etwa durch bessere Erkenntniß, sondern in Folge der Abstumpfung und als etwas Altes abgedankt wird. Die Reclame leistet in solchen Angelegenheiten allerdings die größten Dienste; aber sie würde ohnmächtig sein, wenn nicht eine Menge Leute schon ohnedies in sich die Antriebe und Schwächen hegten, auf welche die Anpreisungen speculiren. Die Trivialität aber, daß es von Charlatanen nicht blos im medicinischen und diätetischen Bereich, sondern auf allen Gebieten wimmelt, bedarf im Allgemeinen keiner Beläge; nur muß zeit- und ortsgemäß auf die einzelnen, nicht gleich vom ganzen Publicum durchschauten Fälle hingewiesen werden.

6. Wir sind in der Umschau nach den lebensfeindlichen Regungen von allgemeinen naturgesetzlichen und weltgeschichtlichen Voraussetzungen ausgegangen, haben die in dieser Richtung besonders begünstigenden Charakterzüge des neunzehnten Jahrhunderts untersucht und sind schließlich bis an die sumpfigsten Niederungen gelangt, wo ein mehr als hinweisendes Eindringen der Sinn für Sauberkeit uns verbot. Erheben wir uns nun aus diesem von trüben Dünsten überlagerten Grunde zu den Höhen und Gipfeln, wo die reine Luft echten Geistes und wahren Genies ihre Stätte gehabt hat. Dort ist das zu finden, was, kräftiger und gediegener als der allgemeine Zug des Jahrhunderts selbst, über das letztere im Wesentlichen emporragte und nur theilweise von dem Zeitelement, in welchem es seinen Fußpunkt hatte, in krankhafte Mitleidenschaft gezogen wurde. Wenn irgendwo die pessimistischen, aus den Zuständen entsprungenen Anwandlungen der gedrückten nachrevolutionären Kriegs- und Restaurationsära eine würdige Gestalt angenommen haben, so ist dies in Byrons großen Dichtungen geschehen. Sein Harold und sein „Don Juan" spiegeln nicht etwa blos die Doppelnatur des den thatsächlichen Rückstoß und den idealen Drang zum Fortschritt einschließenden Jahrhunderts, sondern zeigen uns mehr als dies, nämlich die Kraft eines persönlichen Wollens, welches zwar von den das Leben anzweifelnden Gedanken tief ergriffen wird, aber doch immer über sie triumphirt.

Ja, Byron giebt weder den Gedanken noch die That preis; seine Energie verliert sich nirgends, mag er dem Aberglauben oder den äußeren Fesseln ihr Urtheil sprechen. So sehr er von der Misere des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Daseins erregt wird, und so verächtlich ihn dieser Jammer gelegentlich stimmen mag, so gestalten sich seine trübsten Zweifel doch nie zu einer endgültigen Verzweiflung oder gar zu einer stumpfen Entsagung, sondern verwandeln sich im Gegentheil stets wieder in das starke positive und heroische Wollen und in die feste Ueberzeugung, wie sie dem sozusagen prophetischen Genius eigen ist. Sind auch in der Form seine Dichtungen dem gemischten und regellosen Treiben des Jahrhunderts theils unwillkürlich, theils mit verhöhnender Absichtlichkeit angepaßt, so ist doch der rothe Faden, der sich durch sie hindurchzieht, für Jeden wahrnehmbar, welcher den persönlichen Lebens- und Freiheitsdrang einer gewaltigen, pessimistischen Anwandlungen nicht erliegenden Natur zu verstehen vermag.

Byron hält sich auf der Höhe des gesunden Lebens auch da, wo er mit dessen Trübungen romantisch zu

spielen scheint. Sein im tiefsten Grunde wurzelnder Ernst überwindet die sich anmeldende Frivolität der Zeit, und die absichtliche Leichtfertigkeit in den Allüren der Charakteristik dient nur dazu, die verderbte Gesellschaft um so entscheidender zu treffen. Es ist also ein Dichter gewesen, der den Vorzug für sich hat, in der Repräsentation episodischer Lebensanzweiflung die Philosophen in den Schatten zn stellen. Verglichen mit dem Metaphysikus Schopenhauer zeichnet er sich durch die Freiheit von Aberglauben und rückschrittlicher Gesinnung, sowie durch heldenhaftes Wesen entschieden aus. Der britische, aber zugleich internationale Dichter kann daher eine Quelle für Diejenigen werden, welche die pessimistischen Anwandlungen in lebendiger Gefühlsstärke ausgedrückt haben wollen, aber es nicht lieben, in eine ungesunde Philosophie und verschrobene Metaphysik unterzutauchen. Wenn man überhaupt in den lebensanzweiflerischen Regungen einige zeitweilig und bedingterweise berechtigte Elemente anerkennen will, so wird man alles das, wozu das menschliche Gemüth, Angesichts einzelner Jammergestaltungen des Daseins, versucht zu werden gleichsam ein Recht hat, in den echten und aufrichtigen, aller Heuchelei feindlichen Gedanken- und Gesinnungsäußerungen der Byronschen Poesie antreffen.

Fragt man danach, warum gerade der einzige Byron die natürlich pessimistischen Rückwirkungen des Jahrhunderts in einer übrigens gesunden Weise zur Darstellung bringen konnte, so ist diese Thatsache auf die überlegene Kraft zurückzuführen, mit welcher der wirklich freie Geist auch davor bewahrt bleibt, ein Diener seiner Zeit zu werden und von den secundären Strömungen derselben seine Richtung zu empfangen. Letztere

Knechtschaft ist das Loos nicht etwa blos des gemeinen Trosses, sondern auch Derjenigen, die ungeachtet ihrer höheren Capacität doch in den Ideen und Willensrichtungen befangen bleiben, welche in mehr oder minder zufälligen Zuständen ihren kurzlebigen Ursprung haben. So verhielt es sich mit den bessern Opfern der oben gekennzeichneten Romantik, und insoweit philosophische Regungen von dieser romantischen Luft entscheidend beeinflußt wurden, konnten sie, wie im Falle der Schopenhauerschen Weltverachtung, nur als abgeleitete Erzeugnisse gelten. Die Byronsche Poesie ist aber, trotz der Berührung mit einigen im Allgemeinen romantisirenden Formen und Zügen, doch im Wesentlichen über die Romantik erhaben geblieben und hat so die Ueberlegenheit der persönlichen, überwiegend realistischen Kraft über die falschen Ablenkungen der Zeit auch in diesem Punkte bewährt.

Ungleich tiefer als ein Byron steht der Hebräer Heinrich Heine mit seinen gelegentlichen Nachahmungen des britischen Dichters und mit seinem fragmentarischen sogenannten Weltschmerz. Er gefiel sich mehr oder weniger in einem ordinären Genre, welches mit der nobeln Haltung Byrons gewaltig contrastirte. Mit ihm gewahren wir wieder, wohin wir nach der Erhebung zu den Byronschen Höhen hinabgestiegen sind. Wir sind eben wieder in den Niederungen und bei den Gemeinheiten, wie sie dem Typus des Jahrhunderts entsprechen. Meine zweite Abtheilung der „Größen der modernen Literatur“ zeigt übrigens die Kluft zwischen dem Edlen und dem Juden anschaulicher als unsere wenigen hier eingerückten Worte.

7. Das Aufkommen der lebensfeindlichen (oder in der gesunderen Richtung doch wenigstens lebenszweif-

lerisch gerathenden) Regungen hat im Allgemeinen diejenigen Ursachen, die wir in ihrer naturgesetzlichen Wirkungsart als Erschöpfungszustände der müßigen Ueppigkeit gekennzeichnet haben. Die Rückwendung des ausschweifenden Lebensgenusses zu den, um mit Byron zu reden, aus der „ekeln Sattheit“ entspringenden Ansichten und Aussichten ist ein sehr natürlicher Vorgang, der nur noch da einer besonderen Erklärung bedarf, wo er in einem ungewöhnlichen Maaß in den Vordergrund tritt. Letzteres ist nun einerseits in den früher erwähnten Religionsbildungen weltverächterischer Art und andererseits in den geistigen Zersetzungsvorgängen des neunzehnten Jahrhunderts geschehen. Jener weltgeschichtliche Hintergrund und diese neusten Anwandlungen lassen sich nunmehr auf gleiche Weise begreifen. In beiden Fällen sind es gesellschaftliche Stauungs- und Zerrüttungszustände, die das Anheimfallen an falsche Lebensauffassungen mit sich brachten und bringen. Der Unterschied ist nur der, daß in jenen alten Epochen der Uebergang zu verkehrten Lebensauffassungen und entsprechend verzerrten Lebensordnungen für eine lange Zeit ein endgültiger wurde, während wir heut eben darin begriffen sind, das durch die Umstände begünstigte Wiederaufglimmen der alten Thorheiten als eine, der gemischten Uebergangsphase angehörige Rückfallsregung für immer unschädlich zu machen.

Das abgelaufene Jahrhundert hat die idealen Culturvorstellungen seines Vorgängers nicht gänzlich vergessen lassen, preßte aber mit dem Druck von Zuständen, die unter der Beleuchtung durch das bessere Wissen nur noch unerträglicher wurden. Diese überaus arge Spannung beruht nicht sowohl auf einem Fortschritt des

Elends als auf demjenigen des Uebermuths, und rührt weniger daher, daß die Summe der Gebrechen und Unzulänglichkeiten etwa an sich größer geworden, als vielmehr davon her, daß die Erweiterung des Wissens Verhältnisse und Zustände, die sonst unter der Herrschaft der Einbildung als gerechtfertigt erschienen, nun als unleidliche Thatsachen kenntlich macht. Die dem Aberglauben gemäß weltgeschichtlich verzerrten Lebensordnungen passen nicht zu jener Aufklärung, die uns das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinterlassen haben.

Es bestehen demgemäß noch jetzt zweierlei Bestrebungen. Die eine derselben sucht die Gedanken und Gefühle an die überlieferte verzerrte Lebensordnung durch obscurantistische Zurückschraubung, insbesondere durch Verherrlichung alles dumm Traditionalistischen, wieder anzupassen. Die andere aber will die Lebensordnung dem erleuchteten Gedanken und bessern Wollen gemäß umgestalten und so an Stelle der verlornen, auf Täuschung beruhenden Einheit eine wahre und dauerhafte Ausgleichung herstellen. Der erstern rückläufigen Bestrebung gehören, wenn auch freilich nur heuchlerischerweise, auch alle Interessen an, die, obwohl von der Unhaltbarkeit der alten Einbildungen überzeugt, doch für ihr Treiben noch wenigstens eine armselige Frist, sozusagen eine Galgenfrist gewinnen wollen.

8. Kriege hat es in allen Jahrhunderten gegeben; aber wo sie neuerdings bei den entwickeltsten Völkern platzgreifen, haben sie eine veränderte Bedeutung erlangt. Sie erscheinen nämlich den am meisten heimgesuchten und zugleich doch schon vielfach aufgeklärten Schichten der Gesellschaft nicht mehr als selbstverständlich, und ihre Wüstheiten und Wirkungen werden um

so lebhafter empfunden, als man an ihre Zwecke einen andern Maaßstab als früher legt. Byrons Grundgedanke, nur noch Kriege um die Freiheit als menschlich gelten zu lassen, sprießt naturwüchsig grade in den breitesten Schichten der Gesellschaft lebensfrisch auf, und der Widerwille, der in gleichem Maaße gegen die aufgezwungenen Völkerkämpfe wächst, wird zu einer die Gemüther immer mehr beunruhigenden Macht.

Die Preisgebung des Lebens in den Kriegen und überhaupt die ganze Leib- und Blutsteuer wird, in Folge der Aufklärung und des wohlverdienten Sturzes der alten Gewalten, nicht im Heiligenschein einer mysteriösen Pflicht, sondern äußerst nüchtern als eine Angelegenheit betrachtet, für welche in jedem besonderen Fall vollwichtige R e c h e n s c h a f t zu geben ist. Fehlt es nun an wirklich guten Gründen für solche gewaltige Opfer, und sieht man sich einer immer geringer werdenden Schätzung des Menschenlebens gegenüber, so muß diese Lage die übelste Rückwirkung auf den Lebensmuth ausüben. Die so entstehende Gedrücktheit der Gemüther führt nun aber im Bereich der gesunden Elemente zu keiner Lebensfeindschaft oder allgemeinen Lebensanzweiflung, sondern macht im Gegentheil geneigt, sich an die g e w a l t i g e n Gegenregungen zu klammern, die in s t a r k e n G e i s t e r n zum Durchbruch kommen und der übrigen Menge die Auswege aus solcher Lebensklemme zeigen. Es ist aber kein Ausweg möglich, wenn nicht unter den Religionen wenigstens das Christenthum, diese Schande zweier Jahrtausende, mit Stumpf und Stiel ausgerodet wird.

9. Nach einer andern, noch wichtigeren Seite hin ist im neunzehnten Jahrhundert die Unsicherheit des Lebens, nämlich dessen Abhängigkeit von der Nahrungsfrage, fühlbar geworden. Die Macht des Besitzes ist mit der Entwicklung der Maschinenära noch gewaltiger als sonst gestiegen, und die Ausnutzung, der die mittellosen Elemente anheimfallen, ist durch die wissenschaftliche Aufklärung immer deutlicher in das Bewußtsein getreten. Dabei ist es weniger die Menge des Elends an sich selbst, als das Bewußtsein von demselben und die Kenntniß besserer Möglichkeiten, was zugenommen hat, und hierin liegt eben die Bürgschaft, daß die auf diese Weise gegensätzlich starkgespannten Gefühle eher auf alles Andere als auf lebensfeindliche Ansichten gerathen.

Was den alten Wust der gegen das Leben von vornherein eingenommenen Lehren anbetrifft, so erscheint er nur bei Denen wieder, die selbst gar nicht mit dem Elend, sondern nur mit der Ueberfülle zu schaffen haben. Diese Leute coquettiren mit Uebeln, die von ihnen selbst weder unmittelbar noch im Mitgefühl irgend empfunden werden. Das wahre Uebel, unter dem sie wirklich leiden, ist der Ueberdruß, und für den letztern ist es immerhin doch noch wieder ein neuer Reiz, oberflächlich ein wenig über das Elend theoretisch hinzustreifen und sich in der eigenen Uebersättigungsmisere durch die Aufzählung des übrigen und allgemeinen Weltjammers genugzuthun. Hiezu hat das letzte Jahrhundert nun viel in die Augen fallendes Material geliefert, und so erklärt sich, daß grade die ungesunden Auffassungen und rückläufigen Interessen aus den Zuständen Nahrung für Lebensfeindlichkeit und Jenseitigkeitsflucht ziehen konnten.

Die materielle Unsicherheit des Lebens, die sich zu der aus dem unnatürlichen Kriegszwang entspringenden Geringschätzung der Person gesellt, ist dagegen ein Grundübel, das in seiner groben Realität mit den raffinirten

Ungelegenheiten oder auch bloßen Scheinübeln contrastirt, an welche die metaphysischen Verleumder des Lebens fast ausschließlich zu erinnern pflegen. Schlimmer ist aber noch die von den letzteren gar wenig empfundene Corruption der wichtigsten menschlichen Gegenseitigkeitsverhältnisse moralischer und rechtlicher Art. Namentlich gehört der zunehmende Mangel an Vertrauen, auch nur für die Erlangung der gemeinsten Gerechtigkeit gegen die Parteilichkeiten der Classenselbstsucht gesichert zu sein, zu den am meisten demoralisirenden Umständen. Jedoch auch die Neigung, das Schlechte zu gewärtigen, also jene Art des Pessimismus gesunder Naturen, die nichts mit allgemeiner Lebensfeindschaft und mit verschrobenen Theorien gemein hat, muß wachsen, wenn die Thatsachen selbst die entsprechende Physionomie zeigen. Es besteht gerade die edlere Haltung des Gemüths darin, gegen die moralischen Schäden zu reagiren; Zorn und Ingrimm sind dann seine Losung. Nun wird aber nicht blos dieser wohlthätige, sondern auch der giftartige Pessimismus in der zunehmenden Verderbtheit seinen Anknüpfungspunkt haben; ja man kann sagen, daß im schlechteren Sinne des Worts der Pessimismus nicht nur der natürliche Begleiter, sondern auch der Vervollständiger der Corruption sei. Er ist es, der in seiner völligen Herabgekommenheit und Frivolität als Leugner des moralisch Guten an keine ausgleichende Gerechtigkeit glaubt und diese theoretisch und grundsätzlich verachtet, wo sie im Leben doch nur in gewissen Fällen verhöhnt wird, in denen sie zu einem übermächtigen Parteiinteresse nicht stimmt.

10. Aus Allem, wodurch eine Zeit in besonderm Maaße gedrückt wird, ergeben sich, als gesunde Rückwirkung, immer auch solche Gefühle und Bestrebungen,

die sich auf eine von Grund aus vorzunehmende Abstellung der Mißstände richten. Nur die krankhaften und rückständigen Affectionen sind es, die dem Lebensekel zum Theil wirklich anheimfallen, zum Theil aber auch mit der nie ganz ernstlich gemeinten eigentlichen Lebensfeindschaft coquettiren, was, nebenbei bemerkt, im Gebiet der Theorie und müßigen Speculation gerade am meisten der Fall ist. Der theoretisch modische Lebensekel nun, der sich mit einem transcendentalen Nichtscultus gattet, muß schließlich dem Publicum, soweit es noch Elemente mit einigermaaßen gesunderen Fasern in sich hegt, selbst zum Ekel werden. Der Ueberdruß muß sich den Ueberdrüssigkeitslehren gegenüber bald genug einfinden, und die Feindseligkeit gegen das frivole Spiel mit speculativen Feindseligkeiten gegen das Leben kann nicht ausbleiben. Es ist das Schicksal verderbter Theorien, an sich selbst die Verderbniß zu erproben und so den weiteren Wirkungen derselben corrumpirenden Macht anheimzufallen, aus der sie herausgeboren sind. Ihre Wiege wird auch ihr Grab; denn ihr Lebenselement war ja von vornherein moralische Verwesung und Tod.

Die Auseinandersetzung, die auf diese Weise zwischen Fäulniß und Gesundheit platzgreift und weiterhin platzgreifen muß, beruht vor Allem auf der Trennung, die sich zwischen dem alten phantastischen Regime der Täuschung und den neuen Grundsätzen einer von allen gespenstischen Wesenheiten befreiten Natur- und Menschenbetrachtung vollzieht. Die praktisch und theoretisch lebensfeindlichen Thatsachen und Regungen haben bisher ihren entscheidenden Stützpunkt in der religiösen Ueberlieferung gefunden, und solange diese letztere Art von geistigem Regime, zumal in der Christischen d. h.

neuhebräischen Gestalt, die Lebensordnung thatsächlich verzerrt und entsprechende unnatürliche Lebensansichten begünstigt, werden allerdings auch Philosophastereien der verkehrtesten Art gelegentlich, je nach Umständen, immer wieder für eine Zeit lang auftauchen und die in Verwirrung gehaltenen Gemüther noch mehr verwirren können.

Inzwischen werden jedoch wenigstens die Einzelnen und Gruppen, welche sich von dem Alp judaisirender und antikisirender Ueberlieferung befreien, auch in der Lage sein, die fauligen pessimistischen Infectionen, mit denen sie etwa in Berührung kommen, bei sich selbst unschädlich zu machen, indem sie sich vor allen Dingen die rein intellectuelle Pflege der Verstandesgesundheit angelegen sein lassen. Diese letztere ist nun in der gemeinen Philosophie, wie sich dieselbe in der immer noch vorherrschenden Ueberlieferung gestaltet hat, nicht im Entferntesten zu finden. Auch in der Wissenschaft überhaupt fehlt sie vielfach, und in völlig reiner Gestalt soll sie eben noch erst von ihrer Umgebung gesondert und in dieser Sonderung völlig bewußt angeeignet werden.

Drittes Capitel.

Wirklichkeitsphilosophie als Fußpunkt höherer humanitärer Lebensschätzung.

1. Eine richtige Auffassung des Lebens ist nur möglich, wenn alle Bestandtheile desselben in ihrem reinen Wirklichkeitscharakter erkannt werden. So lange man zu den Thatsachen noch Einbildungen hinzufügt,

kann von einer zutreffenden Würdigung des Daseinsgehalts nicht die Rede sein. Die Mischung genugsam bekannter Wirklichkeit mit den Phantastereien des Aberglaubens ergiebt für die subjective Vorstellung eine Welt, die sich durch die Hinzufügung eines Gespensterreichs entstellt findet, und in welcher daher der Werth des Lebens nur relativ, unter Veranschlagung des Einflusses jener gespenstischen Trübungen, beurtheilt werden kann. Da indessen der Schrecken, den der Gespensterglaube an Jenseitiges mit sich bringt, für das getäuschte Gemüth wenigstens eine Empfindungsrealität ist, die als solche, so gut wie jeder üble Traum, zu den Elementen des Befindens gehört, so wird die umfassende Schätzung des Lebens im Allgemeinen auch mit diesen und sonst einschlägigen Irrthümern zu rechnen haben.

Hieraus folgt aber nicht etwa, daß wir nicht das Recht hätten, eine absolute Schätzung als unbemängelbar da eintreten zu lassen, wo es sich um die aufgeklärten und starken Geister der Gegenwart, und noch mehr da, wo es sich um die in viel größerem Umfang und schließlich überall zu erleuchtende Zukunft handelt. Auch müssen wir vorerst, schon um der Einfachheit willen, die absolute Schätzung, die sich nach dem reinen Wirklichkeitsgehalt richtet, der relativen Veranschlagung, die auch den Einbildungen Rechnung trägt, zu Grunde legen. Die letztere muß sich nämlich aus zwei Bestandtheilen, einem wahren und einem falschen, zusammensetzen, während die erstere ausschließlich von der Voraussetznng der wahren Beschaffenheit der Welt und des Menschen abhängig ist. Die Wendungen des Irrthums und der Einbildung sind nun bekanntermaaßen mannigfaltig; entsprechend bunt gerathen denn auch die Trübungen der wahren Lebensschätzung und bringen eine

Menge von Kreuzungen oder Ablenkungen der gesunden Vorstellungsart mit sich. Die rein thatsächliche Beschaffenheit ist aber nur eine einzige, und muß daher ihr gegenüber auch die umfassende Würdigung des Lebens einen festen und unzweideutigen Charakter zeigen.

Um nun den einbildungsfreien Gehalt der Dinge zu gewinnen, giebt es keinen andern Weg als den, das gehörig geläuterte Wissen mit allen seinen Folgerungen zur Geltung zu bringen. Die gedanklichen Gespenster, mit denen Natur und Menschenwesen noch immer durchsetzt sind, müssen sämmtlich ausgetrieben werden, damit sich die Vorgänge zwischen Geburt und Tod, wie sie wirklich sind, klar darstellen, und damit an beiden Grenzen, namentlich aber bei dem Endvorgang des Einzellebens, keine altmodischen Nebelgestalten möglich bleiben. Der wüsten Phantasie, die im Dienst der falschen Furcht ebensosehr wie in demjenigen eitler Wünsche arbeitet, muß der Spielraum für die Fictionen nicht nur überhaupt verengt, sondern in der grundsätzlich übernatürlichen Richtung völlig entzogen werden. Keine außerweltliche Conception kann noch Platz greifen, wo die gesunde wissenschaftliche Betrachtung einmal ernstlich die Fäden zwischen den erkennbaren Dingen und den außerdinglichen Imaginationen abgeschnitten hat. Deswegen ist es die Aufgabe der redlichen Untersuchung, mit allem Schein zu brechen und den Menschen auch da, wo er schmeichelnde Idole hegt und pflegt, aus diesem jenseitslüsternen und schließlich immer unheilvollen Zauberkreise zu befreien.

Allerdings mag die Verblendung nicht ganz plötzlich enttäuscht sein, und die Scheu vor der schlichten Wahrheit ist bei Denen sehr begreiflich, die ein Leben führen,

welches nach Maaßgabe der Einbildungen verzerrt und auf diese Weise mit den Unwahrheiten verwachsen ist. Auch kann unter Umständen ein in supranaturalistischer Täuschung Befangener einen gewissen Anspruch haben, daß er aus Mitleid mit seinem Schicksal, welches ihn nun einmal für einen entscheidenden Theil seines Lebens mit der wahnhaften Einbildung hat rechnen lassen, nun damit verschont bleibe, nachträglich die falschen Opfer zu erkennen, die er den Idolen gebracht hat. Wohl aber handelt es sich darum, in allen Angelegenheiten, die noch in bestimmbarer Weise der Zukunft anheimfallen, das absolute Maaß der Wahrheit geltend zu machen. Rücksichten auf einigen vorübergehenden Schmerz können hier ebensowenig, wie bei wohlthätigen chirurgischen Operationen, davon abhalten, für das künftige dauerhaft bessere Befinden zu sorgen. Ja, der Einzelne hat im Allgemeinen nicht einmal ein Recht, im Wahne zu verharren; denn sein falsches Denken schädigt die Gemeinschaft, indem es die Täuschungen stützt, die ihr zum Unheil gereichen. Nur in den soeben angedeuteten Ausnahmefällen mag die zarte Rücksicht auf ein Leben, welches in gutem Glauben und ohne bewußtes Unrecht den Wahnvorstellungen angepaßt und ihnen auf diese Weise zur Beute wurde, diejenige individuelle Schonung gebieten, die ohne Verlust für die Sache der Menschheit unter besondern Umständen möglich ist.

2. Die Scheu vor den klaren Natur- und Lebensvorstellungen wird auf künstliche Weise von denen unterhalten, die an dem Nacht- und Nebelzustande des Geistes ein gewerbsmäßiges Interesse haben. Die gemeine Philosophie mit ihrem obscurantistischen Servilismus hat demgemäß in jüngster Zeit das Wort „Materialismus“ als Scheltwort gebraucht, um gerade die gesundesten

und aufgeklärtesten Ideen, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu einem ersten Durchbruch gelangten und seit der Mitte des neunzehnten wieder in neuer Gestalt hervortraten, in einen, freilich fast nur in den eigenen Kreisen der Priester der Philosophastrik wirksamen Verruf zu bringen. Die Wörter „Pantheismus" und „Atheismus" konnten in den von den Philosophieprofessoren abhängigen Kreisen den fraglichen Dienst nicht mehr leisten. Denn die verworrene Halbrückständigkeit des Pantheismus, die früher noch als ein solcher Fortschritt erschien, daß sie sich zur Verketzerung eignete, hat schon zu viele Vertreter, als daß sich hierauf noch die alte Verrufsspeculation gründen ließe. Der Atheismus aber hat zu vielerlei Bedeutungen; je nach der mehr oder weniger groben Gottesvorstellung, die durch ihn verneint wird, ist er den verschiedensten Kategorien angehängt worden, und die Orthodoxen haben den blassesten, armseligsten Religionsliberalismus schon zu oft „Atheismus" genannt, so daß letztere Bezeichnung durch den mannichfaltigen Gebrauch abgenutzt worden ist und die Eigenschaft verloren hat, stets etwas auch nur vermeintlich Arges auszudrücken.

Während nun die Atheismusbeschuldigung bei dem gebildeteren Publicum nicht mehr recht verfangen will, ist als Aeußerstes die Hinweisung auf Materialismus in die Mode gekommen. Freilich ist auch die Kraft dieser Denunciation schon im Abnehmen begriffen; denn die Scheu der mit der Sache nicht gehörig vertrauten Elemente des Publicums legt sich in dem Maaße, als sie von denjenigen Ansichten Kenntniß erhalten, die von den Philosophiebeamten als unofficiös signalisirt werden. Ueberdies ist das Ansehen der vom Staat besoldeten Philosophie sogar durch die Bemühungen von

Gegnern des Materialismus stark gesunken und sinkt gegenwärtig vollends, seitdem den mehr ideologisch gerathenen Schopenhauerschen Angriffen auf die Universitätsphilosophie meine völlig realistischen Kennzeichnungen alles universitären Treibens überhaupt und auch speciell der Philosophastrik gefolgt sind.

Für die Abrechnung mit dem, was sich amtlich für Philosophie ausgiebt, waren die ideologischen Vorhaltungen Schopenhauers, wie sie sich in dessen zu den „Parerga" gehöriger Abhandlung über die Universitätsphilosophie zusammengefaßt finden, nicht ausreichend. Außerdem war der Standpunkt Schopenhauers als eines Metaphysikers, der sich von dem Philosophieprofessor Kant durchaus nicht emancipirt hatte, auch nicht dazu angethan, mit den universitären Zubereitern einer der Religion dienstbaren Philosophie durchgreifend zu verfahren nnd diese Leute in ihrem vollwirklichen Charakter zu zeigen. Alle Romantik, die in der Kennzeichnung und in der Hinweisung auf Besseres seitens Schopenhauers noch mitunterlief, wird völlig abgethan, sobald man der philosophastrischen Kaste gegenüber den Standpunkt wirklich geltend macht, den sie dem Publicum so gern als Teufel an die Wand malt und der sie nun mit vollem Recht beim Worte nimmt und erscheint.

Der Materialist im Sinne der amtirenden Philosophirer braucht nur das Scheltwort als eine Ehre hinzunehmen und dem Publicum das wahre Wesen von dem zu zeigen, was unter dieser Benennung verrufen werden soll, und die beste Abrechnung mit der philosophischen Fäulniß ist fertig. Bei einer entsprechenden Ziehung der Grenzlinie giebt es alsdann nur noch Materialisten auf der einen und philosophastrische Debitirer von meta-

physisch verwässerten und staatsmäßig zugerichteten Religionsdogmen auf der andern Seite. Die Bezeichnung der letzteren als Priester zweiter Classe dürfte das wahre, auf den Universitäten obwaltende Sachverhältniß am kürzesten ausdrücken. Die eigentlichen Theologen oder Priester erster Classe haben in den fraglichen Philosophirern eine Art Ableger abgezweigt und in das Bereich der Wissenschaft verpflanzt. Auch die äußere Genealogie ist noch heute leicht nachzuweisen; denn es sind meist liberal verdorbene Theologen, die in der sogenannten philosophischen Laufbahn ihre Versorgung suchen und finden. Der Priester erster Classe soll dem Volk die gröbere Speise, derjenige zweiter Classe den gebildeteren und studirenden Elementen der Gesellschaft das metaphysisch verfeinerte Gericht serviren.

3. Die Scheu vor dem Materialismus, die in einigen Theilen des Publicums künstlich unterhalten wird, muß nicht etwa nur schwinden, sondern sich in Sympathie und Anhänglichkeit verwandeln, sobald der wahre Sachverhalt in sein volles Licht tritt. Die neueren Materialisten haben sich mit Recht wenig um die eigentlichen Speculationen gekümmert und daher dasjenige Gebiet, von dessen Albernheiten sie schon an der Grenzscheide einen Begriff bekamen, in Beziehung auf seine innern Verhältnisse zur Seite liegen lassen. Auf diese Weise hat sich zwischen den auf gesunder Grundlage fußenden Ansichten auf der einen und der sich „Philosophie" nennenden Caricatur auf der andern Seite eine ähnliche Demarcationslinie gebildet wie diejenige zwischen dem wahrhaft aufgeklärten Publicum und der Theologie. Niemand, der auch nur einen Begriff von echtem Wissen hat, denkt daran, in der Theologie Etwas zu sehen, was zum gesunden Geistesleben noch irgend einen

Beitrag (es sei denn als abschreckendes Beispielchen) zu liefern hätte. Die Theologen können sich verabschieden, und man wird darin nie einen Verlust für die niedern oder höhern Bildungsvorstellungen zu bedauern haben. Auch ist der thatsächliche Rückzug des ganzen theologischen Gelehrsamkeitsapparats unverkennbar. Im höher gebildeten Geistesleben bemerkt man diese immer mehr aus den Augen entschwindende Truppe kaum mehr; aber wohl ist noch ihre Arrieregarde in Sicht, die den Rückzug decken und die Vernichtung noch eine Zeit lang hinhalten soll. Diese Arrieregarde der Theologie nennt sich verschlagenerweise Philosophie, und man wird den paar Geistern, die im neunzehnten Jahrhundert, wie August Comte und Ludwig Feuerbach, mit der Philosophie etwas Anderes im Sinne hatten, kein Unrecht thun, wenn man jenes Wort für die Jetztzeit nur in dem fraglichen, auf die Rückendeckung der Theologie bezüglichen Sinne braucht. Die thatsächliche Rolle, die eine Sache mit ihrem angemaaßten Trugnamen in der Breite des Daseins spielt, ist nicht nach ein paar Halberhebungen und Scheinausnahmen zu bemessen, wo sie sich im Gegensatz zu ihrem vorherrschenden Gepräge ein klein wenig anders gestaltet hat.

Wir können also getrost sagen, daß es seit den fünfziger Jahren wesentlich nur zwei Lager giebt, nämlich dasjenige des „Materialismus" und dasjenige der „Philosophie". So sehr Manchen diese Gegenüberstellung überraschen möge, so ist sie doch in der Natur der Sache und in dem heute von den Philosophastern selbst beliebten Sprachgebrauch wohlbegründet. Der Materialismus verhöhnt die übrige sogenannte Philosophie als unzurechnungsfähig, und die letztere schließt wieder den ersteren derartig aus, daß er nirgends als Philo-

sophie gelten soll. Hiemit wäre also die schönste Uebereinstimmung erzielt, und die Philosophie in dem hier maaßgebenden Sinne des Worts kann sich demgemäß immer mehr aus den Kreisen der Gebildeten entfernen und der Flucht der Theologie folgen. Die Philosophen in diesem Sinne, also, wie wir sie lieber nennen, die Priester zweiter Classe, sollten abtreten, und der ganze, von ihnen geübte, mit etwas unfruchtbarer Mißgelehrsamkeit verbrämte Cultus wird aussterben, ohne daß die Wissenschaft oder die höhere Bildung irgend etwas Bewerthbares verliert. Im Gegentheil könnte der reine Tisch, der auf diese Weise gemacht würde, mit bessern Schüsseln, als den verschiedenen metaphysischen Kohlgerichten der verflossenen drei Jahrhunderte, ordentlich besetzt werden. Es war nämlich der bisherige, im engern Sinne des Wortes verstandene Materialismus nur ein Piedestal, auf welchem die höhere Welt- und Lebenslehre noch erst aufgestellt werden mußte. Diese Rolle als Fußgestell, die in meinem System den materialistischen Wahrheiten angewiesen wird, dürfte doch wohl nicht als Ueberschätzung erscheinen, da eine unumgängliche Unterlage, ja selbst ein eigentliches Fundament nicht mit dem darüber errichteten Bau selbst verwechselt werden darf. Zugleich liegt aber in der Anerkennung der fundamentalen Wahrheit des sogenannten Materialismus eine unzweideutige Bürgschaft dafür, daß hier jede Unbestimmtheit ausgeschlossen und jede Zumuthung, auch nur den eigentlichen und von allen andern Erkennntnißelementen isolirten Materialismus in irgend einer Weise zu verleugnen, entschieden ferngehalten wird.

4. Es sind zwei Dinge, die sich in meiner Wirklichkeitslehre vereinigt finden. Erstens enthält sie

die gesichtete Wahrheit, die in verneinender oder positiver Weise der bisherige Materialismus klargestellt hat, und dieser Bestandtheil mag, wenn überhaupt hier zahlenmäßige Vergleichungen etwas sagen können, etwa ein Zwanzigstel ihres Inhalts vorstellen. Zweitens ist sie mit ihren übrigen neunzehn Zwanzigsteln eine positive und selbständige Welt- und Lebens- sowie Wissenschaftstheorie, deren hochideale Haltung durch ihr materialistisches Untergestell nicht beeinträchtigt, sondern im Gegentheil hiedurch erst recht sicher gemacht wird. Grade durch letztern Umstand unterscheidet sie sich von luftigen Ideologien, deren Ausgangspunkt und Norm nicht die materielle Wirklichkeit, sondern irgend ein Stück transcendentaler Phantastik ist. Nur durch diesen Vorzug giebt unsere Wirklichkeitsphilosophie auch den Ausgangspunkt ab, in welchem man zuallererst Fuß zu fassen hat, um Schritt für Schritt zu einer wirklich haltbaren Einschätzung des Lebens im Ganzen und bezüglich seiner einzelnen Bestandtheile zu gelangen.

Da also die richtige Lebenstheorie und mithin die hochmenschliche Schätzung des Lebenswerthes nicht ohne eine verläßliche Kenntniß von den allgemeinen Grundlagen der gesammten Weltanschauung angeeignet werden kann, so muß hier der Materialismus nebst seinen moralischen Folgerungen näher in das Auge gefaßt werden. Auch wird eine solche besondere Umschau mit dazu beitragen, die Vorurtheile zu zerstreuen, die theils dem Materialismus selbst gelten, zu einem großen Theil aber daher rühren, daß dieser Inbegriff von ersten Elementen zur Welt- und Lebensanschauung für eine ganze und vollständige Welt- und Lebenslehre ausgegeben worden. Der theoretische Materialismus besteht wesentlich in drei Verneinungen, welche sich gegen den

alten spiritualistischen Aberglauben richten. Die erste und fundamentalste derselben betrifft das spiritualistische Seelengespenst. Sogar das Wort Seele (im Englischen außer soul auch mind) ist schon durch den allgemeinen Sprachgebrauch mit Vorstellungen verknüpft, die der Materialist völlig verwerfen muß, und ein Schriftsteller, der auf Unzweideutigkeit und Angemessenheit der Bezeichnung hält, wird sich hüten, jenen Ausdruck in irgendwie mißverständlicher Weise zu gebrauchen. Das Wort ist, unbeschadet alles Etymologisirens, einfach die Verkörperung einer falschen Völkerphantasie, derzufolge im Leibe eine Psyche hausen und diese Behausung bei dem Tode unzerstört verlassen soll. Ja auch selbst ohne diese bestimmte Vorstellung schließt der Ausdruck „Seele" noch immer den Gedanken ein, als wenn ein dingliches Princip der Lebenserscheinungen existiren müßte. Diese selbständige Verdinglichung, sei es des Vitalen überhaupt, sei es ausschließlich des Geistigen, wird, mangels jeder naturwissenschaftlichen Begründung, ebenfalls abgewiesen und kann nicht einmal den Dichtern nachgesehen werden. Wenigstens wird eine erleuchtetere Poesie späterer Zeiten solcher unwahrer Wendungen entrathen können, ohne den Empfindungs- und Gemüthsgehalt sei es des animalen sei es des höhern Lebens irgend zu verringern. Im Gegentheil tritt das, was im menschlichen Innern lebendig wirkt, nur um so reiner und kraftvoller hervor, wenn es ohne den täuschenden Zusatz einer besondern psychischen Wesenheit oder Substanz betrachtet wird.

Die Beseitigung des Seelendinges sowie des am Todten haftenden Ichwahns ist nun aber eine Folge der gereiften Erkenntniß, die nicht nur den negativen Fortschritt gemacht hat, die gespenstische Phantastik

des kinderhaften Vorstellens der Menschheit zu durchschauen, sondern auch positiv erkannt hat, wie die Empfindungs-, Gemüths- und Erkenntnißthätigkeiten von den leiblichen Organen und deren thatsächlichem Fungiren absolut abhängig sind. Die Verrichtungen des Stoffwechsels und der Ernährung sind die Grundlage für alle organischen und um so mehr für die bewußten Lebensvorgänge. Die Bewußtseinserscheinungen selbst aber beruhen Element für Element auf den Wirkungen besonderer Theile des Gehirns. Die Sinnesempfindung und Sinnesenergie erstirbt bekanntlich schon mit den betreffenden Nervenausläufern. Die Vernichtung eines jeden Stücks des Apparats bedeutet auch die Abwesenheit bestimmter Lebensregungen, und die einfache Folge hievon ist die, daß wir in dem ganzen Inbegriff der letzteren, also kurzweg im Lebensproceß selbst, nur eine organische Verrichtung vor uns haben. Zwischen dem Innerlichsten des Bewußtseins und der irgendwie nach Außen gerichteten Wahrnehmungs- oder Willensthätigkeit vermag aber eine vorurtheilslose Physiologie auf keine Weise einen principiellen Unterschied zu statuiren.

Jener verneinende Fundamentalsatz, welcher mit dem naturwüchsigen Denken ebenso wie mit der eingehendsten Wissenschaft zusammenstimmt, ist und bleibt also der Eckstein für die materialistische Auffassung des Menschen und zugleich der Ausgangspunkt für die sonstige materialistische Weltvorstellung. Zunächst ist in ihm bereits die zweite Verneinung, nämlich diejenige der individuellen Fortdauer über den Leibestod hinaus, als Folgerung enthalten; denn wo überhaupt keine besondere Seele vorhanden ist, da kann auch nicht von ihrer Sterblichkeit oder Unsterblichkeit die Rede sein. Eine Function erfüllt ihre Zeit, — das ist Alles und

übrigens auch genug. Das Spiel des Lebens, mit Einschluß aller seiner Ruhezustände, ist ein Vorgang, der sich nach bestimmten Erregungsgesetzen vollzieht und damit seinem Wesen entspricht; es ist aber keine Darstellung eines über die Natur erhabenen Persönchens, welches sich ihm gleichsam zur Schau sehen ließe und dann wieder hinter die Coulissen zurückzöge, um seine Schauspielerei anderweitig fortzusetzen.

5. Wenden wir uns nun zur dritten, auch nicht unwesentlichen Verneinung. Auf eine ähnliche Weise, wie die Menschen dazu gelangt sind, ihrem Wesen eine selbständige Seele anzudichten, haben sie sich auch verleiten lassen, hinter der ganzen Welt ein Etwas vorauszusetzen, welches noch außer der wahrnehmbaren Wirklichkeit vorhanden wäre, und dieses Etwas obenein mit Eigenschaften auszustatten, die es dem wollenden und handelnden Menschen in irgend welchen gröbern oder feinern Beziehungen ähnlich machen. In der Voraussetzung eines solchen willenskräftigen Etwas besteht nun der Gottesglaube, mag er auch noch so fein sublimirt und von groben Bestandtheilen gesäubert sein.

Schon die Annahme, daß eine Person oder ein Geist oder, philosophischer geredet, überhaupt ein „Wesen“ über die Natur verfüge, mit ihr schalte und walte, für die Menschen sorge, allerlei Fügungen hervorbringe und dergleichen mehr, — eine solche Annahme, wie sie auch eingekleidet sei, ist stets eine Gottesvorstellung und wird vom Materialismus unter allen Umständen verneint. Ja, auch wenn der als geistig vorgestellte Gott, statt jenseit der Natur seinen Platz zu erhalten, mitten in die Welt hineingesetzt und von ihm gesagt wird, daß er in Allem und nicht außer Allem anzutreffen sei, — wenn also ein solcher Gott und die Welt als eine untrennbar zusammengehörige Einheit und schließlich als von einerlei Wesensart vorgestellt werden, so ist hiemit der irrthümliche Gottesglaube zwar an seine äußerste Grenze gelangt, aber noch immer nicht verschwunden.

Es steckt in dieser Vorstellungsart, die bekanntlich Pantheismus heißt, nicht nur eine Menge trüber Verworrenheit, sondern auch der Hauptfehlgriff, daß die Eigenschaften des jedesmal fraglichen Gottes irgend eines Religionssystems auf die Natur oder Welt übertragen und so die Dinge in dem falschen Lichte irgend einer Vergötterung gezeigt werden. Es giebt (mindestens!) so viele Pantheismen, als es Theismen giebt; der jüdische, der christliche und der muhammedanische Gott liefern, jeder nach seinen Eigenschaften, eine besondere Allgottvorstellung. Auch innerhalb der christlichen Ansichten wird sich der Pantheismus nicht einmal übereinstimmend gestalten; denn nur, wer beispielsweise seinem Gott allseitige Güte und Fürsorge im urjesuistischen Sinne beigelegt hat, wird, wenn er jenem Uebergangsstadium der Einerleisetzung von Gott und Welt anheimfällt, auch die Natur in jeder Beziehung mit jenen allväterlichen Vorsehungsabsichten ausstatten.

Der Pantheismus ist hienach die letzte Station im allgemeinen Verfall des Götter- und Gottesglaubens. Es ist eine Ungereimtheit, das Wesen der Welt oder Natur anders als unmittelbar aus ihr selbst entnehmen zu wollen. Alle Götterconceptionen sind ja nur falsche Auslegungen des Sinnes der Wirklichkeit gewesen, und man wird daher nicht den Umweg durch diese Phantasmen zu nehmen haben, um sich den wahren Gehalt alles Seins zugänglich zu machen. Der Atheismus, welcher demgemäß im Materialismus enthalten ist, bedeutet nichts weiter, als daß der Inbegriff

alles Seins unmittelbar aus der gegebenen Wirklichkeit und nicht durch Vermittlung gespenstischer Wahnvorstellungen, also ohne Untermischung mit gewöhnlichem oder höherem Gespensterglauben, zu erkennen sei.

Wer die eben gekennzeichnete dritte Verneinung, die zu derjenigen der Seele sowie jeglicher Unsterblichkeitseinbildung hinzutritt, etwa in einer, von den alten Denkgewohnheiten noch übriggebliebenen Anwandlung von fehlgreifendem Gemüthscultus nicht sofort selbstverständlich finden sollte, der möge sich den Sinn derselben etwas näher überlegen. Er wird alsdann finden, daß auch dem Gemüth nichts verloren geht, worauf es einen natürlichen und gerechten Anspruch hat. Das System des Seins hat seinen Charakter und bleibt, was es ist, gleichviel ob ein Götterwahn seine bunten Gebilde hineindichte oder nicht. Der Mensch hat seine Götter ausnahmslos nach seinem Bilde geschaffen; dies gilt vom jüdischen und christlichen Gott nicht minder, als von den in jeder Beziehung menschlich geformten griechischen Göttern. In den letzteren war nur die volle Consequenz der Phantasie zum Ausdruck gelangt, während die abstracteren Gottesgebilde den Menschen mehr in Excerpten als in seiner Totalität darstellten. Leidenschaften und Affecte haben aber überall eine Rolle gespielt, und es ist auch dem Kindheitsstandpunkt der Menschheit gemäß, sich mit mehreren oder Einem vermeintlichen Wesen auf Du und Du in Verkehr zu setzen.

Von diesem Verkehr nun, der auf einer vorausgesetzten Mitempfindung für das menschliche Ergehen und einer als zum Helfen oder Schädigen bereit vorgestellten Macht beruht, — von diesem innern Cultus ist, selbst nach Abstreifung aller äußeren Handlungen und Opfer,

oft genug noch ein Ueberbleibsel vorhanden, mit welchem das menschliche Herz am schwersten fertig zu werden pflegt. Diese angeerbte und anerzogene Neigung kann einigermaaßen fortbestehen, wenn Verstand und Wissen längst mit den phantasiemäßigen Formen der Religion gebrochen haben. Um aber die volle Consequenz und Einheit des Denkens und Fühlens herzustellen, ist es durchaus nothwendig, auch diesen sozusagen gemüthshaften Gottesglauben aufzugeben. Er steht der Wahrheit und höhern Menschlichkeit ebenfalls im Wege, und das, was an seiner Stelle errungen werden kann, ist auch für die Wirkung auf das Gemüth unvergleichlich heilsamer.

6. Wer in der Welt und Natur durch unmittelbare Erforschung der Wirklichkeit Züge erkennt, die ihn dauerhaft und ohne Gefahr einer Enttäuschung befriedigen, wer also Etwas von der Ordnung der Dinge weiß, was den natürlichen Bestrebungen seines Gemüths gesunde Nahrung giebt, — der ist wahrlich besser daran, als wer auf Wahnvorstellungen hin, die blos geglaubt werden sollen, die Welt oder das Sein mit Eigenschaften ausstattet, die als Voreiligkeiten einer fehlgreifenden Phantasie mit dem Lauf der Thatsachen nicht zu stimmen vermögen und daher das menschliche Bewußtsein immer wieder von Neuem mit sich verunreinigen. Die wahre Ruhe ist nur da zu finden, wo sich ohne jede vorgefaßte Gottesvorstellung unmittelbar ergeben hat, daß der Gehalt und die Gesetze der Natur den unverkünstelten Gemüthsansprüchen genugthun. Die Darlegung eines solchen freien Ergebnisses ist auch unsere specielle Aufgabe; denn wer den Werth des Lebens von einem Gottesdasein und von göttlichen Vorstellungen abhängig machen wollte, würde seine

ganze Rechenschaft, anstatt auf die volle Wirklichkeit, im günstigsten Falle auf einige Züge gründen, welche eben jener Wirklichkeit durch die Phantasie theils richtig, theils falsch entnommen und in Untermischung mit allerlei widersprechenden Elementen zu haltungslosen Wahngebilden zusammengesetzt worden sind.

Die Macht der Verstandesaufklärung hatte die Gottesvorstellungen ausgehöhlt, und in dieser hohlen Beschaffenheit mußten sie für Kopf und Herz völlig unbefriedigend sein, ja weit schlechter den Bedürfnissen des menschlichen Sinnes entsprechen, als die ursprünglich naiven, aber noch mit dem vollen Fleisch und Blut der Phantasie ausgestatteten, noch nicht zu abstracten Gerippen gewordenen Götter. Die Verneinung des Gottesglaubens ist hienach nicht einmal ein Attentat auf eine lebensfrische Existenz, sondern räumt nur da völlig auf, wo nur noch ein lebensunfähiges Ueberbleibsel den Sinn beengt und an seiner freien Bethätigung verhindert. Die neue positive Aera unmittelbarer Weltbetrachtung, die dem Erlöschen der Wahngebilde zu folgen hat, entwickelt nicht blos die lange unterdrückten Energien des Verstandes, sondern auch die durch das alte Regime zuerst abseits geführte und dann, durch die Untermischung mit der Aufklärung, an ausgehöhlten Gegenständen selbst hohlgewordene Kraft des Gemüths zu gediegener Wiederbethätigung an dem Ganzen der reichhaltigen Wirklichkeit.

7. Eine neue Weltanschauung in das Volk einführen, d. h. ihr zu mächtiger Lebendigkeit verhelfen, bedeutet weit mehr, als überhaupt ihre ersten Grundlagen formuliren. Die praktischen Folgerungen treten hiebei in den Vordergrund, und die Frage, wie das Leben im Sinne der neuen Vorstellungen aufzufassen und zu behandeln sei, wird entscheidend. Nicht was man blos zu denken, sondern was man zu thun hat, läßt schließlich erkennen, wohin die neuen Errungenschaften weisen. Nun giebt es in den Bestrebungen unserer Zeit einen Grundzug, der zunächst nichts mit dem theoretischen Materialismussystem gemein zu haben scheint, aber doch vielfach als praktischer Materialismus bezeichnet wird. Es ist dies das Vorwalten der materiellen Interessen, die im Jahrhundert der Technik zunächst das ganze Treiben der bürgerlichen Classen ausgefüllt und nunmehr auch der erste rohe Anknüpfungspunkt der bisherigen Socialistik geworden sind.

Das einseitige und ausschließliche Schelten auf diese Art von Materialismus ist meist ebenso verkehrt als dasjenige, welches sich gegen die blos theoretische Weltanschauung richtet. Es geht gemeiniglich von rückläufigen Elementen aus und ist obenein heuchlerisch; denn Die, welche das Streben nach materiellem Genuß und nach materiellen Gütern am meisten verlästern, pflegen sich in ihrem eignen Verhalten nur dadurch zu unterscheiden, daß sie die Gehälter für speculatives Nichtsthun und den zugehörigen Lebensgenuß für moralisch verdienstlicher halten als die Befassung mit der materiellen Production.

Die priesterliche Sonntagsarbeit und Alles, was ihr an sonstigen Functionen oder Manipulationen ähnlich ist, versteht den Lebensgenuß in dem Sinne, daß sechs Siebentel des Lebens der Bevorzugten dem Müßiggange geweiht sein können, wenn nur dafür gesorgt ist, daß die Masse mit ihrer sechsfachen und überdies drückenden Arbeit die Verächter der materiellen Erdengüter comfortabel ernähre. Diese schielenden Angriffe auf das materielle Streben, die aber stets mit der sorgsamsten

Eintreibung der Zehnten und ähnlicher Emolumente verbunden gewesen sind, haben ihren Nachhall auch bei andern speculativ müßigen Gesellschaftselementen gefunden; indessen lohnt es nicht, heute noch auf solche Kundgebungen zu achten.

Die industriellen Classen sind mit ihrer Sinnesart, als Arbeiter wie als Capitalprotzen, mächtig genug, und ihnen konnte der Vorwurf des praktischen Materialismus nur in einem ganz andern Sinne wirklich zur Last fallen. Wenn es sich nämlich auch von selbst versteht, daß die Erfüllung der materiellen Lebensbedingungen die Grundlage von allem Uebrigen bildet, und daß ein Leben keine Haltung und keinen Werth haben kann, für dessen materielles Piedestal nicht einmal dürftig gesorgt ist, so wäre es doch eine ähnliche Verkehrtheit, wie wir sie bezüglich des theoretischen Materialismus gekennzeichnet haben, wenn man den Ausgangspunkt und zunächst zu erfüllenden Zweck mit dem eigentlichen Ziel und vollen Inhalt des Lebens verwechseln wollte. Die neuste Zeit hat zwar vollkommen Recht, wenn sie mit deutlichem Bewußtsein die materiellen Angelegenheiten zur Grundlage alles Strebens macht; aber sie hat Unrecht, wenn sie es bei dieser untersten Grundlage bewenden lassen will.

Von dem gewaltigen Unterschied, der, trotz der Gemeinsamkeit in der Betonung der materiellen Interessen, zwischen den besitzenden und den arbeitenden Elementen besteht, rede ich an dieser Stelle noch nicht. Der Hauptpunkt, auf den es hier ankommt, ist die grundsätzliche Bejahung des materiellen Strebens. Für beide Theile ist der an die materiellen Erfolge geknüpfte Lebensgenuß das unumwunden eingestandene Ziel, und die finstern Ansichten, welche dem Menschen das Leben

im Sinne der Enthaltung von einer „sündlichen“ Bejahung naturgemäßer Antriebe verleiden, haben der neuen Denkweise weichen müssen. Wenn aber ein Vorwurf oder Mangel am Platze ist, so kann er ebenfalls auf beide Gruppen angewendet werden.

Es ist roh und verkehrt, die materiellen Interessen für mehr als eine bloße Grundlage der menschlichen Existenz anzusehen und sie demgemäß, wie das vorherrschende Regime, zum einzigen Gegenstand zu machen, dessen Cultus alle zu entwickelnden höhern Lebensregungen verschlingt. Es ist aber nicht weniger roh, wenn auch eher entschuldbar, in den gesellschaftlichen Fortschrittsbestrebungen auf die reine Ernährungs- sowie Vergnügungsfrage bornirt zu bleiben und die Entwicklung der menschlichen Ziele zu einer politischen Kunst bloßer Abfütterung zu degradiren. Man sieht aus dieser Andeutung aber auch, daß der praktische Materialismus des Lebens, wie er heut verstanden wird, seinem positiven Gehalt nach nicht unwahr ist und ähnlich, wie der theoretische, nur durch das fehlt, was ihm abgeht und was sich durch die fernere Entwicklung ergänzen und berichtigen wird.

8. Auf den ersten Blick scheint die höhere Moral dem praktischen Materialismus noch entfremdeter zu sein als dem theoretischen. In Wahrheit ist sie aber mit dem erstern so gut wie dem letztern mehr als blos vereinbar. Sie kann nämlich eine gesunde Gestaltung nur dann annehmen, wenn sie auf die natürlichen Vorbedingungen des Lebens und Denkens gegründet wird. Nur die superstitios entartete Moral wird den Verzicht auf die materiellen Lebensreize zum Grundsatz erheben und das Widerspiel aller natürlichen Bestrebung zur Norm machen können. Derartige leben-

untergrabende Principien sind ursprünglich selber Ausgeburten der moralischen Corruption, aber nicht Bekundungen einer naturwüchsigen Sittlichkeit.

Die ganze Lebensordnung würde in sich zusammenbrechen, wenn man ihr das Fundament der materiellen Production entzöge. Auch wird uns ein tieferes Gesetz noch lehren, daß die Grundgestalt alles Lebens auf der Nothwendigkeit von Kraftäußerungen beruht, durch die irgend welche Widerstände zu überwinden sind. Nun ist der materielle Widerstand eine Hauptgrundlage alles Lebensspiels, und die Kräfte, welche sich auf die Ermöglichung der Existenz richten, sind gleichsam nur eine Fortsetzung der Naturarbeit, deren ganzes Stufensystem, von den unorganischen Regungen der Materie bis zum erkennenden Gedanken hinauf, eben nur die Production des Lebens zum Endzweck hat. Indem sich der Mensch materiell so gut als möglich einrichtet, schafft er am sichersten die Grundlage aller weitern Cultur. Die gröbern Bedürfnisse sind eben die dringlicheren; sie wollen vor den feinern befriedigt sein, und es ist an sich selbst wahrlich nicht unmoralisch, sondern im Gegentheil ein Hauptgebot, die Sorge für Besitz, Wohlstand und Auskommen nie und nirgend zu vernachlässigen.

Man klage also den Interessenmaterialismus nicht an sich selbst, sondern nur diejenigen Wirkungen desselben an, die grade aus dem Mangel der systematischen und allseitigen Wahrnehmung der materiellen Angelegenheiten stammen. Auch die Vergewaltigung, die im Bereich des materiellen Erwerbs platzgreift, hat mit der Interessenrichtung an sich selbst nichts Entscheidendes gemein. Die Ausbeutung der Besitzlosen durch die Besitzenden ist noch größer gewesen, als der Jenseitigkeitscultus noch lebendiger war und nicht einmal der Schwerpunkt des Lebens im Diesseits gefunden wurde.

9. Eine stichhaltig seinwollende Sittenlehre bedarf, zumal in ihren Grundprincipien, noch mehr als die Denk- und Seinslehre allersorgsamster Unterscheidungen. Es ist etwas Anderes, den natürlichen materiellen Bedürfnissen entsprechend seine materiellen Interessen überhaupt wahrnehmen, und wiederum etwas Anderes, sich auf diese Interessengattung borniren und nie zu etwas Edlerem emporsteigen. Letzteres ist offenbar für den Einzelnen wie für die Gesellschaft ein moralischer Mangel, während ersteres an sich selbst und ohne Beziehung auf diesen Mangel sogar als der erste Schritt zur Begründung eines Reichs guter Sitte angesehen werden muß. Ebenso ist zwischen der materiellen Interessenbejahung, die der Natur durch Arbeit Erfolge abgewinnt, und derjenigen Interessenförderung zu unterscheiden, die nur auf Kosten des Nebenmenschen und unter Verletzung unstreitiger Rechte von Statten geht. Jene Art ist unschuldig, ja ehrbar, diese aber im höchsten Maaße schuldig. Die Verübung von schreiender Ungerechtigkeit ist aber ein Vorgang, der in der Sorge für die materiellen Interessen nicht mitenthalten zu sein braucht, obwohl er, wie noch so manches Böse oder Widersinnige der Gegenwart und Geschichtsüberlieferung, sich thatsächlich damit in reichem Maaße verbunden findet.

Selbstsüchtelei und Interessenbejahung sind zweierlei Dinge, so sehr sie auch miteinander verwachsen erscheinen. Der Egoismus, im schlimmen Sinne des Worts, kennzeichnet sich wesentlich durch das ungerechte Suchen des eigenen materiellen Nutzens mit dem Schaden Anderer; fällt diese Ungerechtigkeit fort, so bleibt nur

die unschuldige Wahrnehmung des eignen Wohls übrig, die für jedes Wesen Naturgesetz ist. Die Schätzung des Lebens wird also in keiner Weise dadurch erniedrigt, daß man den abstracten Kern des praktischen Materialismus einfach gelten läßt. Dieser Kern ist in Wahrheit nur ein Protest gegen das außerweltlich träumerische Scheinstreben, welches die Menschen wenigstens theilweise von den wahren auf eingebildete Sorgen abgelenkt und sie verleitet hat, sich mit ideologischen Zauberkünsten helfen zu wollen.

Das Reden von der Moral (oder, wie man sich neuerdings unvolksmäßiger auszudrücken beliebt, vom Ethischen) gehört gemeiniglich zur landläufigen Heuchelei, wie sie in und außer der Gelehrtenwelt betrieben wird. Es ist daher nichts widerwärtiger, als in die Lage zu kommen, sich über die Bedingungen der Aufrechterhaltung der Moral verbreiten und so ein Feld betreten zu müssen, welchem die Spuren der Unwahrhaftigkeit überall eingedrückt sind. Glücklicherweise ist aber das, was ich hier bezüglich einer „materialistisch" besser zu begründenden Moral noch zu sagen habe, im Sinne der ethischen Schauspieler allerdings höchst unethisch. Zunächst muß ich nämlich hervorheben, daß der gesammte Materialismus, in welchem Sinne man auch das Wort nehmen möge, also der ihm entsprechende Bestandtheil der Weltanschauung und Lebensbehandlung, an dem nichts schlecht macht, was in der bisherigen Moral wirklich gut war. Die materialistische Grundlegung des Wissens und Wollens hegt in sich selbst auch nicht die geringsten Anknüpfungspunkte, welche zu Lastern oder Verbrechen führen könnten. Sie streitet mit keiner sonstigen naturgemäßen Bestrebung, durch welche der Mensch sich selbst veredeln und mit Seinesgleichen nicht blos auf gerechte, sondern auch auf wohlwollende Weise verkehren mag. Sie schafft freilich nicht solche Bestrebungen unmittelbar; aber eben darum ist sie auch gar nicht im Stande, dieselben, soweit sie vorhanden sind, wegzuräumen oder zu beeinträchtigen, wie die Anfeinder ihr vorwerfen.

Die religiösen Welt- und Lebensansichten, die, soweit sie nicht schon ohnedies im letzten Stadium des Verfalles sind, allerdings durch den Materialismus völlig unmöglich gemacht werden, sind ebenfalls nur fälschlich als Schöpfer der Moral ausgegeben worden. Die Bildung von Regeln und Geboten und weisen Lehren ist vor und neben ihnen von Statten gegangen, und der Umstand, daß beide Gestaltungen mit einander verwachsen sind, hat der reinen Menschlichkeit nur geschadet. Bekanntlich haben in der Sphäre des religiösen Lebens, gerade bezüglich der besten Sittenvorschriften, Nichtbefolgung und Verstoß stets überwogen, und dem sogenannten „alten Adam" stand alle religionistische Geistescultur jederzeit ganz hülflos gegenüber. Derjenige Zustand der Moral ist der elendeste, in welchem sie dargestellt und vorgestellt wird, als wenn sie von den religiösen Meinungen und von religiöser Furcht oder Hoffnung abhängig wäre. Es heißt also, die Moral wieder in ihre absoluten Rechte einsetzen und sie mit ihrer natürlichen Selbständigkeit ausstatten, wenn man das relativistische Band zerreißt, womit sie der Unverstand an die Religion geknüpft und hiemit als etwas Bedingtes compromittirt hat.

Die Naturgesetze des menschlichen Handelns entwickeln sich culturgemäß dadurch, daß der Mensch mehr Einsicht in seine ureigensten Wesensrechte, mehr Mitgefühl im gegenseitigen Verkehr und mehr Macht

im geordneten Zusammenwirken über die Natur und über seine eignen Antriebe erlangt. Mit der Kraft des Einzelmenschen, ungehörigen Versuchungen in sich selbst mehr oder weniger zu widerstehen, und die vornehmlich auf Ehrgefühl, auf Gewissenhaftigkeit und auf Priesterverachtung beruht, bilden und wandeln sich die Sitten. Die religiösen Decorationen aber, die solange noch hinzukommen, als die Religionsära nicht vollständig abgeschlossen ist, sind ein sehr gleichgültiges Beiwerk der fehlgreifenden Imagination, wenn sie auch in Folge ihrer beständigen Verbindung mit den moralischen Grundsätzen schließlich für wesentliche Grundlagen des sittlichen Thuns ausgegeben werden.

10. Das wirkliche Handeln der Menschen zeigt uns, wie die gröbsten Verbrechen oft grade von den religion- und gottvollsten Individuen begangen werden. Die ärgsten Schufte sind auch häufig die religiösesten und zwar Letzteres nicht etwa blos vorgeblich; denn die Religion hat stets den von ihr geleiteten Gewissen allerlei Mittel an die Hand gegeben, sich mit den jenseitigen Mächten abzufinden und irgend welche Absolution zu erhalten. Da, wo der Cultus mehr innerlichen Proceduren gewichen ist, haben die Leute sogar gelernt, ihre Todsünden sich selbst zu vergeben und so allerbequemst, ohne Büßerei, mit ihrem Gotte sich auszugleichen.

Von der Religionsheuchelei, die in den Zeiten des Religionsverfalls die Regel ist, will ich gar nicht reden; denn sie ist ja selbst das Widerspiel aller Moral. Aber auch die wirklichen Religionsreste machen den Schurken nicht besser, wohl aber gefährlicher; denn er besitzt an ihnen noch ein besonderes Mittel, schädlich zu werden und sich von den natürlichen geistigen Rückwirkungen

seiner Unthaten auf sein eignes Innere künstlich zu entlasten. Religiosität ist daher nicht die geringste Bürgschaft für Moralität, sondern im Gegentheil eine Eigenschaft, die, wenn sie sich mit der Ungerechtigkeit und dem Verbrechen gattet, den menschlichen Verkehr erst recht unzuverlässig macht.

Die Handlungen mitsammt den Verhaltungsgrundsätzen stammen aus dem Einzelcharakter und aus den gesellschaftlichen Gesammtverhältnissen, unter denen er sich bethätigt. Der Schurke bleibt Schurke, gleichviel ob in ihm der halbe oder ganze Inbegriff dieser oder jener Religionslehren oder gar nichts davon ansässig ist. Obenein haben die Religionen, indem sie zugleich auch Verkörperungen der den jedesmaligen Völkercharakteren und Gesellschaftszuständen entsprechenden Anschauungen wurden, in ihre Urkunden und Grundsätze viel Unmoralität aufgenommen und so den natürlichen Fortschritt gesunder und humaner Sitten nur gehemmt. Der jüdische Talmud hat hier gewiß ein Anrecht, als Beispiel ersten Ranges zu figuriren; denn er lehrt die Uebervortheilung und Ausbeutung der Nichtjuden, ja im Wesentlichen die Dispensation von allen sittlichen Grundsätzen andern Racen gegenüber als etwas für das auserwählte Volk Selbstverständliches. Schon das Alte Testament, zu dem er gleichsam die Glosse ist, verkörperte die schlechte jüdische Racenmoral in Geschichten und Vorschriften. Aber auch die christliche Religion zeigt in der ihr einverleibten neuhebräischen Sittenlehre nicht etwa blos Mängel, sondern überhaupt jenen durchaus krankhaften Grundzug der Lebensanschauung, den wir im vorigen Capitel besprochen haben, und der darauf beruht, daß sie dem Boden der spätjüdischen Corruption entsprossen, überdies im cor-

im geordneten Zusammenwirken über die Natur und über seine eignen Antriebe erlangt. Mit der Kraft des Einzelmenschen, ungehörigen Versuchungen in sich selbst mehr oder weniger zu widerstehen, und die vornehmlich auf Ehrgefühl, auf Gewissenhaftigkeit und auf Priesterverachtung beruht, bilden und wandeln sich die Sitten. Die religiösen Decorationen aber, die solange noch hinzukommen, als die Religionsära nicht vollständig abgeschlossen ist, sind ein sehr gleichgültiges Beiwerk der fehlgreifenden Imagination, wenn sie auch in Folge ihrer beständigen Verbindung mit den moralischen Grundsätzen schließlich für wesentliche Grundlagen des sittlichen Thuns ausgegeben werden.

10. Das wirkliche Handeln der Menschen zeigt uns, wie die gröbsten Verbrechen oft grade von den religion- und gottvollsten Individuen begangen werden. Die ärgsten Schufte sind auch häufig die religiösesten und zwar Letzteres nicht etwa blos vorgeblich; denn die Religion hat stets den von ihr geleiteten Gewissen allerlei Mittel an die Hand gegeben, sich mit den jenseitigen Mächten abzufinden und irgend welche Absolution zu erhalten. Da, wo der Cultus mehr innerlichen Proceduren gewichen ist, haben die Leute sogar gelernt, ihre Todsünden sich selbst zu vergeben und so allerbequemst, ohne Büßerei, mit ihrem Gotte sich auszugleichen.

Von der Religionsheuchelei, die in den Zeiten des Religionsverfalls die Regel ist, will ich gar nicht reden; denn sie ist ja selbst das Widerspiel aller Moral. Aber auch die wirklichen Religionsreste machen den Schurken nicht besser, wohl aber gefährlicher; denn er besitzt an ihnen noch ein besonderes Mittel, schädlich zu werden und sich von den natürlichen geistigen Rückwirkungen

seiner Unthaten auf sein eignes Innere künstlich zu entlasten. Religiosität ist daher nicht die geringste Bürgschaft für Moralität, sondern im Gegentheil eine Eigenschaft, die, wenn sie sich mit der Ungerechtigkeit und dem Verbrechen gattet, den menschlichen Verkehr erst recht unzuverlässig macht.

Die Handlungen mitsammt den Verhaltungsgrundsätzen stammen aus dem Einzelcharakter und aus den gesellschaftlichen Gesammtverhältnissen, unter denen er sich bethätigt. Der Schurke bleibt Schurke, gleichviel ob in ihm der halbe oder ganze Inbegriff dieser oder jener Religionslehren oder gar nichts davon ansässig ist. Obenein haben die Religionen, indem sie zugleich auch Verkörperungen der den jedesmaligen Völkercharakteren und Gesellschaftszuständen entsprechenden Anschauungen wurden, in ihre Urkunden und Grundsätze viel Unmoralität aufgenommen und so den natürlichen Fortschritt gesunder und humaner Sitten nur gehemmt. Der jüdische Talmud hat hier gewiß ein Anrecht, als Beispiel ersten Ranges zu figuriren; denn er lehrt die Uebervortheilung und Ausbeutung der Nichtjuden, ja im Wesentlichen die Dispensation von allen sittlichen Grundsätzen andern Racen gegenüber als etwas für das auserwählte Volk Selbstverständliches. Schon das Alte Testament, zu dem er gleichsam die Glosse ist, verkörperte die schlechte jüdische Racenmoral in Geschichten und Vorschriften. Aber auch die christliche Religion zeigt in der ihr einverleibten neuhebräischen Sittenlehre nicht etwa blos Mängel, sondern überhaupt jenen durchaus krankhaften Grundzug der Lebensanschauung, den wir im vorigen Capitel besprochen haben, und der darauf beruht, daß sie dem Boden der spätjüdischen Corruption entsprossen, überdies im cor-

rupten Römerreich und dessen gesellschaftlicher Fäulniß zuerst Wurzel geschlagen hat. Wenn nun der Materialismus diese Ablenkungen, die der Entwicklung der bessern Menschlichkeit den Weg verlegt haben, unwirksam macht, so wird er zwar, als bloßer Gegensatz zum Spiritualismus, hiedurch den schlechten moralischen Anlagen keine guten Früchte abgewinnen, aber doch wenigstens dafür sorgen, daß die guten Eigenschaften nicht durch trübende religiöse Untermischungen verschlechtert werden.

Was eben gesagt wurde, gilt bereits von der ersten unvollständigen Grundlage des Materialismus. Es versteht sich, daß die weitern Principien und Consequenzen, die in bewußter und positiver Weise die Moral zum Gegenstand machen, der einzige Weg zu humanitären Gestaltungen sind. Der Mensch wird mit Seinesgleichen im Schlimmen und im Guten nur dann am angemessensten verfahren und verkehren, wenn er sich als das giebt und nimmt, was er von Natur wirklich ist, und keinen spiritualistischen Spuk oder entsprechende Zauberkünste einmischt. Auch muß überhaupt die allgemeine Werthschätzung des Lebens eine höhere werden, wenn das menschliche Dasein als eine volle und in sich zulängliche Wirklichkeit, nicht aber blos als das Garderobenstück und wohl gar als die Maske einer auch ohne solche Verkleidung existenzfähigen Seele genommen wird. Die Bedeutung des Lebens muß mit der Erkenntniß seines absolut einzigen Sinnes wachsen. Das Gebot, daß der Mensch den Menschen nicht verletzen, also vor allen Dingen gerecht verfahren, dann aber auch die natürlichen Beziehungen der Mitempfindung und des wohlwollenden Verkehrs in der Entwicklung des gemeinschaftlichen Lebens pflegen soll, — dieser ebenso einfache wie fundamentale Grundsatz wird gerade da, wo der Wirklichkeitsstandpunkt als Fußpunkt anerkannt ist, zu reinen, phantastisch ungemischten Gebilden guter Sitte führen.

Viertes Capitel.

Bewußtes Leben als Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen.

1. Das gesammte Sein, die Welt, die Natur, oder wie man es sonst nennen mag, zerfällt in zwei große Abtheilungen. Die eine besteht in dem bewußtlosen Grundgerüst, welches dem Leben als Unterlage dient; die andere ist das bewußte Dasein selbst, in welchem das Ziel aller vorgängigen Regungen und Anordnungen gefunden wird. Die kosmische Welt ist ein System von Stufen, durch welche die Arbeit der Naturkräfte immer höhere, das empfindende Leben vorbereitende Formen annimmt. Die mechanischen, physikalischen und chemischen Vorgänge sind Schematismen des unorganischen Treibens. Im Krystall ist noch die starre Form des Gebildes die Hauptsache, und begriffsgemäß fehlt in der Pflanze, wo schon Keimleben, Stoffwechsel, Ernährung und Fortpflanzung statthaben, ja wo man schon von einem vegetativen Leben und Absterben reden kann, wenigstens die Empfindung gänzlich. Das pflanzliche Dasein ist noch nichts, was sich selbst zum Gegenstand würde. Nur für die fremde Anschauung bewußter Wesen entfaltet es seine Schönheit und Farbenpracht, und nur für fremde Bedürfnisse wird seine Nützlich-

keit in der Reihe der Gestaltungen zu einer wirklich empfundenen.

Erst mit den niedrigsten Ausgangspunkten des eigentlichen Thierreichs, mit den sogenannten Metazoen, beginnt das Lebensgefühl und hiemit eine zweite innerliche Welt. Diese neue Welt ist dazu bestimmt, in mannichfaltig sich steigernden Gestaltungen den Gehalt der Dinge zum Bewußtsein zu bringen und das blos gegenständliche, sich sonst nicht fühlende und nicht wissende (wenn auch immerhin in sich selbst irgendwie gegenwärtige) Dasein in sein letztes Product, die Empfindung seiner Realität, zu verwandeln. Im Schooß der ursprünglich noch nicht im Wechselspiel der Erzeugung von Gebilden begriffenen Materie sind nach und nach die pflanzlichen und thierischen Typen aus ihren Urkeimen zum Durchbruch gelangt und haben auf unserm Planeten schließlich den Menschen als die bisher letzte Form gezeitigt. Auch der Menschentypus hat sich zu seiner jetzigen Gestalt erst allmählich entwickelt.

Es liegt also der Erd- und Weltgeschichte wie dem gleichzeitigen Stufensystem der Gesammtnatur eine Abfolge von Schematismen und Gliederungen zu Grunde, die in ihren Tiefen nicht blos in Bewußtlosigkeit, sondern auch in Etwas untertaucht, worin selbst die unorganischen Regungen der Materie als ursprünglich nicht vorhanden zu setzen sind. Eine Unzahl von Thätigkeiten kann sich nicht abgespielt haben, und es ist mithin die Arbeit, auf welcher das gegliederte Dasein und schließlich das empfindende Leben beruht, als eine Bethätigung von Kräften vorzustellen, die im regungslosen und unentwickelten, sozusagen sich selbst gleichen Zustande der Natur ihre Function begonnen haben. Doch wir brauchen hier nicht diesen äußersten, Jahrtrillionen zurückliegenden

Grenzpunkt, sondern nur den späteren Ausgangspunkt, mit welchem das empfindende Leben, also überhaupt das Bewußtsein, erstmalig zur Welt kam.

Nicht blos für unsern Planeten, sondern für alle Weltkörper hat es Zustände gegeben, in denen ein empfindendes Leben noch nicht vorhanden war. Für diese Urverfassung des Seins waren Angenehmes und Unangenehmes noch nicht da, und man sieht hieran recht deutlich, bei welchem Punkte überhaupt erst von einem Werth des Daseins geredet werden kann. Das Leben ist das Ergebniß einer Arbeit der Naturkräfte, und seine Hervorbringung wird in der Richtung auf Steigerung und reicheren Gehalt fortgesetzt. Es ist ein kosmisches Erzeugniß, welches wir aber weit leichter bei seinem Endpunkt und unmittelbar von Innen, als etwa durch die Reihe seiner empfindungslosen Voraussetzungen verstehen. Beginnen wir daher unsere Werthbestimmungen mit den Elementen des Lebensgefühls selbst. Hier ist nicht blos der Ausgangspunkt zu nehmen, sondern zuletzt auch wieder der Schlußpunkt zu finden. Die ganze äußere Welt ist nur ein Mittel zum Zweck; dieser Zweck selbst aber ist das Leben, wie wir es zunächst unmittelbar betrachten, nämlich das Leben als eine rein innerliche Welt.

2. Das Dasein hat hienach seinen Reiz und seinen Werth durch die Gesammtheit der Affectionen, in denen es sich entwickelt. Mit der bewußten Empfindung erlischt Alles, was überhaupt subjectives Sein heißen kann. Ein völlig bewußtloser Zustand liegt außerhalb der Sphäre, in welcher von einer Werthschätzung des Lebens die Rede sein kann. Dagegen kommt es nicht auf den Grad und die Art des Bewußtseins an, um dasselbe für das Ganze des Daseins zu einem erheblichen Element

zu machen. Die Empfindungen und die Gemüthsbewegungen, denen wir in den Träumen anheimfallen, müssen ebensowohl als die Erregungen des wachen Lebens in Anschlag gebracht werden. Auch bleibt es völlig gleichgültig, ob eine Affection unseres Gemüthszustandes auf Irrthum oder Wahrheit beruht. Erheblich ist nur die Thatsache, daß diese oder jene Affecte uns wirklich einnehmen; die Ursache derselben bleibt ein gleichgültiger äußerlicher Umstand.

Man könnte versucht sein, das Leben als die Summe der in das Bewußtsein tretenden Erregungen zu definiren. Allein die bloße Summation der Elemente ergiebt nicht die thatsächlich vorhandene Gestalt unseres Gemüthszustandes. Zwischen den einzelnen Bestimmungen findet eine Rangordnung und eine Verschiedenheit nach Art und Grad statt, welche uns verbietet, an eine bloße Addition zu denken. Die Erregung des Augenblicks kann eine Bedeutung haben, welche die gesammten Empfindungen des ganzen Lebens aufwiegt. Es ist daher kein ganz leichtes Geschäft, sich in dem Chaos der mannichfaltigen inneren Bewegungen zu orientiren und ein Maaß für die Werthschätzung des ganzen Spieles zu gewinnen.

Würden wir das Leben nur nach seinem Inhalt an Empfindungen beurtheilen, so würden wir das Maaß einer niedern Stufe des Daseins an die höhern Gestaltungen herantragen und kaum dem Gehalt des blos animalen Bewußtseins genügen. Nicht einmal das Leben der Thiere besteht in bloßen Empfindungen. Es steht unzweifelhaft fest, daß das thierische Bewußtsein in seinen mittleren und höhern Stufen ein Analogon der Gemüthsbewegungen aufzuweisen hat. Nicht bloße Lust und Unlust, sowie Furcht und Zorn, sondern auch Freude

und Traurigkeit und zwar besonders den Gram finden wir im thierischen Leben wieder. Man thut daher einer auf bloße Sinnesempfindung erpichten Lebensweisheit zu viel Ehre an, wenn man sie als eine Herabwürdigung des Menschlichen zum Thierischen kennzeichnet. Der Mensch sinkt, wenn er einmal sinkt, bis unter das Thier. Er treibt die Abstraction vom edleren Gehalt des Bewußtseins bis zu einer Stufe der Erniedrigung, welche kein niederes Nuturgebilde einnimmt. Mit dem Verzicht auf gewisse Elemente des vollen Lebens ist immer eine Entartung verbunden. Sobald einmal die abstracteren Bewußtseinsbestimmungen grundsätzlich verleugnet sind, giebt es keinen Anhalt mehr, an dem sich der edlere Typus des menschlichen Wesens vor dem Strudel des gemeinen Spieles von Behagen und Unbehagen bewahren könnte. Lebensansicht und Lebenspraxis fallen dann der durchaus nicht beglückenden Gesetzmäßigkeit der bloßen Empfindung anheim.

Eine Ansicht, welche die natürlichen Gemüthsbewegungen zum ausschließlichen Maaß der Lebensschätzung gemacht hätte, ist mir nicht bekannt. Eine solche Einseitigkeit verbietet sich von selbst; denn es ist unmöglich, die höhere Stufe ohne die Voraussetzung ihrer Grundlage zu wollen. Eine solche Forderung würde so viel bedeuten, als das Ganze begehren und die Elemente, aus denen es zusammengesetzt ist, verabscheuen. Die Affecte sind daher niemals sonderlich vor den gemeinen Trieben und Empfindungen bevorzugt worden. Dagegen sind es die abstracten Vorstellungen und die aus ihnen hervorgehenden Gemüthszustände gewesen, in welche man den Schwerpunkt des lebenswerthen Daseins hat verlegen wollen. Nicht blos die antik stoische Philosophie bemühte sich, ein abstractes Princip, nämlich das Gleich-

gewicht des Gemüths, zum ausschließlichen Maaß der Lebensschätzung zu machen, sondern auch unsere moderner ideologische Moral findet den Werth des menschlichen Lebens in der Uebereinstimmung desselben mit gewissen ganz abstracten Maximen, die eingestandenermaaßen ihren Boden nicht im System der Affecte haben sollen. Letztere Meinung, daß es Motive des Handelns und der Gemüthsstimmung geben könne, die ihre Wurzeln nicht in den Empfindungen und Affecten hätten und somit gleichsam über der Natur erhaben wären, ist eine Täuschung.

Wir haben daher in unserer naturalistischen Lebensauffassung zu den Empfindungen und Affecten kein Drittes hinzuzufügen. Die abstractere oder concretere Natur der Gemüthszustände führt nicht zu neuen Gattungen der Erregung, sondern bezieht sich nur auf die Tragweite der verstandesmäßigen Vorstellungen. Ein Affect wird dadurch der Art nach nicht verändert, daß man seinen Gegenstand in eine ferne Zukunft verlegt. Ebensowenig hören die Affecte auf, auch in ihren combinirten Gesammtwirkungen das zu sein, was sie ursprünglich in ihrer Vereinzelung waren. Man tritt aus dem System der Gemüthsbewegungen nicht heraus, wenn man das Ganze desselben als Motiv eines Zustandes oder einer praktischen Bestimmung denkt. Das Höchstmoralische kann wohl als die Krone davon im menschlichen Wesen, aber nicht als ein besonderes, „übersinnliches" Gewächs aufgefaßt werden.

3. Die Leidenschaften werden gemeinhin als Störer des Lebensglückes betrachtet. Auch ist diese Ansicht völlig richtig, wenn man unter Leidenschaften nicht überhaupt Gemüthsbethätigungen, sondern bereits die äußersten Grade und Ausschreitungen der Affecte versteht. Sieht man aber von einer unmäßigen und ausschweifenden Steigerung ab, so sind gerade die Arten von Gemüthsbewegungen, welche sich in den Leidenschaften äußern, unentbehrliche Formen eines lebenswerthen Daseins. Der Grad der Lebendigkeit der Existenz hängt von dem freien oder unterdrückten Spiele der Affecte ab. Ein Leben, welches in gleichmäßiger ununterbrochener Ruhe hinflösse, wäre für Menschen kaum mehr ein Leben zu nennen; es grenzte bereits an geistigen Tod. Die Höhen und Tiefen der Empfindung sind für den Lebensgenuß der höchsten Thiergattung wesentlich. Die starken Affecte belehren uns erst, welcher Gehalt dem Dasein innewohnt. Wer nur die glatte Meeresfläche kennt, kann keinen Begriff von den Reizen des gewaltigen Wogens haben. Der Wechsel, welcher hier eine Höhe und dort eine Tiefe bald bildet, bald zerstört, ist das, was unsere Theilnahme fesselt. Alle geisteskräftigen Menschen würden das Leben als eine langweilige Wiederholung eines unerheblichen Rhythmus, als einen veränderungslosen Zustand verachten müssen, wenn es keinen Auf- und Niedergang der Erregungen einschlösse.

Man kann daher behaupten, daß die Leidenschaften zum Leben gehören, und daß abgesehen von ihnen keine wahre Befriedigung der menschlichen Natur möglich ist. Man entwurzelt alle höhere Entfaltung des Menschlichen, wenn man ihm die Affecte als die Störer des Glückes verdächtig macht. Nehmt uns unsere Liebe und unsern Kummer, und ihr macht das Dasein zu einer öden Wüste. Streicht aus dem Plane des Lebens die Möglichkeit, die Affecte bis zur Existenzgefährdung und Aufopferung ihres Trägers zu steigern, und ihr werdet bei näherer Betrachtung finden, daß

von hoher Lebensenergie nicht mehr die Rede sein kann.

Schon ein aufmerksamer Blick auf das Trachten der Menschen kann uns belehren, daß sie die gleichmäßige Ruhe gar nicht *wollen*. Sie fliehen einen Zustand, der ohne Wechsel von Freude und Bangen ein unbewegtes Gleichgewicht verwirklichen würde, fast ebensosehr wie den Tod. Sie suchen die Erregung, wenn nicht gar die Aufregung, und glauben, das Beste des Lebens zu verlieren, wenn sie sich nicht in irgendwelchen Gemüthsbewegungen ergehen. Ein deutliches Bewußtsein dieses Strebens nach Störung des Gleichgewichts mag selten vorhanden sein; aber ein unwillkürlicher Drang treibt überall, die Lust und die Pein gleichsam herauszufordern und sich auf den Wogen der erregten Gemüthswelt zu versuchen.

Mit Recht hat man gesagt, daß nichts *Großes* ohne gehörig gesteigerte Leidenschaft vollbracht werde. Wir nehmen diesen Ausspruch nicht nur für die einzelne That als eine werthvolle Wahrheit, sondern wir erweitern ihn zu dem Satze, daß das Leben erbärmlich klein sein würde, wenn in ihm keine oder nur zwerghafte Leidenschaften anzutreffen wären. Das Leben selbst ist jenes Große, welches nicht ohne echte Leidenschaft vollbracht werden kann. Wo es sich über das dumpfe Unbewußtsein eines fast pflanzenhaften Daseins auch nur in gewissem Maaße zu erheben vermag, da verdankt es seine höhere Gestaltung dem bewegten Spiele der Affecte. Die Gemüthsbewegungen nicht wollen, heißt das Leben selbst verachten oder es wenigstens seiner höhern Würde berauben; es heißt dem Dasein Schranken setzen, welche es zur Beschäftigung mit den niedrigsten Empfindungen verurtheilen.

4. Der Einzelne, dem das Leben irgendwo in der Gestalt des versteinernden Gorgonenhauptes entgegengetreten ist, mag in seiner Unwissenheit entschuldigt werden, wenn er sich dem Kloster oder etwas Aehnlichem zuwendet. Ohne Stütze, ohne Trost mag er in der Einsamkeit die Ruhe suchen und darauf verzichten, das gestörte und verletzte Gemüth im Lebensdrange selbst wiederherzustellen. Was aber für den Einzelnen eine entschuldbare Ausnahme ist, kann nicht zur allgemeinen Doctrin werden, ohne den Charakter eines intellectualen Verbrechens anzunehmen.

Wäre nun das Band der Menschheit fester geknüpft, als es bis jetzt der Fall ist, so würden auch jene traurigen Ausnahmen und der geistige Selbstmord verschwinden. Der Einzelne würde an dem Bewußtsein der Gesammtheit eine Stütze finden. Er würde die Theilnahme für das Menschenloos nie aufgeben, so lange er noch im Stande wäre, für dasselbe wirksam zu sein. Das individuelle Geschick würde nicht mächtig genug sein, die Affecte und Leidenschaften, welche sich auf ein größeres Ganze beziehen, zu erdrücken. Wo die isolirte Eigensucht der Gewalt des zufälligen Geschicks erliegen muß, würde die innige Verkettung mit dem fremden Ergehen über den Einzelstoß triumphiren. Das Gemüth, dessen Haltung nicht ausschließlich an das eigne selbstverliebte Trachten gebunden wäre, würde eine größere Widerstandskraft entfalten. Es würde an der Allgemeinheit seiner Theilnahme einen Schutz gegen die erdrückende Macht der besondern Erregungen haben. Es würde die erschütternde Bewegung gleichsam auf einen weitern Kreis vertheilen und so im Stande sein, seine Spannkraft auch da unversehrt zu erhalten, wo die Isolirtheit der Beschädigung nicht entgeht. Die

Kraft zur Leidenschaft und damit die Wurzel eines lebenswerthen Daseins würde sich erhalten; die Kraft zur Liebe und zum Kampfe würde der ertödtenden Macht des besondern Schicksals entgehen.

Alles große wie kleine Ungemach läßt sich auf eine einzige unmittelbare Grundgestalt zurückführen, und diese ist der Schmerz. Selbstverständlich ist hiebei der Schmerz im umfassendsten Sinne, also von der blos körperlichen Pein bis hinauf zum subtilsten geistigen Leid, zu verstehen. Wenn es etwa lauter Lust und Freude geben könnte, die nur den Erregungsursachen und dem Grade nach wechselte, dabei lediglich durch gleichgültige Zwischenzustände unterbrochen würde, so wäre auch kein Uebel. Auch Langeweile ist ebenso wie Zahnweh nur eine Species des Schmerzes, und in ihrem höchsten Grad, dem volksmäßig so genannten „auf Kohlen Stehen", ist sie mitunter schlimmer als jenes. Nach diesem Maaßstabe ist also das Ueble des Lebens, zu welcher Art es auch gehören möge, in seiner Größe leicht zu bestimmen. Auch steht hiemit von vornherein fest, daß die dem Thier- und Menschenleben wirklich anhaftenden Uebel und Uebelstände nicht Zwecke an sich selbst, sondern nur hinzutretende Wirkungen oder unumgängliche Mittel sein können.

Die selbstgenugsame Empfindung ist der höchste Zweck aller Lebenshervorbringung. Wenn nun diese Selbstgenugsamkeit durch einen ihr entgegengesetzten Gefühlsbestandtheil gestört wird, so kann diese in ihrer Unmittelbarkeit mißliebige Einmischung nur die Bedeutung haben, entweder ein nothwendiges Zubehör der ganzen Empfindungseinrichtung oder das Mittel zu sein, durch welches diese Empfindungseinrichtung selbst gesichert und weiterentwickelt wird. Obwohl wir in Allem

eine absolute Nothwendigkeit voraussetzen, die nach dem Bilde der logischen und mathematischen Unmöglichkeiten zu denken ist, so müssen wir doch auch zugleich annehmen, daß diese Nothwendigkeit nichts mit sich bringen kann, was gegen den principiellen Grundbegriff einer einheitlichen, aus sich selbst zum Empfindungsleben treibenden Macht verstieße. Wir würden eine falsche Doppelheit und einen Zwiespalt in das Sein hineindichten, wenn wir in seinen Bethätigungen andere Schranken als die, welche der sachlogischen Ungereimtheit vorbeugen, irgend annehmen wollten. Mindestens im Ganzen des Weltsystems kann es nicht zwei miteinander streitende Principien geben. Dies hieße, die Absurdität zum Fundament der Dinge machen. Das Eine Wirkliche, welches Alles ist, kann keinen Bestandtheil von Außen her aufnehmen; denn sonst wäre es nicht selbst, sondern erst mit diesem Bestandtheil zusammen das, was es der Einheitsvorstellung nach schon an sich sein muß. Es arbeitet aber auch nicht an seinem eigenen gänzlichen Verderben.

Die büßerisch selbstquälerischen Lehren haben daher keine Aussicht, eine allgemeinere Verbreitung und ernstliche Theilnahme zu finden. Sie werden stets Ausnahmen bleiben und nur unter ganz besondern Umständen Anklang finden. Die Verhältnisse müssen gewaltig verkünstelt und corrumpirt sein, und die Stimmung muß bedeutend von der normalen Haltung abweichen, damit überhaupt ein gewisser Geschmack an jenen verschrobenen Lehren möglich sei. Die Verzerrung des Menschlichen, welche in der ideellen oder gar äußerlich praktischen Selbstpeinigung liegt, ist demgemäß kein so gefährlicher Gegner als die minder anmaaßende, den leeren Abstractionen opfernde Gestalt der Moral. Die abs-

tracten Bewußtseinsbestimmungen werden allzu leicht zu Despoten und vergessen den Boden, auf dem sie gewachsen sind. Wir deuteten bereits oben bei Erwähnung des Stoicismus an, wie es möglich ist, irgend eine allgemeine Idee, z. B. die eines ruhenden Gleichgewichts der Vorstellungen, zur Norm des theoretischen Urtheils und des praktischen Verhaltens zu machen und über diesem Idol den Gehalt des Lebens einzubüßen.

So lange man glaubt, sich nur in Ideen über die Hoheit der Pflicht und des Bewußtseins pflichtmäßigen Verhaltens ergehen zu dürfen, um auf den Namen des Moralphilosophen Anspruch machen zu können, so lange man es noch für ein Verdienst hält, die Menschen mit dem sich leicht abnutzendem Glanze jener Wörter zu blenden, ist auf eine gesunde Gestaltung des sittlichen Urtheils nicht zu rechnen. Es ist eine eitle Gleißnerei, wenn man vorgiebt, eine Moral zu kennen, welche über das System der Affecte so weit erhaben wäre, um nicht etwa einzelne Formen der Bethätigung, sondern das ganze Reich des unmittelbaren Gefühls verurtheilen zu können. Wenn irgend Etwas, so stehen die falschen Principien der moralischen Werthschätzung einer richtigen Würdigung des Lebens entgegen. Ganz besonders sind es, wie wir gesehen haben, die abstracten Bewußtseinsbestimmungen, welche leicht als trügerisches Maaß fungiren.

Es ist wahr, daß die abstracten Zustände eine übergreifende Bedeutung haben können. Nicht blos der besondere Affect, sondern auch die allgemeine Gestalt des Gesammtbewußtseins bestimmt die Gemüthsverfassung. Eine niederdrückende Vorstellung kann von sehr abstractem Charakter sein und dennoch das ganze Gemüth in allen seinen Bethätigungsacten lähmen. Eben-

so ist der umgekehrte Fall, nämlich daß eine erhebende Idee die ganze Lebensenergie steigere und allen Affectionen eine erhöhte Kraft verleihe, durchaus selbstverständlich. Auch eine gewisse Empfindung der Uebereinstimmung aller Richtungen und Bestrebungen des Gemüths muß als eine abstracte Form der Erregung anerkannt werden. Allein alle diese Zustände beziehen sich regelmäßig auf das System der einzelnen Affectionen und sind außer dieser Beziehung undenkbar. Es kann daher auch keine Werthschätzung geben, welche sich der Erwägung der einzelnen Bewußtseinsbestimmungen als besonderer Gesichtspunkt nebenordnen dürfte. Die Empfindungen und Gemüthsbewegungen sind der einzige Stoff des Lebens, und es kann sich daher in den Werthbestimmungen im Uebrigen nur noch um die Form der Verknüpfung und um die Mannichfaltigkeit der Combinationen jenes Stoffes handeln.

5. Nachdem wir angedeutet haben, aus welcher Quelle die abstracten Bewußtseinsbestimmungen Bedeutung und Wirksamkeit erhalten, wollen wir uns ganz im Allgemeinen über einen wesentlichen Unterschied, der im Gebiet der Gemüthsaffectionen statthat, zu orientiren suchen. Die ge- und verlehrte Ausartung der gemeinen wie der sublim gehaltenen Moralsysteme in Doctrinen des Egoismus rührt von der Vernachlässigung der Bedeutung und Tragweite des Unterschiedes her, welcher zwischen den Gemüthsbewegungen, die sich auf den Menschen als Einzelnen, und denen, die sich auf das Verhältniß der Menschen zueinander beziehen, besteht. Wäre Jemand der Einzige auf der Welt, so würde er noch immer einer ausgedehnten Mannichfaltigkeit von Gemüthserregungen zugänglich sein. Sein Verhältniß zu den Dingen und Reizen der Außenwelt, sowie die Thätig-

keit seines Innern würden ihm Stoff genug zu den verschiedenartigsten Affectionen darbieten. Zunächst würden die gemeinen Triebe und weiter die Eindrücke der Natur ein lebendiges Spiel in seinen Vorstellungskräften anregen. Außer dem Gefühl der gemeinen Bedürfnisse würde ihn Freude und Traurigkeit mannichfaltiger Art abwechselnd einnehmen, je nachdem sich die Natureindrücke gestalteten. Er würde Schmerzen und Beängstigungen aller Art zugänglich sein, und er würde auch eine gewisse Mannichfaltigkeit des Wohlseins und befriedigender Zustände erreichen können.

In seinem Dasein würde es auch nicht an Stolz, der mit Niedergeschlagenheit und Kleinmüthigkeit sich ablöste, wohl aber an der vornehmsten Hauptquelle der Lust und des Schmerzes fehlen. Er würde die sympathischen Affectionen nicht kennen; er würde nichts von Liebe und Haß, nichts von Dankgefühl und Rache wissen. Grade die einschneidendsten geistigen Schmerzen, das verletzende Unrecht mit der es verschärfenden Treulosigkeit und das nagende Bewußtsein eigener tiefer Verschuldung, wo letztere eine begründete Furcht vor der Rache hervorruft, würden ihm unbegreifliche Conceptionen sein. Alle Arten des Mitgefühls, die Mitfreude wie das Mitleid, Bewundern und Verehren würden in seiner Welt fehlen. Das beschränkte selbstische Reich dieses Einzigen würde aller Affectionen baar sein, welche der Mensch nur mit Rücksicht auf den Menschen erfahren kann. Freilich besitzt auch nur der Mensch den Vorzug, an der culturmäßigen Entwicklung der sympathischen Affectionen das wesentliche Element seines Lebens zu haben.

Der Mensch bedarf nicht blos der Natur, er bedarf vor Allem Seinesgleichen. In diesem Satz liegt die

Erklärung aller Wonne und alles Wehs, die unser Geschlecht treffen. Von dem Schmerz, den das unbefriedigte Bedürfniß, welches die bloßen Erregungen der Natur zur Ursache hat, mit sich bringt, zu der Pein, welche die böswillige Verletzung des Menschen durch den Menschen verursacht, führt sozusagen ein Sprung. Es ist der Uebergang in eine ganz neue Gattung, wenn wir uns von der gemeinen Noth des Lebens zu den Kränkungen wenden, welche der Mensch nur vom Menschen erleiden kann. Alle Unbilden der Natur, alle Krankheit und aller Mangel erscheinen als erträgliche Uebel in Vergleichung mit der Furchtbarkeit des Jammers, den der Mensch durch Rücksichtslosigkeit und Feindschaft, durch Treulosigkeit und Grausamkeit über den Menschen verhängt. Andererseits sind aber auch keine Freuden so intensiv und gehaltreich, als diejenigen, welche der Mensch nur in Beziehung auf den Menschen empfinden kann. Der Tiefe des Wehs entspricht die Höhe der Wonne. Das zu sympathischen Affectionen erweiterte Leben eröffnet einen neuen Tummelplatz und eine neue Art von Chancen.

Diese ganze Weite des Spielraums wird aber vornehmlich dem Umstande geschuldet, daß der Mensch in seiner Totalität Gegenstand für den Menschen werden kann. Nicht das Einzelne, was wir voneinander im Guten und Schlimmen erfahren, sondern die Gesinnung in ihrer feindlichen oder freundlichen Richtung ist es, was uns bis in die Tiefen unseres Wesens bewegt. Die verletzenden oder fördernden Thaten gelten uns nur als der Ausdruck dessen, was innerlich wider oder für uns ist, und grade die Wahrnehmung dieser Beziehungen bestimmt den Zustand unseres Gemüths. Es ist daher ein grober Mangel an Unterscheidungskraft für die Be-

stimmungen des Menschlichen, wenn man das Elend, welches aus der unmittelbaren Noth des Lebens entspringt, dem Unheil gleichsetzt, welches der Verkehr des Menschen mit dem Menschen möglich macht, und wenn man in der Würdigung des Glücks die Freuden der uneigennützigen, ihren Schwerpunkt außer dem Selbst findenden Affecte den Wirkungen des selbstischen Genusses gleichsetzt.

Indem wir die Gemüthsaffectionen in zwei ganz verschiedenartige Systeme theilen, deren eines sich ausschließlich mit denjenigen Empfindungen beschäftigt, welche sozusagen die Waage zwischen Mensch und Mensch betreffen, gewinnen wir ein neues Maaß der Werthschätzung. Wir entziehen uns der Gefahr, Niederes und Hohes ungehörig zu mischen, das, was dem Leben wahrhaften Werth ertheilt, mit den untergeordneten Bestimmungen des beschränkten Genusses zu verwechseln. Tugenden und auch Laster erhalten eine grundverschiedene Bedeutung, je nachdem sie sich auf die sympathischen oder idiopathischen Affectionen beziehen. Die höhere Einsicht in das Wesen des Lebens und damit die edlere Fassung der Moral hängt davon ab, ob wir das Uebel, welches die eigennützige oder gar ungerecht feindliche Verletzung mit sich bringt, angemessen von dem Ungemach zu unterscheiden wissen, welches Zufall und Bedürftigkeit über uns verhängen. Alles, was nur der Gesichtspunkt des isolirten eigenen Ergehens zum Laster oder zur Tugend gestempelt hat, verschwindet gegen die Bedeutung derjenigen Gattungen des Verhaltens, in welchen der Mensch unmittelbar Seinesgleichen fördert oder verletzt.

6. Vom Hochmoralischen müssen wir jedoch noch einmal, zur Ergänzung und zu gehörigem Abschluß, auf

das allgemeinere Thema dieses Capitels wieder zurückkommen. Im Leben ein System von Empfindungen und Gemüthsbewegungen sehen, kann natürlich nur so viel heißen, als das Dasein von seiner innersten Seite und in seiner letzten, unmittelbar interessirenden Hervorbringung betrachten. Das Wellenspiel der bewußten Regungen ist die Grundgestalt jedes Lebensgefühls und Lebensgenusses; aber die Vorstellung von der Lebensbefriedigung würde äußerst einseitig und unzulänglich ausfallen, wenn sie blos den Gedanken des isolirten Genusses und nicht auch die natürliche Vorbedingung des letzteren einschlösse. Das Lebensgefühl läßt sich nicht von der Kraftbethätigung trennen, durch welche es hervorgebracht wird. Dies gilt nicht blos von den Leistungen der Naturkräfte und von den Thätigkeiten der physiologischen Organe, sondern noch weit mehr von der eigentlichen Arbeit, durch welche der Mensch für sich selbst und im Verkehr mit Seinesgleichen die Grundlagen der niedern und höhern Existenz beschafft. Es ist bereits ein Grundgesetz der leiblichen Organthätigkeit, daß der Genuß an eine gewisse Summe von Kraftäußerung gebunden ist, und daß er nur mit dieser Kraftentwicklung besteht. Die Unterhaltung der Lebensfunctionen im Körper ist eine Art Arbeit der Natur, und wo sich dieselbe nach Außen richtet, finden sich alle Reize niederer nnd höherer Art mit der Bewerkstelligung irgend welcher Veränderungen verbunden.

Ist beispielsweise im Ernährungszustand eine erheblichere Spannung eingetreten, so kündigt sich diese Differenz, dieser Mangel, dieses Bedürfniß oder wie wir den Sachverhalt sonst bezeichnen mögen, als Hunger oder Durst an. Ueberhaupt stellen sich, welche gröbern oder feinern Beispiele wir auch wählen mögen, stets

Gefühle trieberzeugender Art ein. Nun kann uns schon das Wort Triebempfindung daran erinnern, daß als Antriebe hiebei Triebkräfte, also Ursachen im Spiele sind, die auf eine Veränderung hinwirken. Die Ausgleichung oder Befriedigung besteht in der Ausführung der jedesmal erforderlichen Veränderung, und so ist offenbar der Lebensgenuß an die Kraftäußerungen geknüpft, welche den einzelnen Lebensfunctionen entsprechen.

Schon im Eingang dieses Capitels wiesen wir auf das Stufensystem von Arbeit hin, durch welches die Natur schließlich zum bewußten Leben aufgestiegen ist. Wir können es nun als eine Fortsetzung dieser Naturarbeit ansehen, wenn der Mensch seine Thatkraft im Sinne der Erhaltung, Ausbreitung und Ordnung des Lebens bethätigt. Er hat hiebei allerlei Widerstände zu überwinden; aber es ist auch das Wesen jeder Kraftbethätigung, irgend Etwas, was unter dem Einfluß einer Gegenkraft steht, zu bewegen oder zu gestalten. Der Antagonismus ist die nothwendige Art und Weise, vermöge deren die ihrem eignen Gesetz folgenden Kräfte sich miteinander combiniren und unter gegenseitiger Einschränkung diejenigen zusammengesetzten Gebilde erzeugen, welche überhaupt ohne Ungereimtheit möglich sind und überdies dem maaßgebenden Typus oder Zweck der zu bildenden Schematismen oder des schließlich hervorzubringenden Lebens entsprechen. Es ist daher nur eine nähere Bestimmung von dem, was schon die gesammte äußere Naturordnung lehrt, wenn der Mensch im Allgemeinen genöthigt ist, den Lebensgenuß und dessen Steigerung in und mit der Bethätigung seiner eigentlichen Arbeitskräfte zu suchen.

Das Ebenmaaß des Lebensgefühls und mithin auch der echte Genuß werden sofort gestört, wenn jener

natürliche Zusammenhang irgendwo künstlich gelöst und ein müßiges Spiel mit den Reizen an die Stelle der gesunden Vereinigung von Arbeiten und Genießen tritt. Die Einheit dieser beiden Seiten des menschlichen Wesens verbietet es überhaupt, die Befriedigung des Lebens im isolirten Genießen suchen zu wollen. Vielmehr besteht der Hauptreiz darin, daß der jedesmal fragliche Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen als Ergebniß der Kraft zum Leben und Schaffen, ja auch bewußt in der bestimmteren Gestalt von Etwas auftritt, was man als Wirksamkeitsgefühl bezeichnen könnte.

Wo das Leben nicht gehaltlos und leer werden soll, muß ein regsames Interesse und irgend ein Reiz vorhanden sein. Stets nur einem wirklichen Interesse folgen, ist der natürlichste Grundsatz von allen, und wo das Leben aufhört, das Werk lebendiger Antriebe zu sein, erlischt es in Stumpfheit und Trägheit. Auf Antrieben zu beruhen, die wiederum in B e d ü r f n i s s e n wurzeln, ist hienach der normale Charakter alles Lebens. Die Natur hat dafür gesorgt, daß es an Aufgaben nicht fehle, und eben die thatsächliche Nothwendigkeit, in der Gestaltung der Wirklichkeit bestimmten Antrieben zu entsprechen und Ziele zu verfolgen, die durch die jedesmalige Lage des Daseins als Bedürfnisse vorgezeichnet sind, macht das Leben zu einem Triebwerk, dessen treibende Kräfte zugleich mit dem Vorgefühl der Befriedigung und mit der unmittelbaren Empfindung des Ueberganges zu dieser Befriedigung verbunden sind. Die ernsthafte Bedeutung der Arbeit, die in und mit dem Vorgang des Lebens verrichtet wird, macht das Bewußtsein von der Existenz erst wirklich gehaltvoll.

7. Arbeit und Genuß sind zwei Functionen, die,

wie schon angedeutet, physiologisch wie moralisch zusammengehören. Eine Arbeit, die unverdientermaaßen um die natürliche, ihr entsprechende Genugthuung gebracht wird, ist eine lebenverleidende Bürde; ein Genuß aber, welcher sich ohne Arbeit in allen Richtungen (meist auch auf Kosten fremder Arbeit) ergeht, muß sich bald in der Abstumpfung gegen die Lebensreize erschöpfen. Nur ein annäherndes Gleichgewicht von Arbeit und Genuß kann den Menschen zur Ueberwindung der Widerstände tüchtig und für die Wirkung der Reize empfänglich erhalten. Die extremen Gestaltungen in der zu ungleichen Gesellschaft liefern die Beispiele für die völlige Aufhebung des Ebenmaaßes. Der schrankenlose Genuß der müßiggängerischen, aber durch Erbraub mit allen Mitteln zum Leben ausgestatteten Elemente wälzt sich in den mannichfaltigsten Situationen raffinirter Reize bis zur völligen Erschöpfung herum, während auf der andern Seite das Uebermaaß einer unergiebigen und aussichtslosen Arbeitsbelastung eine andere Art von Erschöpfung mit sich bringt. Ein frühzeitiges, hier verdrossenes, dort elendes Alter ist für beide Theile das End-Facit, falls nicht acute oder chronische Krankheit, wie so häufig, einen noch zeitigeren Abschluß herbeizuführen vermag.

Leerheit und Langeweile sind vorzugsweise das Gemüthsleiden der bessersituirten Classen. Indessen fehlt es auch anderwärts nicht an entsprechenden Verödungen ähnlicher Art. Die Interesselosigkeit und der Mangel an Reizen kann eine doppelte Ursache haben. In den höheren Ständen wird das Leben nichtig, weil ihm mit der ungesunden Fülle die natürlichen Aufgaben abhandenkommen; in den niedern Schichten werden die Kräfte zwangsweise für fremde Zwecke so absorbirt, daß sich

das Leben gleichsam verschnürt findet und sich in der Richtung auf wahre Reize nicht mehr sonderlich zu regen vermag.

Es giebt auch eine unschuldige Art der Langenweile, die sich ganz normal da einfindet, wo die Lebenstriebe ohne entsprechenden Gegenstand bleiben und demgemäß beunruhigend auf das Gemüth zurückwirken. Hier wird es nicht immer der Mangel an Beschäftigung überhaupt, sondern oft nur derjenige an geeigneter Beschäftigung sein, wodurch jenes Unbehagen erzeugt wird, welches die Zeit so lang erscheinen läßt. Die eintönige Wiederholung derselben Verrichtung kann zugleich eine sehr schwere *Arbeit* und dennoch die Ursache von recht entschiedener Langerweile sein. Ueberhaupt kann uns das Leben in seiner besondern Gestaltung langweilen, wenn es uns fortwährend mit Ansprüchen und Aufgaben heimsucht, deren Hohlheit wir durchschauen und denen wir daher kein wahrhaftes Interesse abzugewinnen vermögen. Namentlich sei hier an die *Belästigung* hervorragender Menschen durch sich häufende Besuche, durch allzuviel aufdringliche und schwatzhafte Briefe erinnert, welche nicht selten ein wahres *Kreuz* des Lebens zu bilden vermag.

Derartige Lagen sind die Wirkung allgemeiner Mißgestaltung und Ignoranz: der Einzelne kann sich ihnen auch bei der größten Umsicht oft nur theilweise entziehen. Dennoch muß es aber sein Grundsatz bleiben, sich, wenn irgend möglich, auch im Verkehr mit Vielen in nichts einzulassen, was vom Standpunkte natürlicher Menschlichkeit kein lebendiges Interesse zu erregen und keinen wirklichen Reiz darzubieten vermag. Geht dieser Grundsatz künftig einmal in das Gesammtverhalten der Gesellschaft über, so kann auch der Widerstreit zwischen

dem Einzelnen und der Lage seiner Umgebung nicht entstehen. Eine auch nur zeitweise Leerheit des Lebens kann alsdann nicht vorhanden sein, und die Langeweile, welche meistens die Geißel verschrobener Zustände ist, wird sich nur gelegentlich in ausnahmsweise mißrathenen Zwischenpausen einstellen. Man kann also die Verleumdung des Lebens wegen der darin möglichen oder wirklich enthaltenen Langenweile füglich jenen Verdorbenen überlassen, die nach ungehöriger Erschöpfung der Lebensreize nunmehr vom ganzen Leben mit Recht gelangweilt werden und besser daran thäten, sich davonzumachen, d. h. zu crepiren, statt Andere mit speculativen Ausgeburten der Langenweile heimzusuchen.

8. Will man die Grundgestalt aller Lebensreize nicht blos unmittelbar am Spiel der Empfindungen, sondern auch im Zusammenhange des Gesammtsystems der Welt begreifen, so muß man erwägen, daß der Pulsschlag und daß der Rhythmus des Athmens, worin sich der Typus alles lebenden Daseins bekundet, seine ähnlichen Gegenstücke in allen Naturvorgängen und in der Bethätigung aller physischen Kräfte hat. Das Dasein ist sogar in seinen letzten unorganischen, ja rein mechanischen Regungen in einem weitern Sinne des Wortes rhythmisch. Die Materie regt und bewegt sich, wie schon die rein physikalischen Gesetze zeigen, in undulirenden Erzitterungen, in Zusammenziehungen und Ausdehnungen, ja man könnte sagen in Hebungen und Senkungen. Periodisch und gleichsam pendulirend durchlaufen die Weltkörper ihre Bahnen; Zusammenpressungen und Wiederausdehnungen der Luft bedingen für uns das Dasein der Töne; das Licht ist ein ähnlicher Vorgang in einem Medium, das wir als alle Räume erfüllend voraussetzen

müssen. Alle Fortpflanzung von Bewegung von einem Theil der Materie auf den andern kann demgemäß nur als eine Art Abfolge von rhythmischen Acten vorgestellt werden, gleichviel wie die sogenannte Wellenform, die im gewöhnlichen Sinne des Worts nicht immer das rechte Bild ist, sich gestalten möge.

Für das Walten der Naturvorgänge ist jener allgemeinste Schematismus maaßgebend, der sich auch für die höhere Animalität in der Hebung und Senkung von Wachen und Schlafen nicht verleugnet, und dessen Wesen darin besteht, daß Kraft und Gegenkraft, Wirkung und Rückwirkung, Anspannung und Nachgeben in der Bestimmung des Geschehens einander ablösen. Es folgt gleichsam jeder Hebung eine Senkung, und in diesem rhythmischen Wechselspiel ist, von den niedrigsten Stufen des Bewußtlosen bis zu den höchsten Bethätigungen des Gedanklichen hinauf, Alles begriffen, was dem allerersten, noch nicht in solche Regungen übergegangenen Urzustande des Kosmos entstammt.

Der Charakter des Lebens stimmt hienach, wie es sein muß, zu dem Typus alles übrigen Daseins, und wenn wir hier näher auf die letzte und mithin auch niedrigste, rein mechanische Grundform des Weltvorgangs einzugehen hätten, so würden wir specieller nachweisen, daß sich ein Kräfte- oder vielmehr Bewegungsspiel gar nicht anders als in der gekennzeichneten Form denken lasse. Der schon erwähnte Antagonismus ist überall vorhanden, wo selbständige Kräfte wenigstens zum Theil gegeneinanderwirken; ja überhaupt beruht das Wesen der Kraft auf einem Unterschied der Zustände, also auf einer durch Veränderung auszugleichenden Differenz. Die Vollziehung von Veränderungen wird aber, der Natur der Sache nach, insoweit nicht stetig ausfallen,

als die Tendenz zur Beharrung entgegensteht. Ungemischte Veränderung, die ohne jegliche Beharrung wäre, kann es aber schon aus sachlogischen Gründen nicht geben. Es wird also die thatsächliche Form, welche das Triebwerk der Natur uns zeigt, auch aus letzten, sozusagen naturlogischen Nothwendigkeiten zu begreifen sein. Indessen begnügen wir uns hier mit dem, was wir äußerlich als Haupttypus kennen, indem wir für die weitere Untersuchung der Thatsache unsere „Logik und Wissenschaftstheorie", sowie unsere „Wirklichkeitsphilosophie" mit ihrer Naturergründung in Bezug nehmen.

9. Wichtiger noch, als die gemeinsame Grundgestalt aller bewußtlosen und bewußten Vorgänge, ist das specielle Gesetz, vermöge dessen sich der Kräftegegensatz und die zugehörige Empfindung steigern. Wie jede wirkliche Kraftentwicklung eine Differenz voraussetzt und in Beziehung auf eine Gegenkraft, je nach der Größe des Unterschieds, eine mehr oder weniger intensive Veränderung hervorbringt, so ist auch im Bereich des Bewußtseins die Abweichung der Zustände, die aufeinanderfolgen, ein Maaß des dadurch entstehenden Lebensgefühls. Man kann sogar im Allgemeinen davon ausgehen, daß jede Empfindung auf einer Differenz beruht und eben darin besteht, daß der mit dem Reiz erzeugte und mit ihm wieder verschwindende Unterschied des Zustandes in die Sprache des Bewußtseins übertragen wird.

Wir wollen jedoch diese letzten Grundlagen hier nicht weiter untersuchen. Das Verständniß des Lebens erfordert nur die Beachtung von dem, was bezüglich des fraglichen Gesetzes Jeder aus der eigenen Beobachtung unmittelbar feststellen kann. Schon jede Sinnesempfindung steigert sich, wenn die verhältnißmäßig ruhenden Organe in mehr oder minder schnellem

Uebergange frischen Reizen ausgesetzt werden. Der Wechsel von Dunkel und Hell bringt eine viel stärkere Erregung mit sich, als wenn dasselbe Maaß von Licht da wirkt, wo das Auge schon vorher demselben Reiz ausgesetzt ist.

Aber noch weit entschiedener machen sich die Wirkungen des Unterschiedes fühlbar, wo es sich um Gemüthsbewegungen und allgemeine Lebenszustände handelt. Die Plötzlichkeit, auf welcher der Schreck und zwar auch der freudige beruht, ist bekanntlich ein gefährliches Extrem der Differenz. In einem Augenblick drängt sich soviel Wirkung auf den Nervenapparat zusammen, daß nicht blos das Schlimme, sondern auch das Gute durch die Uebermacht des Eindrucks das Leben selbst bedrohen kann. Das gar nicht Erwartete oder noch mehr das gegen die sichere Erwartung in entgegengesetzter Richtung Geschehende entwickelt den hohen Grad erregender Kraft eben durch den Unterschied, der sich in den beiden, rasch aufeinanderfolgenden Zuständen des Gemüths geltend macht.

Keine Lebenslage hat an sich selbst und in ihrer beharrlichen Dauer soviel Reiz als der Uebergang zu ihr, vermöge dessen sie einen andern Zustand ablöste. Ebenso ist der Eintritt in neue Verhältnisse im Guten und Schlimmen das, was den stärkern Empfindungsgrad mit sich bringt. Desgleichen muß die Voraussicht anderer Zustände, als der gegenwärtigen, ihren Einfluß auf das Gefühl besonders durch die Vorstellung der Veränderung, also durch den Hinblick auf das ausüben, was in den erwarteten Lagen sich neugestalten und von dem Bisherigen abweichen soll. Der Uebergang zu etwas Anderem (oder kurzweg die Veränderung) ist nicht nur das Gesetz aller Entwicklung, sondern

auch die Bedingung jeglicher Art von Lebensreizen. Die einzelnen Zustände wollen aber auch genügend erfahren und durchlebt sein, und das Interesse muß sich an ihnen vollständig genuggethan haben, damit eine umgestaltende Veränderung ihren vollen Reiz entfalten könne.

Das Gesetz, vermöge dessen die Uebergänge aus einer Lage in die andere am meisten empfunden werden, findet in den entscheidenden Epochen des Einzellebens und der allgemeinen Zeitzustände — recht genau genommen: sogar schon im Wechsel der Tages- und Jahreszeiten — eine sehr einfache Anwendung. Jedes zurückgelegte Stadium, mit welchem sich eine neue Lebensweise eröffnet, bringt zugleich eine hochgradige Veränderung der sonst gleichförmiger verlaufenden Empfindungen mit sich. Das Gefühlsleben erfährt alsdann eine neue Spannung, die so lange dauert, bis die gewohnheitsmäßige Ausgleichung den Reizen ihr frisches Wirkungsvermögen wieder entzogen hat. Was bleibt, ist eine Art beweglichen Gleichgewichtszustandes, in welchem zwar die Empfänglichkeit für die gewöhnlichen Erregungen innerhalb der neuen Lage fortbesteht, diese Lage selbst aber nicht mehr als ein in allen Richtungen energisch anregender Gesammtumstand empfunden wird. Es ist hienach natürlich, daß die Form der Entwicklung und des Fortschritts zu neuen Gebilden, die allem Leben im Großen wie im Kleinen eigen ist, auch in bewußter Weise zum Ziel gemacht werde, und es ist daher durchaus nicht verwerflich, wenn der Mensch in der Gestaltung des Einzellebens sowie der gemeinschaftlichen Lebenseinrichtungen nach Veränderung und Vervollkommnung strebt.

Man kann so weit gehen, das Gesetz der Differenz, wie wir es gekennzeichnet haben, auf den ganzen schaffenden Vorgang zu übertragen, durch welchen sich aus dem organischen Ur- und Keimstoff die mannichfaltige Ausbreitung und Stufenfolge von lebendigen Wesen entwickelt hat. Soweit die zoologische Entwicklungslehre wahr ist, kann sie dazu dienen, auch die innern Empfindungs- und Gefühlsprincipien zu beleuchten, von denen die Natur im Entwurf der verschiedenen thierischen Charaktere und Bewußtseinsgestaltungen ausgegangen ist. Gleich der Composition der äußern Gebilde mußten auch die Empfindungselemente zu verschiedenen Combinationen vereinigt und nach und nach durch allerlei differente Gestaltungen in das Dasein gerufen werden. Die Gesammtabfolge dieser Empfindungszustände, von den dumpfesten und schwächsten bis zu den klarsten und stärksten hinauf, ist als ein großes System des innern Lebens anzusehen, welches sich auf dem Planeten einheitlich zur Darstellung gebracht und die stufenweise möglichen Veränderungen Schritt für Schritt durchmessen hat.

Was jetzt noch an empfindenden Wesen nebeneinander besteht, liefert ein ähnliches Bild der Abstufung und unterschiedlichen Gestaltung aller Empfindungen, und so kann man von der innern Welt wie von dem ihr dienstbaren äußerlichen Grundgerüst sagen, daß sich darin ein Princip des allmählichen Zusammensetzens der einfachsten Elemente und ein Typus des durch alle Uebergänge fortschreitenden Aufsteigens zu höhern Combinationen verwirklicht habe. Dieser Vorgang muß von da ab, wo er durch die Darstellung auch nur der schwächsten Empfindung zur Bildung der Bewußtseinwelt gelangte, die innern Lebensreize ganz nach dem Gesetz der Differenz aneinanderge-

reiht und so eine einheitliche Gradation der äußern und innern Entwicklung mit sich gebracht haben. Das treibende Princip hiebei kann aber nie ein anderes als das der Durchmessung aller Lebensstufen gewesen sein. Fremd ist uns übrigens dies Alles nicht; denn wir selbst sind ja mit unserm reichhaltigen Empfindungs- und Gefühlsleben der erweiterte und vervollkommnete Inbegriff aller vorangegangenen oder tieferbelegenen Gestaltungen.

Fünftes Capitel.

Verlauf eines Menschenlebens im Allgemeinen.

1. Was sich zwischen Geburt und Tod in einem Menschenleben entrollt, ist ungeachtet aller Mannichfaltigkeiten doch eine Reihe von Zuständen und Ereignissen, in welcher die gemeinsamen, für alle Lagen in irgend einer Weise zutreffenden Züge eine selbständige Betrachtung erfordern. Die Unterschiede nach Abstammung und Race sowie diejenigen, welche die Culturentwicklung der verschiedenen Völker mit sich bringt, sind allerdings groß, und noch mächtiger wirkt innerhalb unserer heutigen Zustände die Spaltung nach Classen und Berufsständen auf den Gang des Einzellebens zurück. Auch sind die Schicksale der beiden Geschlechter thatsächlich recht sehr verschieden und müssen auch von einander mehr abweichen, als man gewöhnlich meint.

Ebenso unleugbar wirken die Berufsunterschiede und Machtstellungen innerhalb der mittleren wie der höheren

Gesellschaft so entschieden auf den Lebensgehalt zurück, daß man sich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von der innermenschlichen Empfindungs- und Gefühlswelt bei den fraglichen Elementen machen würde, wenn man ihre besondern Verhältnisse nicht in Anschlag brächte. Trotz Alledem wird sich aber ein Kern des allgemein Menschlichen, wenn auch nur in Verbindung mit dem Bilde einer besonders ausgeprägten Lebensgestaltung, als Grundtypus zur Darstellung bringen lassen, indem man ein reichhaltigeres und vollkommeneres Schema zum Ausgangspunkt macht, dabei aber nicht versäumt, die Mängel und Abweichungen nach unten ebenso in Erinnerung zu bringen, als diejenigen Bestandtheile und Erfordernisse, welche erst einer bessern Ordnung und Ausfüllung des Lebensinhalts angehören können. Auf diese Weise werden wir es vermeiden, im Wirklichen auf falsche Art Idealisirungen eintreten zu lassen, wie sie auf Kosten der allseitigen Wahrheit von Dichtern und z. B. auch von Schiller in seiner Glocke ausgeführt worden sind.

Unser Einzelleben taucht aus der Bewußtlosigkeit auf, und diese erste Thatsache, mit der es im Uebergange zu beschränkten Empfindungsregungen beginnt, erinnert an den Ursprung alles fühlenden Daseins überhaupt. Anfang und Ursprung sind freilich Wörter, vor denen das heute übliche Denken im Gefühl seiner Selbstverstümmelung und Ohnmacht eine heilige Scheu hegt, denen aber eine entschiedene und klare Geisteshaltung mit Festigkeit zu begegnen vermag. Das empfindende Leben und mithin alles Leben, bei dem es sich um eine Werthschätzung handeln kann, hat nicht blos auf unserm Erdplaneten, sondern in der gesammten kosmischen Welt irgend einmal seinen Anfang genommen. Einst hat es einen Zustand gegeben, in welchem auch nicht die

geringste Spur von Bewußtsein existirte; für die Erde ist dies sogar geologisch nachweisbar. Die thierische Welt, mit welcher die Empfindung beginnt, ist eine spätere Schöpfung, letzteres Wort in jenem natürlichen Sinne verstanden, in welchem es nichts als die Häufung von Veränderungen, wodurch anorganisch wie auch organisch neue Formen hervorgebrcht werden, anzeigt und bedeutet. Das Leben, im Sinne der Empfindung und des Bewußtseins, ist also zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Welt gekommen, und der Zustand, der dem Empfindungsleben voranging, hat alle sonst noch erdenkliche Vergangenheit erfüllt.

Die Epoche des Lebens ist hienach eine Phase, die in dem Vordasein auf eine absolute Weise hervorgetreten ist, während der Anfang unseres individuellen Lebens nur eine relative Bedeutung hat. Es ist nämlich ein anderes, ebenfalls empfindendes, also sich bereits bewußtes Leben, von welchem durch die Geburt ein neues Einzeldasein abgezweigt wird. Nur besteht zwischen den beiden Empfindungsbereichen, die sich trennen, kein bewußter, sondern blos ein bewußtlos organischer Zusammenhang. Der wesentliche Unterschied zwischen der Geburt eines zur Lebenskette gehörigen Einzelwesens und dem ersten Ursprung alles Lebens besteht darin, daß jenes nur eine in der Hauptsache gleichartige Fortsetzung eines schon vorhandenen Gebildes ist, während der erste Anfang als die Hervortreibung eines durchaus neuen Elements aus dem Schooße der Urkeimwelt betrachtet werden muß. Der Hintergrund ist hiemit sicher bestimmt, wenn wir in demselben auch nichts als die Abwesenheit des empfindenden Lebens selbst und die zu dem letztern noch nicht gesteigerten Regungen der organischen Materie vorzustellen vermögen.

2. Nach der Lamarckschen Theorie und deren Folgerungen durchläuft der Mensch embryonisch von der Zeugung bis zu der Geburt in rein organischer Abkürzung die verschiedenen Entwicklungsstufen, denen die Mannichfaltigkeit des frühern und heutigen Thierreichs bis zur Beschaffenheit des gegenwärtig vollkommensten Culturmenschen hinauf ihr Dasein verdankt. Hienach vollzöge die Natur ihre Entwicklungsarbeit in einem gewissen Sinne immer wieder von Neuem, nur daß sie das Geschehen von Jahrmillionen in eine Anzahl Monate schematisch zusammendrängte und ihre Thätigkeit darauf richtete, anstatt den einzelnen Schichtungen und Gebilden selbständiges Dasein zu geben, dieselben sofort als Unterlagen und einzuschließende Elemente für das Schlußergebniß zu verwerthen. Wie es sich nun auch übrigens mit der Genauigkeit dieser Vorstellungsart verhalten möge, so können wir von ihr mit Sicherheit wenigstens das geltend machen, was sich auf den Zusammenhang der Gesammtentwicklung des Menschengeschlechts und der Einzelentwicklung des besondern Wesens bezieht. Ja, vom Standpunkt unseres Systems, für welches alle Entwicklung eine kunstvolle Composition bereits vorhandener Elemente zu neuen Gebilden ist, kann die Entwicklungsabbreviatur, an die man bei den stufenweisen Wandlungen des Embryo denkt, nur eine Erinnerung daran sein, wie das in der Geburt hervortretende menschliche Wesen das Ergebniß eines zusammensetzenden Hergangs vorstellt, vermöge dessen sich mannichfaltige Bestandtheile des organischen Vorlebens überliefert und auf eine nur wenig veränderte Weise vereinigt finden.

Von dem Vorleben, welches dem Dasein eines ausgeprägteren Menschengeschlechts und der Culturära

voranging, kann man nur wenig und dieses Wenige nur durch Rückschlüsse aus spätern Zuständen wissen. Die Erinnerung der Menschheit reicht nicht blos nicht zu ihren Anfängen, sondern auch nicht einmal zu jenen Stadien zurück, bei welchen die Völker schon ein deutlicheres Bewußtsein über sich selbst haben mußten, aber noch der Mittel entbehrten, die Kunde davon sicher fortzupflanzen und den Nebeln unvollkommener, sich mit der wüstesten Erdichtung mischender Ueberlieferung zu entziehen. Die einigermaaßen verbürgte Erinnerung des Geschlechts reicht etwa fünf Jahrtausende bis zur Grenze der halbwegs beglaubigten Geschichte zurück, und auch dies gilt nur für die in der Entwicklung zuerst in den Vordergrund gelangten Culturvölker des Morgenlandes.

Wollen wir also von einer ersten Kindheit des Menschengeschlechts reden, so ist diese Einleitungsphase für die heutige Menschenwelt noch etwas Fremderes, als jedem Individuum sein Dasein in den etwa drei Jahren nach der Geburt. Die Erinnerung des Einzelnen kann später in dieses individuelle Erstleben zwar nie wieder eindringen, aber wohl durch den Bericht Anderer gewissermaaßen ersetzt werden. Auch fehlt es ja nicht an einer allgemeinen äußerlichen Kenntniß der Züge des ersten Kindeslebens. Wie das letztere aber innerlich beschaffen sei, davon kommt nie und nirgend ein deutliches unmittelbares Bewußtsein zu Stande, und dies ist auch für das Glück des Kindes sehr wesentlich. Bei ihm wechseln die Empfindungen, ohne daß der spätere Augenblick sonderlich von dem früheren wüßte, und diese durch ein zusammenfassendes Bewußtsein wenig verbundene Reihe ist auch da wohlangebracht, wo der mehr passive und machtlose Zustand zu einem Wissen von sich selbst

wahrlich nicht angethan ist. Ohne dieses deutliche Wissen ist er aber eine ganz annehmbare Lebensphase, die uns übrigens auch ermessen lassen kann, wie das innere Leben der niedern, nur auf das von Augenblick zu Augenblick abgerissene Spiel schwacher und einförmiger Triebempfindungen angewiesenen Thiere beschaffen sein muß.

3. Das erste Stadium der Kindheit ist etwas sehr Unscheinbares und auch in der That in Beziehung auf das innere, wirklich gefühlte und also mehr als blos bewußtlos organische Leben von geringer Bedeutung. Es existirt mehr für Diejenigen, die sich, wie die Mutter, am meisten mit ihm zu befassen haben, als eigentlich für sich selbst. Was man auch hineindichten oder sich darüber einbilden möge, so ist dieses ganze Dasein nichts als die Combination von ein paar wiederkehrenden Triebempfindungen und von dem dumpfen Gefühl des Behagens oder Unbehagens, je nachdem Nahrung, Luft, Wärme, allenfalls auch noch Schall und Licht den Bedürfnissen mehr oder weniger entsprechen. Die active Kraftäußerung geht in der lauten Ankündigung von Bedürfnissen und Nöthen ganz auf, und die gesammte, noch zu vier bis fünf Sechsteln in Schlaf versenkte Existenz dieser Art ist mehr ein halb pflanzliches Vegetiren als ein animalisches Empfinden. Von größerer Erheblichkeit wird das Kindesleben aber in dem Maaße, in welchem mehr zusammenhängendes Bewußtsein von den einzelnen Zuständen in demselben aufsprießt und zu haften beginnt.

Wir rechnen die Periode des in einem höhern Grade bewußten Kindeslebens von dem freilich ziemlich unbestimmten Zeitpunkt an, in welchem die Theilnahme an den eigenen Zuständen und die Fähigkeit der zusammenfassenden Kraft des Bewußtseins bereits so groß ist, um die Erscheinungen des Augenblicks oder vielmehr deren

Bild für eine längere Dauer zu bewahren. Freilich hat auch schon vorher ein Leben in allgemeineren, über die Empfindung des Augenblicks hinausgreifenden Vorstellungen stattgefunden. Erinnerung und Erwartung haben sich in schwachen Spuren vorgebildet. Mit einer gewissen Stetigkeit ist der Uebergang von dem nur Monate dauernden dumpfen Empfindungszustande zu den auf die Objecte bezüglichen Affectionen vollzogen worden. Die bloßen Empfindungen haben nicht lange existirt; sie haben sehr bald, wenn auch nur in geringem Maaße, angefangen, sich mit Vorstellungen zu verbinden. Das Unterscheidungsvermögen hat sich wenigstens in schwachen Kundgebungen angezeigt. Ueberhaupt ist der ganze spätere Reichthum der Entwicklung in seinen elementaren Grundlagen bereits bemerklich geworden. Allein aller dieser Umstände ungeachtet ist das, was wirklich existirt, im Großen und Ganzen als abgerissenes Gefühlsdasein zu betrachten. Noch immer wechseln Lachen und Weinen in schneller Folge; die Spuren der vorangehenden Gemüthszustände verwischen sich rasch, und das Ideal des leichten Sinnes ist im Kindesleben eine Wirklichkeit.

Alle Abnormitäten und Störungen, welche in das Leben Derer eingreifen, die dem Kinde Pflege und Erziehung schuldig sind, verfehlen nicht, ihre Schatten auch in das kindliche Dasein zu werfen. Ich denke hier keineswegs blos an Krankheit, Entbehrung und Noth. Diese Plagen treffen das Kindesleben nur insofern, als sie ihm die Befriedigung seiner Bedürfnisse kürzen. Das Kind, welches in der Empfindung des Augenblicks lebt, kennt glücklicherweise den geistigen Schmerz noch nicht, welcher aus dem Bewußtsein des Mangels und aus der ohnmächtigen Sorge entspringt. Dennoch würde man irren, wenn man glaubte, daß das kindliche Dasein so gut wie ganz

von den Gemüthsaffectionen unberührt bliebe, welchen die Eltern unterliegen. Wirft doch auch die fröhliche Miene der Erwachsenen ihren Reflex in das Innere des Kindesbewußtseins! Das Lächeln des Säuglings ist wohl stets nur eine Mitbewegung, und wo ihm eine Empfindung entspricht, ist sie jedenfalls eine Mitempfindung. Diese abgeleiteten Affectionen sind nun nicht bedeutungslos; von ihnen hängt ein großer Theil der Freuden und auch Leiden des Kindes ab. Wo eine düstere oder wohl gar widerwärtige Umgebung nicht aufhört, ihren Charakter in das Gemüth sogar des kleinen Kindes zu übertragen, da ist wenig Raum für eine gedeihliche Entfaltung der so zarten Eigenwelt, und Schlaf oder Isolirtheit müssen dann als die günstigsten Zustände gelten.

Sehen wir von den Einflüssen ab, die das Schicksal und das Gehaben der Eltern auf das Kindesleben übt, setzen wir also einen normalen Zustand voraus, in dem das Kind einerseits genügende Pflege hat und andererseits keinen störenden Reflexen ausgesetzt ist, so können wir behaupten, daß mit den ersten Regungen des Geisteslebens eine in dem Kindeszustande selbst belegene Ursache von Lust und Pein zur Geltung gelangt. Sobald das Kind auch nur an dem Spiel der Sinnesreize Gefallen findet (und man weiß kaum, ob man diesen Zeitpunkt zu früh voraussetzen kann), ist auch schon die Langeweile vorhanden. Die schwierigste und auch die wichtigste Aufgabe besteht gerade darin, diesen Störer des Glücks aus dem Leben der Kindheit zu verbannen. Die Langeweile, welche die Kinder empfinden, ist unter allen Umständen ein völlig natürliches Gefühl, welches dem Bedürfniß nach spielender Beschäftigung ihrer Fähigkeiten einen subjectiven Ausdruck giebt. Die Sinne wollen mannichfaltig gereizt sein und suchen

nach Gegenständen, an denen sie sich in ihren Functionen ergehen können.

Vor Allem ist es das Auge, welches sozusagen nach Arbeit verlangt. Das Ohr ist ein mehr empfangendes Organ und sucht daher die Action weniger aus eigenem Antriebe. Uebrigens dringt auf dasselbe ungerufen eine solche Mannichfaltigkeit von Erregungen ein, daß man es nicht befremdlich finden darf, wenn das Kind seine Theilnahme für die bunte Welt der Töne auf eine spätere Zeit verspart. Dagegen ist schon der bloße Lichtreiz, und in einem noch höhern Maaße die Welt des Farbigen eine ungemeine Freude für das erste Spiel des höchsten unter den Sinnen.

Wir brauchen wohl nicht im Einzelnen auszuführen, wie überall, wo eine Fähigkeit auch nur in geringem Maaße vorhanden ist, auch eine Beschäftigung dieser Fähigkeit erfordert wird. Die erste Uebung der Muskelkraft ist das Gehenlernen, und hiebei kann man beobachten, wie schon die ersten Versuche der Bewährung der sich stärkenden Spannkraft dem Kinde ein erhebliches Vergnügen bereiten. Es ist ein allgemeines Gesetz, daß die unbeschäftigten Kräfte eine Rückwirkung auf das unthätige Wesen üben, indem sie es in eine gewisse Unruhe versetzen. Diese Unruhe ist für die Gesammtheit der Lebensregungen das, was die Langeweile für das besondere Gebiet geistiger Vermögen ist. Die Arbeit im weitesten Sinn ist daher auch hier, wie schon früher erörtert, für den Organismus ein Naturgesetz; sie ist nicht blos, in der engeren, aber ernsteren Bedeutung des Worts, etwas objectiv Nothwendiges, um die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse zu beschaffen, sondern sie ist auch Forderung des subjectiven Lebens, welches dahin strebt, jede Fähigkeit ins Spiel zu setzen.

Man wird also behaupten dürfen, daß es eine ernstliche Frage ist, wie man den subjectiven Kräften ihre angemessene Arbeit verschaffe. Für die späteren Lebensalter weist die Noth zur Genüge die Richtungen an, in denen der Mensch seine Kräfte gegen die Natur (und leider auch gegen Schädlinge unter Seinesgleichen) zu versuchen hat; das Leben stellt seine ernsten Aufgaben und gestattet nicht, daß an die Stelle eigentlichster Arbeit das Spiel trete. Freilich wird die verbleibende Muße auch nur durch höhere oder niedere Arten des Spielens der Erwachsenen ausgefüllt; die ganze Welt der Kunst ist Nichts als ein freies Spiel des Geistes, und die meisten Unterhaltungen der Menschen laufen auf eine spielende Beschäftigung ihrer Kräfte hinaus. Doch bleibt diese Art der Bethätigung, wo es verständig zugeht, für das gereifte Alter Ausnahme, während sie für das Kindesleben die Regel und die ausschließliche Art ist, das Grundgesetz des Daseins, die Beschäftigung der Fähigkeiten, zu erfüllen.

4. Es ist für das Glück der Kindheit nicht ersprießlich, wenn Diejenigen, welche für die Erziehung zu sorgen haben, das Spielen überhaupt als eine Art unterhaltender Ueberflüssigkeit oder wenigstens als einen unwesentlichen Punkt betrachten. Das Spiel ist zunächst die einzige Arbeit des kleinen Kindes, und es ist ihm daher ebenso Bedürfniß, als dem gereifteren Alter schaffende Thätigkeit. In beiden Fällen ist der innere Grund, welcher zur Ergehung der Kräfte treibt, dasselbe Naturgesetz. Nur im letzten Zweck unterscheiden sich beide Gattungen der Arbeit. Die eigentliche Arbeit muß, wenn sie vollkommen befriedigen soll, objectiven Erfolg haben; sie muß die Hindernisse überwinden, welche die Natur dem Genuß entgegenstellt.

Dagegen ist der Zweck des Spieles vollkommen erreicht, wenn es unsere Fähigkeiten und Kräfte zur harmonischen Aeußerung bringt und ihnen so die Genugthuung gewährt, sich an den Dingen gleichsam erst kennen zu lernen und zu erfahren.

Will man in diesem Falle durchaus Spiel und Ernst einander entgegensetzen, so muß man behaupten, daß es für das Kinderleben keinen eigentlichen Ernst giebt. Lieber würde ich jedoch von dieser Auffassung des Gegensatzes absehen und das Spiel für die ernsteste Angelegenheit des Kindesdaseins erklären. Wo das Spiel nur als eine Ausnahme den Lauf der ernsten Beschäftigung unterbricht, da wird es durch den Gegensatz in der That zu einer Angelegenheit gemacht, die unsere Theilnahme nur oberflächlich erregt. Wo es dagegen das einzige und ausschließliche Mittel ist, nicht nur Unruhe und Langeweile fernzuhalten, sondern dem Lebensbewußtsein auch einen mannichfaltigen Reiz zu geben, da kann man nicht umhin, den Standpunkt der Kinder selbst für den wahren zu nehmen und anzuerkennen, daß der Ernst des Kinderlebens im Spiele mit Recht seinen Tummelplatz findet.

Es ist daher anerkennenswerth, daß die humane Richtung sich auch dem spielenden Dasein des Kindes zugewendet hat. Schon Rousseau schien voll zu begreifen, daß die Leiden und Freuden des Lebens nicht erst dann der Aufmerksamkeit würdig sind, wenn sie die ernsten Aufgaben des reiferen Alters betreffen, sondern daß der Mensch, in welchem Stadium seiner Entwicklung er sich auch befinde, ein selbständiges Recht auf die Achtung der Gesetze seines jeweiligen Zustandes habe. Man fängt bereits an, das unselige Vorurtheil zu verlassen, als bestehe das Leben aus Ueberstürzungen

von dem einen Zustand in den andern, und als sei die frühere Daseinsweise nichts als ein Mittel zur Hervorbringung der späteren. Die Charaktere der Natur deuten überall auf eine weitere Erfüllung der jeweiligen Zustände; aber sie zeigen auch mit derselben Klarheit an, wo die selbständige Haltung und das eigene Genügen des Daseins zu suchen ist. Wir wissen sehr wohl, wo der unbefangene Sinn die Grenze von Mittel und Selbstzweck zieht, und es sind in der Regel nur traditionelle Irrthümer, welche uns über die wahre Bedeutung des Daseins täuschen und uns glauben machen, alle Lebensenergie der Natur sei nur dazu da, ein ferner liegendes Ziel zu erreichen.

Man würde daher erheblich irren, wenn man das doch in seiner Art so gefühlvolle und inhaltreiche Kindesdasein für ein bloßes Mittel zur Erreichung des reiferen Lebens hielte. Die Welt des Kindes ist ein selbständiges Reich von Leiden und Freuden und als solches unserer Theilnahme ganz besonders würdig. Die Erziehung hat leider fast nur die Zwecke des späteren Lebens im Auge; aber vielleicht möchte es einst dahin kommen, daß der Satz eine Trivialität würde, das Kind sei mehr als ein bloßes Object der Erziehung. Mit Recht besteht eine gewisse Feindschaft zwischen dem Pädagogistenstandpunkt und dem Kindersinn. Der erstere denkt nur immer daran, was er aus seinem Object (schon dieses Wort ist bezeichnend) zu machen habe; der letztere kümmert sich nur um die Gegenwart, d. h. um das, was ist, und nicht um das, was werden soll. In dem Kindessinn liegt eine große Weisheit; er fühlt, daß ihm, was er von der Minute des Kinderlebens ausgeschlagen, kein reiferes Alter zurückgeben kann.

5. Wir haben mit unsern Reflexionen über das Spiel bereits in spätere Perioden vorgegriffen; denn die Zeit des Spielens erstreckt sich von den ersten Regungen der Vorstellungskraft bis in die Epoche des eigentlichen Lernens. Hört auch in letzterer das Spiel keineswegs auf, so muß es sich doch gefallen lassen, den zweiten Platz einzunehmen. Wir unterscheiden also streng zwischen der spielenden und lernenden Thätigkeit und hüten uns, die eine in die andere verwandelt wissen zu wollen. Wird im Spiele Etwas gelernt, so ist dies eine nebensächliche Folge, die man nie zum maaßgebenden und regulirenden Zweck machen kann, ohne dem Spiele seinen Charakter und seinen Reiz zu nehmen. Hat dagegen die Arbeit des Lernens den Reiz des Spieles, was aber nur in gewissen Richtungen zuweilen der Fall sein kann, so ist dieser Umstand rein zufällig, und es geht nicht an, das Geschäft der Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten von einer gewissen Anstrengung freizuhalten. Letztere ist aber mit dem Wesen des Spieles unvereinbar, welches darauf gerichtet ist, die Kräfte sich frei ergehen, aber nicht, sie sich anstrengen zu lassen.

Die Schule kann daher nimmermehr zum Spielplatz werden; sie muß ihren Charakter rein bewahren und jenen gesetzten Ernst zeigen, welcher auf das Leben vorbereitet. Es wäre aber nicht zu rechtfertigen, wenn man aus der eben angegebenen Bestimmung den Schluß ziehen wollte, das Lernen könne keine Befriedigung gewähren und sei keine Quelle von Lebensfreuden. Im Gegentheil steigert sich mit der Bedeutung der Arbeit auch die aus ihr hervorgehende Genugthuung. Die Ueberwindung von Hindernissen und die Wahrnehmung der sich erweiternden Macht unserer Fähigkeiten ist

offenbar mit einem Befriedigungsgefühl verbunden, welches die Lust des Spieles an Vorzüglichkeit und Nachhaltigkeit übertrifft. Nur weil das unreifere Kindesalter noch nicht zum eigentlichen Lernen fähig ist, muß es sich mit der spielenden Bethätigung seiner Kräfte begnügen, und kann es auch an keiner andern Art ihres Gebrauchs Gefallen finden. Versucht man es, die zarten Keime kindlicher Fähigkeiten in eine feste, durch einen schulmeisterhaften Zweck vorgezeichnete Richtung ganz und gar zu bannen, so wird man unvermeidlich der Unnatur anheimfallen.

Die Zeit des Lernens erscheint allzu Vielen in keineswegs rosigem Lichte, und sie würde gegenwärtig fast regelmäßig das reifere Alter zu einigen Verwünschungen veranlassen, wenn nicht das bekannte Gesetz, demzufolge die Erinnerung das Unangenehme nicht gerade geflissentlich hervorsucht, dazwischenträte. Die zauberhafte Beleuchtung, in welcher das spätere Alter Kindheit und Jugend erblickt, ist, wenigstens hinsichtlich der eigentlichen Schulzeit, ein täuschender Schein, der anziehend sein mag, dessen Trug aber aufgedeckt werden muß, wenn es sich um die wirklichen Interessen des heranwachsenden Geschlechts handelt.

Jedoch Die, welche die Schule als den Anfang der Lebens*verkümmerung* betrachten, haben im besondern Fall, d. h. mit Rücksicht auf gewisse erkünstelte Zustände, unstreitig Recht. Wer von den Plagen des Lebens reden will, darf das Gefängnißdasein nicht vergessen, in welches das Schulleben bisweilen ausartet. Selbst jener Grundtrieb, welcher die Vorstellungen der Erinnerung im Sinne des Erfreulichen anzuordnen strebt, überwindet bei vielen Menschen jene düstern Ideen nicht, welche sich an den Zwang und die widerwärtige

Unfreundlichkeit ihrer Lernzeit anknüpfen. Indessen sind es nur abnorme und entartete Zustände, sei es des Schulwesens, sei es der häuslichen Zucht und elterlichen Pedanterei, die auf eine an sich wohlthätige Lebensepoche jene traurigen Schatten werfen. Wir werden nachher auf diese Uebelstände specieller hinweisen, betrachten aber vorläufig die Angelegenheit des Lernens so, als wenn sie ihrer natürlichen Ordnung nicht entfremdet wäre. In dieser Gestaltung ist die Welt des Lernens ungebundener und freier als die Welt der That. Denn in jener ist nur die subjective Trägheit, in dieser dagegen auch der Widerstand der Objecte zu überwinden. Die Chancen der ersteren hängen mehr vom eigenen Muth und Willen, die der letzteren überwiegend von fremden Mächten ab. Hieraus folgt, daß zwar die Genugthuung, welche die Aneignung des Wissens une Könnens mit sich bringt, weniger intensiv ausfallen wird, als die Befriedigung im Kampfe des Lebens; aber es folgt auch zugleich, daß jene Genugthuung leichter und in reichlicherem Maaße zugänglich ist.

6. Art und Größe der Freude stehen durchgängig in einem richtigen Verhältnisse zu Art und Größe des überwundenen Widerstandes. Die geringste Gattung ist das selbstgewählte Hinderniß, und ihr entspricht die Lust des bloßen Spieles. Einen höhern Rang nimmt schon die Arbeit des Lernens ein; denn es ist wenigstens subjective Arbeit, und es fehlt nur die objective Bedeutsamkeit ihrer Hemmungen. Die eigentliche Arbeit ist erst die Thätigkeit des wirklichen Lebens und die Ueberwindung seiner Widerstände; in ihr steigert sich die Empfindung des Gelingens und Mißlingens auf den Grad, der überhaupt für das menschliche Wesen erreichbar ist. Alle drei Stufen der Lebensbethätigung

haben ihren eigenthümlichen Reiz und ihr eigenthümliches Gesetz; wo sie gegeneinander in der einen Hinsicht zurückbleiben, gehen sie einander in der andern Beziehung vor. Wo sich die innere Kraft der Empfindung weniger steigert, ist das Feld der Bethätigungen ausgedehnter und sind die Chancen eines leichten Erfolges günstiger. Mit der höhern Intensität der Lebensäußerung sind dagegen auch enger bemessene Schranken verbunden, und es bewährt sich das alte Gesetz, daß das Vorzüglichere auch das Schwerere ist.

Man verkennt aber das eben angedeutete Verhältniß zwischen dem Maaße der Anstrengung und dem Maaße der Befriedigung, wenn man glaubt, die natürlichen Hindernisse des Lernens und die damit verbundene Mühe künstlich vermehren zu müssen. In der That hat es seltsame Lehrkünstler gegeben, die in ihrer Beschränktheit offen eingestanden, es käme ihnen nicht darauf an, den Schüler mit Kenntnissen und besondern Fertigkeiten auszustatten. Ob dies oder das wirklich angeeignet werde, und ob der Lehrstoff sonst zu irgend etwas nützlich sei, das sei gleichgültig, wenn der Schüler nur überhaupt thätig sein und im Allgemeinen seine Geisteskräfte gebrauchen lerne. Dieser sonderbare Grundsatz, es handle sich nur um das abstracte Arbeitenlernen und um die Uebung der Kräfte, ist in der That eine Ironie auf das Wesen des Lebens. Er vergißt die gewaltige Bedeutung der natürlichen Hindernisse und geht leichtfertig über den ernsten Zweck aller Aneignung von Fertigkeiten hinweg. Er verliert das Ziel, indem er seinen künstlichen Zweck, die abstracte Ueberwindung der Trägheit, an die Stelle der Aufgaben setzt, deren Lösung das Bedürfniß des späteren Lebens fordert. Was uns aber hier ganz be-

sonders angeht, jener Grundsatz verkümmert den Werth der Lebensthätigkeit, welche im Lernen ihre Befriedigung suchen soll. Indem er von dem Erfolg abstrahirt, d. h. indem er die Vermehrung der Fertigkeiten und Kenntnisse als unwesentliches Beiwerk seiner künstlich hervorgebrachten Anstrengung ansieht, stört er das natürliche Verhältniß von Mühe und Lohn und bringt es glücklich zu einer Pein, der keine sonderliche Genugthuung entspricht.

7. Die Uebelstände, durch welche die Zeit des Lernens und überhaupt der Ausbildung heute heimgesucht wird, erstrecken sich durch die Jahre der frischesten Entwicklung und reichen mit ihren verderblichen Wirkungen bei den höhern Gesellschaftselementen bis mitten in die Jugendblüthe hinein, ja oft über diese Grenze hinaus. Die im engern Sinne des Worts studirenden Berufsstände haben von ihnen nicht am wenigsten zu leiden. Das ganze Ungemach läßt sich aber nur dann überschauen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf die mannichfaltigen Lern- und Bildungsstätten richtet, die für die verschiedenen Gesellschaftsclassen — und überdies nach dem Unterschiede des Geschlechts — eine bunte Musterkarte von Verwahrlosungen und Störungen der natürlichen Ordnung zeigen. Der vorher erwähnte falsche Grundsatz trifft allerdings meist nur die abseitsgerathene gelehrte Luxusbildung, welche dem eigentlichen Fachstudium vorangeht und sich in letzterem mehr oder minder noch fortsetzt. Hier hat man, um den unbrauchbar gewordenen Kram der herkömmlichen Schulungsstoffe und Studien noch für die Gegenwart zu rechtfertigen, jenen falschen Gedanken, daß es, gleichviel an welchen Gegenständen, nur auf die allgemeine Uebung der Geisteskräfte ankomme, hinterher in Umlauf gesetzt. Wir würden uns jedoch den Gesichtskreis zu eng begrenzen, wenn wir nur diese auf den Höhen der Bildung ihr Unwesen treibenden Ablenkungen würdigen wollten. Zunächst müssen wir uns der niedrigsten Schichten und der Ausgangspunkte aller Bildung erinnern, um den Werth der entsprechenden Thätigkeiten an sich selbst zu veranschlagen.

Es giebt zwei Hauptgebiete der entschiedenen Vernachlässigung einer gesunden, den Lebenswerth erhöhenden Gestaltung des Lernens. Sie sind darum so wichtig, weil durch sie schon das Fundament alles Weiteren für die größere Zahl der Menschen verdorben und überdies noch für eine ganze Hälfte der Bevölkerung aller Classen die bessere Bildung unzugänglich gemacht wird. Ich meine an erster Stelle das, was man gewöhnlich Volksschule nennt, und an zweiter Stelle diejenigen Einrichtungen, welche zwar in allerlei gesellschaftlichen Abstufungen, aber doch sammt und sonders in völlig unzulänglicher Weise, oft auch nach geradezu verkehrten Grundsätzen, auf die Abfindung des weiblichen Schul- und Bildungsbedürfnisses berechnet sind. Das Wort Abfindung trifft überdies für beide Sphären zu; denn das Volk und die Frauen werden in Rücksicht auf Bildung und Erkenntniß mit einem armseligen Gemisch abergläubischster Ueberlieferung und dürftigster Fertigkeiten abgefunden oder, wenn man lieber will, abgefertigt. Außer dem Mangel an wirklich nützlichem Stoff sind hiebei auch die positiven Schädlichkeiten der aufgenöthigten Religionsstoffe in Anschlag zu bringen.

Der Sinn des Knaben und noch weit mehr das Gemüth des Mädchens werden früh theils umdüstert, theils in dürrem Formelkram ausgetrocknet und zu-

gleich an den Widerspruch zwischen Worten und Thaten, also kurzweg an Leerheit und Heuchelei gewöhnt. Die heutige Rolle der bereits verdorrten Religionsstoffe bringt dies unvermeidlich mit sich, und sogar deren gänzliche Verbannung aus der eigentlichen Schule könnte den jungen Sinn nicht gegen die Wirkungen verzerrter Welt- und Lebensansichten sicherstellen. Um das Leben der ersten Jugend in dieser Hinsicht frei und natürlich zu machen, müßte auch durch ein eisern antireligionistisches Regime jede Winkelpflege jener traurigen und naturwidrigen, dem gesunden Dasein feindlichen Dogmen abgeschnitten werden. Man erinnere sich dessen, was in unserm ersten Capitel über die Religionen und Philosophien gesagt ist, und man wird es nicht befremdlich finden, wenn wir Alles, was auf dem Boden dieser falschen Ueberlieferungen erwächst, nicht blos als eine Trübung für den Verstand, sondern auch als ein Unheil für das Gefühls- und Gemüthsleben ansehen. Der religiöse Impfzwang macht manchen jugendlichen Geist künstlich krank und zwar oft recht tief krank, so daß selbst bei starken Naturen ein großer Theil des nachfolgenden Lebens dazu gehört, die ungesunden Nachwirkungen wieder vollständig loszuwerden.

In der weiblichen Welt ist diese Befreiung aus dem angeschulten Geistesdunkel noch weit schwieriger; denn jene künstlich eingeschränkte Sphäre wird ungleich weniger, als die männliche Jugend oder gar das reifere männliche Alter, späterhin von dem offenen Leben und den äußern Kämpfen berührt, durch welche das Meiste Lügen gestraft wird, was vom zarten Sinn und Gemüth in naivem Vertrauen als Wahrheit über die Welt und den Menschen hingenommen wurde. Das Weib,

welches einer naturgemäßen Entwicklung des Verstandes- und Gemüthslebens von Anfang an am meisten bedürfte, weil es nachher den berichtigenden Thatsachen des öffentlichen Lebens fernersteht, -- gerade das Weib wird schon von seinem jüngsten Dasein her vornehmlich mit Umdüsterungslehren heimgesucht, denen nicht einmal ein Stück ernsten Wissens, wie doch in einigem Maaß bei der männlichen Jugend, die Waage hält. Kein Wunder daher, daß ein gut Theil Lebenswerth in dieser Richtung, und zwar nicht blos für die Betroffenen selbst, verkümmert wird. In der Frauenwelt suchen Aberglaube und Priesterkünste bekanntlich ihre letzte Stütze, und von dorther werden auch wieder der Verstand und das Gemüth der aufsprießenden Jugend beiderlei Geschlechts unwillkürlich mit Nebeln umhüllt.

Anstatt also das reifere Kindheits- und erste Jugendleben der beiden Geschlechter mit den widerwärtigen Halucinationen einer unwissenden Urvergangenheit zu beunruhigen oder mindestens, wo glücklicherweise die Lehren gar nicht anschlagen, doch das Gedächtniß mit den jene Unwissenheit beurkundenden Worten zu quälen, hätte ein naturalistisches, auf die Wirklichkeit und deren vorzüglicheren Gehalt gerichtetes System die Züge des Weltcharakters und Menschenschicksals, wie sie sind, redlich mitzutheilen. Es hätte sie, dem gereiften Sinn und der echten Wissenschaft gemäß, in einfachen und volksmäßig verständlichen Hauptsätzen niederzulegen und, je nach dem Inhalt, demjenigen Lebensalter zugänglich zu machen, welches für die jedesmal fraglichen Bestandtheile bereits Empfänglichkeit haben könnte.

Indem wir die religiösen Beeinträchtigungen des

Lebenswerthes da aufgesucht haben, wo sie an der ersten Jugend, an der Masse des Volks und am weiblichen Geschlecht ihre nachhaltigsten Wirkungen üben, haben wir uns zugleich der Mühe überhoben, diese Art von Verzerrungen des gesunden Lebens noch in die höhern Schulungsgebiete und Bildungsschichten hinein zu verfolgen. Jedes Bereich hat sein eigenthümliches Ungemach, und was in den Niederungen die ersten religiösen Ablenkungen des menschlichen Wesens von der gesunden und natürlichen Haltung sind, das wird auf den obern Stufen der Bildung durch das gelehrte Gemüll vorgestellt. Das Zusammenfegen des letztern aus verschiedenen antiken Jahrhunderten hat, besonders bei dem Kehren aus dem Mittelalter in die neuere Zeit hinein, soviel Staub aufgewirbelt und uns heutige Menschen schließlich in einem so bestäubten Zustande hinterlassen, daß wir noch einige Zeit zu klopfen und zu bürsten haben werden, ehe wir unser gelehrtes und wissenschaftliches Gewand von den lateinischen und griechischen Staubflecken gesäubert erhalten. Jedoch müssen wir dieser neuen, aber doch nur zufälligen und daher abstellbaren Ungelegenheit des Lebens eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

8. Ueberdruß, ja bisweilen eigentliche Blasirtheit sind in unserer heutigen Welt nicht etwa erst in späteren Lebensaltern heimisch, sondern oft auch schon bei der reiferen Jugend anzutreffen. Ein Hauptgrund hiefür ist, um an Byrons Worte zu erinnern, „die dumpfe Frohn der Schule", die auch dem großen britischen Dichter „den Genuß früh vergällt" hatte, den Genuß nämlich des Classischen, wie ihn sich ein Byron in seinem Stück Classicitätsromantik noch denken konnte. Jener Widerwille gegen das geistaustrocknende Treiben würde

noch größer sein, wenn es sonderlich mehr als das bloße Gefühl wäre, was sich gegen die Zumuthungen der Lehrkünste und der Schulfrohn regte. Hätte der unge Mensch in den mittleren und höheren Classen des Gymnasiums schon eine klare Einsicht und gesicherte Ueberzeugung davon, wie unnütz gerade derjenige Lernkram ist, mit dem er am eifrigsten heimgesucht wird, so würde auch der geringe Rest von Befriedigung, den heute noch eine glückliche Unwissenheit über diesen Punkt fortbestehen läßt, völlig verschwinden. Der aufgenöthigte Schulcursus mit seinen lateinischen und griechichen Drillproceduren würde genau als das erscheinen, was er wirklich ist, nämlich als die Entrichtung eines Sperrzolles, von welchem der Eingang in das Reich der privilegirten Stellungen und öffentlichen Aemter abhängig gemacht ist. Diesen Tribut würde man im vollen Bewußtsein seiner Ueberflüssigkeit fortentrichten, aber freilich nur eine Zeit lang; denn ein so allgemein verbreitetes Bewußtsein von der Verwerflichkeit solcher Schulquälereien würde bald dem ganzen geistigen Geängnißregime, und wäre es zunächst auch nur im Wege der Corruption und der möglichsten Umgehung der Anforderungen, schließlich aber durch die Gesetzgebung selbst entgegentreten und ein Ende machen.

In Wirklichkeit ist es, wie schon gesagt, vornehmlich das unmittelbare Gefühl der Betroffenen, welches reagirt; aber es findet sich auch schon hier und da einiges bestimmtere Verständniß dazu an, welches aus öffentlichen Erörterungen glücklicherweise in das Schulbereich auch eindringt und die jungen Menschen dann mit ihrer Lage und Aufgabe gebührendermaaßen unzufrieden macht. Im letztern Falle tritt an den jugendlichen Geist eine Zumuthung heran, wie sie kaum ausnahmsweise für den

gereiften Mann erträglich ist. Es soll nämlich große Mühe und Arbeit in einer sinnlosen Richtung aufgewendet werden, deren Unfruchtbarkeit von vornherein deutlich abgesehen wird; es soll, sage ich, und dieses Soll, welches nur in der Thorheit der Einrichtungen wurzelt, verurtheilt den Menschen dazu, einen schönen Theil seines Lebens zu verlieren, indem er den natürlichen Wissens- und Bildungsinteressen nicht folgen darf, sondern statt dessen Dinge treiben muß, die er als verbildend mit Recht verabscheut.

Aber auch abgesehen von der classischen Gefängnißzucht, durch welche das moderne Leben von Licht und Luft des echten Wissens abgesperrt wird, — also auch abgesehen von der Wörterdressur, welche die Pedanten im Leichenhause der antiken Literaturreste betreiben lassen, hat überhaupt die heutige Schule Etwas an sich, wodurch das Wort Frohndienst mehr als gerechtfertigt wird. Die vielen Stunden, welche der jugendliche Mensch fast ununterbrochen hintereinander sitzend an die Bank gefesselt wird; die Zusammenpferchung einer großen Menge, die auf diese Weise schon durch ihre Zahl vorwiegend zur Passivität verurtheilt ist, da ja eine gehörige active Theilnahme sich schon von selbst verbietet, wenn die Lehrthätigkeit mehr als höchstens ein paar Dutzenden gelten soll — alle diese Umstände, unter denen die weniger häufigen, wie der Mangel der Fürsorge für halbwegs zweckmäßiges Licht, gar nicht besonders aufgezählt sind, bedeuten in der That eine recht eindringliche Lebensverkümmerung. Zu diesem Ungemach gesellt sich noch oft eine Art von Schuldisciplin, die den finstern Ansichten vom Leben und von der vermeintlichen Nothwendigkeit einer nicht Bildung sondern Beugung des Willens entlehnt ist oder

um politisch reactionärer Zwecke willen in scholarchische Tyrannei übergeht. Die eigentlichen Erziehungsinternate, denen nur Wenige anheimfallen, sind mit ihrem kasernenhaften Regiment hiebei noch gar nicht veranschlagt.

Was wir von der Frohn der Schule gesagt haben, paßt zu den gesellschaftlichen und politischen Zuständen. Es wäre wunderbar, wenn die öffentlichen Mißstände, welche als eine Erbschaft älterer Zeiten das neuste Leben besonders empfindlich behindern, sich nicht sammt der zugehörigen Corruption bis in die Organisation des Lehrens und Lernens hineinerstreckten. Während einer Epoche ist im Guten und im Schlimmen so gut wie Alles mit der vorherrschenden Signatur gezeichnet, und wenn der normale Gehalt und Werth des Lebens im Großen und Ganzen beeinträchtigt wird, so fehlen ähnliche Störungen auch in keiner besondern Richtung, und läge die letztere auch scheinbar noch so unberührt weit von den sichtbarsten Hauptstätten der Verderbniß ab.

9. Das Studienleben, welches der Gymnasialfrohn folgt, gilt gemeinhin als eine durch äußerliche Ungebundenheit und innere Freiheit ausgezeichnete Uebergangsepoche, welche weder von den Schranken der Schule noch von denen des praktischen Lebens eingeengt wird und demgemäß an einer recht idealen Gestaltung nirgend gehindert erscheint. Vieles von dieser überlieferten Meinung trifft auch noch heute zu; aber man hat sich auch nach dieser Seite hin zu hüten, über die fragliche Sphäre allzu romantische Vorstellungen — im Sinne der alten, schon ursprünglich nur halb, jetzt aber nicht einmal zu einem Viertel wahren Tradition — unbesehen weiter hegen und pflegen zu wollen.

Zunächst ist es für die edlere Lebenssitte ein großer

Uebelstand, daß die Studienjahre, denen für die in der Gesellschaft wichtigsten Functionen noch weitere Vorbereitungszeiten folgen, um eine nicht unerhebliche Zeit verspätet werden. Sie fallen meist in die beginnenden zwanziger Lebensjahre, sollten aber vernünftigerweise schon vor diesen beendet sein. Wenn der junge Mann nicht bald nach der Großjährigkeit in die Lage kommt, in seinem Beruf ökonomisch selbständig zu werden und sich einer zulänglichen Lebensstellung zu erfreuen, so sind sittliche Depravationen nicht zu vermeiden. Namemtlich ist die außerordentliche Verspätung schon der bloßen Möglichkeit einer Heirath die allerärgste Beeinträchtigung gesunder und natürlicher Sittlichkeit. Wie soll aber das Hochschulstudium spätestens mit dem 20. Jahre beendet sein können, wenn schon der gymnasiale Vorcursus mit seiner fremden und todten Wörterweisheit allein 9 schöne Lebensjahre (oder unter besondern Umständen gar noch mehr) zu verschlingen berechtigt ist! Auch der Gehalt des Studentenlebens an sich selbst wird von der Verspätung der Studien nicht unerheblich berührt. Es ist für politisch mündige junge Männer heute eine seltsame Zwischenlage, von den Professoren einer Hochschule, wenn auch nicht gerade in sehr bemerklicher Weise abhängig zu sein, so doch in entschiedener Passivität eine den autoritären Geist athmende verzopfte Gelehrsamkeit, und noch dazu in Gestalt mittelalterlicher Vorleserei, amtlich über sich ergehen lassen zu müssen.

Es würde sich für das gereifte und selbständige Alter weit eher ziemen, sich in freier Weise auf dem Wege der Association die persönlichen Lehrhülfen zu verschaffen, deren es bedarf. In diesem Sinne sind einst Universitäten entstanden; aber sie sind dem Banne von Kirche und Staat und dem Princip der amtlichen,

sich auch dem reifern Alter aufzwingenden Halbschul-Autorität anheimgefallen. Auch besteht die gerühmte Freiheit des Studentenlebens heute nur noch darin, daß unter den vorhandenen Lehrbeamten gewählt werden kann und daß der wirkliche Besuch der Vorlesungen keiner Controle unterliegt. Wohl aber ist dafür gesorgt, daß der Student keine Freiheit habe, sich der Entrichtung von Studienzoll für aufgenöthigte und in ziemlicher Anzahl lästigfallende Vorlesungen etwa zu entziehen und damit das Schwergewicht seiner Thätigkeit in das Selbststudium wirklich guter literarischer Hülfsmittel zu verlegen. Er muß nicht etwa dem Examen, was ganz in der Ordnung wäre, sondern den Examinatoren opfern, die ihm ihre Vorlesungen anbieten und recht gut wissen, wodurch ihr Handwerk hauptsächlich im Gange zu erhalten ist. Gäbe es wirkliche Freiheit der Studien, könnte man sich also die für ein Fach erforderlichen Kenntnisse frei und unabhängig von jeder öffentlichen Anstalt auf privatem Wege beschaffen, so würden die hohen Institute bald bis zur äußersten Tiefe sinken und durch Verödung, wie sie den landwirthschaftlichen Akademien begegnet ist, absterben.

Der Studirende, der zwar nur selten die volle Tragweite des eben angedeuteten künstlichen Systems der Zwangsconservirung der Universitäten durchschaut, wird wenigstens von den Wirkungen unangenehm berührt. Ist er bloßer Brodcandidat und ohne höhern Sinn, so entschädigt er sich für die Leerheiten, welche der von ihm zu fünf Sechsteln vernachlässigte Cultus des Schlendrians der Vorleserei erzeugt (und übrigens, wenn er sich ihm ganz unterwürfe, in noch größerem Umfang mit sich bringen würde), durch die um so emsigere Pflege der sonstigen studentischen Lebensweise. Für den Lebens-

genuß wäre, Angesichts der Beschaffenheit der Universitäten, eine solche Ausnutzung der Studienjahre wirklich nicht zu bedauern, wenn sie an sich nur mehr mit einer edlern Sitte und Art des Genießens stimmte. Diejenigen aber, welche etwas idealer denken und es nicht blos auf die Erfüllung der unabweislich vorgeschriebenen Versorgungsbedingungen absehen, müssen sich noch weit unbefriedigter fühlen; denn sie müssen wahrnehmen, daß bei dem redlichsten Studium um so weniger herauskommt, je mehr das herkömmlich Vorgeschriebene in naiver und vertrauensvoller Weise auch wirklich innerlich respectirt wird. Sie werden bald durch die abstumpfende Vorleserei wenigstens über den einen Punkt belehrt werden, daß ihr Geist nach dieser Manier ohne lebendigere Anregung bleibt und daher veröden muß, wenn er sich nicht zeitig emancipirt und selbständig in der Literatur bessere Nahrung sucht. Freilich ist letzteres nicht leicht; denn gerade die großen Leistungen der wahren Förderer der Wissenschaften aus den letzten Jahrhunderten werden dem Gesichtskreise der Studirenden geflissentlich ferngehalten und, wo nicht zum Geistesniveau eben gangbarer Professoren degradirt, mindestens als für die Jugend noch unnahbare Quellen ausgegeben.

Wenn man daher in heutiger Zeit auch im Bereich des Studentenlebens viel Blasirtheit antrifft, so entspricht diese Erscheinung eben nur den angedeuteten Uebelständen. Der moralische Muth wird auch oft bei den Besseren verloren gehen und eine Art Demoralisation in Rücksicht auf Wissen und Wollen umsichgreifen, sobald keine Bemühung um eine wirklich fördernde Geistesnahrung zu ihrem Ziel gelangt. Zu den Enttäuschungen über das mehr verwirrende und abstumpfende als aufklärende Wissensgeröll, wie es herkömmlich geboten wird, gesellt sich auch noch die Wahrnehmung, daß die fragliche Gelehrtensphäre nicht blos ein Erzeugniß des wissenschaftlichen Verfalles ist, sondern auch mit ihrem ganzen Treiben inmitten einer äußerlichen Corruption steht, vermöge deren eine willige Dienstbarkeit gegenüber religiösen und politischen Anforderungen, aber nicht im Entferntesten reine und wahre Wissenschaft das erste Gesetz ist.

10. Die Verschlagenheit der Mönche ist sprüchwörtlich geworden; aber die Ränke und Schliche, die im Gelehrtenthum der Hochschulen bei einer verderbt zunftmäßigen Vertheilung und Ergatterung der Stellen angewendet werden, können jeder andern reptilischen Verhaltungsart würdig zur Seite treten. In einer Uebergangsepoche aber, in der auch sonst die Corruption zunimmt, gestaltet sich die Beschaffung des, um im akademischen Jargon zu reden, „geeigneten“ Nachwuchses für die Lehrstellen zu einer förmlichen Züchtung und Heranziehung gerade solcher Personen, die entweder wirklich rückständig sind oder an Unbekümmertheit um eigentliche Wissenschaft etwas zu leisten vermögen. Die Preisgeber echter Wissenschaft haben alsdann allein Chancen, und mit ihrer Gattung wird das gelehrte Feld grundsätzlich angebaut oder, wahrer gesprochen, verwahrlost.

Der entsprechende Charakter kann sich nun aber auch im unmittelbaren Lehrbetrieb nicht ganz maskiren, und hier ist der Punkt, wo auch der Studirende etwas von der moralischen Amphibiennatur gewahrwerden muß, die in zwei Elementen, nämlich in dem der Wissenschaft und in dem ihrer Preisgebung zu leben verstehen will, in der That sich aber nur sehr selten auf dem solideren Boden, anstatt in dem geschmeidigeren Medium jener fremden Dienstbarkeit, bewegt. Wenn der Studirende

sieht, wie die gröbern Interessen keine höhern und edleren Rücksichten aufkommen lassen, so wird er auch für seine eigene Person entmuthigt und schließlich der Versuche eines Aufschwungs zum Bessern überdrüssig. Er verzweifelt an der Wahrheit, weil er nur den Eindruck der Unwahrhaftigkeit empfängt, und er büßt den Glauben an die Wirksamkeit des Guten ein, weil er gerade das Schlechteste im sichersten Besitz von Einfluß und Herrschaft erblickt.

Die Rückwirkung solcher Zustände auf das ganze geistige Leben einer Nation bedarf wohl nicht erst der besondern Erörterung. Gelehrtencorruption und Studentenblasirtheit gehören zusammen; die letztere ist fast ausschließlich eine Wirkung der ersteren. Die gesammte Literatur und Wissenschaft muß gewaltig darunter leiden, wenn von den Hochschulen selbst die Desorganisation der gesunden Lebens- und Wissensbestrebungen ausgeht. Die durchschnittliche Charakterlosigkeit des gemeinen literarischen Treibens ist nicht zum geringsten Theil auf den Verfall und die Haltungslosigkeit der gelehrten Anstalten und nicht etwa allein auf den unmittelbaren Servilitätscultus zurückzuführen. Die moralisch ungesunde Nahrung, die so für das Publicum in der Literatur zubereitet wird, trägt wahrlich nicht wenig zur Zerfahrenheit und widerspruchsvoll zerrissenen, schließlich sich selbst zum Ekel werdenden Gestaltung des Geisteslebens der verschiedensten Schichten der Gesellschaft, namentlich aber der mittleren und höheren Classen bei. Wenn man sich bei diesem Vorgange über Etwas zu wundern hätte, so könnte es sicherlich nicht die Ausbreitung des Uebels, sondern nur die Schranke sein, welche ihm, trotz Verfall und Corruption, doch thatsächlich von den gesunderen Triebkräften gezogen wird.

Der Fonds an Lebensmuth und leichtem Sinn, mit welchem gerade die Jugend von der Natur reichlich ausgestattet ist, läßt es nur selten zu dem Aeußersten des Ueberdrusses und jener vollendeten Blasirtheit kommen, welche sich fast nur in einem spätern Lebensalter nach vorgängiger Abbrauchung der Genußfähigkeit einfindet. Auch treten in der Bildungsentwicklung die wirklich modernen und aufklärenden Elemente echter und nützlicher Wissenschaft schon einigermaaßen befreiend dazwischen und mindern den Druck des gelehrten Alps. Eine solche heilsame Wirkung wahrhaft wissenschaftlicher Emancipation vollzieht sich aber verhältnißmäßig am leichtesten da, wo die erstickenden und ablenkenden Mächte am wenigsten Spielraum haben, wo also das weitere Publicum nur mittelbar durch die Literatur von der gelehrten Corruption heimgesucht wird und daher auch mehr mit den modernen Triebkräften des Geistes verkehrt. Diese letzteren können einigermaaßen ausgleichend wirken. Neben dem Verfall, den das mittelalterliche Wesen von der Volksschule bis zur Universität hinauf erfährt und der allerdings keine angenehmen, dem Lebenswerth günstigen Erscheinungen zu Tage fördert, gehen in freier Weise die frischeren, das Dasein mit neuen Reizen ausstattenden Erscheinungen einher, die dem Wissen und Wollen in der Gegenwart feste Anhaltspunkte bieten und als etwas Zukunftsvolles auch schon die bessern Elemente des heutigen Lebens mit unmittelbaren Reizen ausstatten.

11. Es wäre sehr schlimm, wenn die normale Entwicklung eines Menschenlebens ausschließlich nach der Empfindung derjenigen Uebelstände bemessen werden sollte, die ihr von einer Uebergangsepoche aufgenöthigt oder wenigstens besonders fühlbar gemacht werden.

Welchen Reiz hat nicht an sich selbst die Einführung in das Reich des echten Wissens und des edel gebildeten Fühlens! Der jugendliche Mensch wird von all dem Neuen und Bedeutenden, was seiner wachenden Verstandeskraft und seinem aufblühenden Gefühl entgegenkommt, mit Befriedigung erfüllt und sich der Frische seines eignen Wesens an den Gegenständen erst recht bewußt. Außer dem Aufsprießen der Geschlechtsliebe giebt es wohl nichts, was mächtiger und tiefer die edelsten Elemente der menschlichen Natur ergriffe, als gerade die erste Erkenntniß von Welt und Leben, wie sie durch die allgemeine Bildungswissenschaft und bei der Vorbereitung für den besondern Beruf nahetritt. Auch die lebendige Theilnahme an den wirklich genialen Bestandtheilen der Kunst und Literatur ist niemals in gleich ursprünglicher Frische wieder möglich, wie das erste Mal, wo der ganze werdende Mensch mit allen seinen nach Gestaltung ringenden Triebkräften den lebenanregenden Einwirkungen in dem eignen vorwärtsdrängenden Streben entgegenkommt.

Für beide Geschlechter wird die Zeit der Annäherung an die natürliche Blüthe auch diejenige sein, in welcher das Interesse an allseitiger Erkenntniß und Bildung einen besondern Aufschwung nimmt. Ist in den vorangehenden Jahren für eine gehörige Aneignung der ersten Fertigkeiten und Kenntnisse gesorgt, so wird auf dem nunmehr erreichten Höhepunkt ein entschiedenes Ausblicken in die Weite eintreten und eine außerordentliche Lebhaftigkeit in der Erfassung der weiteren Ziele platzgreifen. Für diese Stufe der Lebensentwicklung beruht das Glück eben auf jener Tragweite der Vorstellungen, und wenn sich hiebei auch etwas Schweifendes und Unbestimmtes einmischt, so gehört auch dieser flüchtige

Stoff zu der Ausstattung, mit welcher die Natur das ideelle Leben bereichert. Es sind die Perspectiven, die sich hier der Phantasie darbieten, durchaus nicht hohle Illusionen; denn sie bedeuten mindestens die regsame Fülle von Lebensmöglichkeit, die an sich vorhanden ist, mag sie auch immerhin in einem andern Sinn, als in dem ursprünglich und oft äußerst zufällig vorweggenommenen, zur Wirklichkeit werden.

Halten wir demnach, ohne uns durch Uebelstände zweiter Ordnung beirren zu lassen, an der fortschreitend wohlthuenden Entwicklungsfähigkeit des sich bildenden Einzelmenschen fest! Die Reize des Lebens, die sich hier darbieten, werden nicht in jeder Epoche der Menschheit durch eine theilweise Verleidung der Bildungsgelegenheiten beeinträchtigt. Niemals ist es die Menschennatur oder das Wesen des Wissens und der Bildung an sich selbst, was solche Trübungen verursacht. Immer sind es besondere, geschichtlich gewordene und geschichtlich auch wieder vergängliche Umstände, welche hemmend oder gar quälend eingreifen. Was seitens der Menschen, wenn auch nicht durch die isolirte Macht des Einzelmenschen allein, so doch im entschiedenen Zusammenwirken der bessermenschlichen Gesellschaft abstellbar ist, darf nicht als ein dauernder Abzug vom Lebenswerthe betrachtet werden. Man muß sich darein finden, wie in einen Zwang, von dem man weiß, daß Zeit und Gelegenheit für die Kraft, die ihn abschütteln will, schließlich doch nicht ausbleiben.

Der Verfall und die ihm entsprechende Corruption, die uns jetzt Wissenschaft, Bildung und Kunst verunstalten und die Entwicklung des Einzelnen oft krankhaft inficiren, würden nicht die gleich widerwärtige Gestalt angenommen haben, wenn nicht schon der

Pulsschlag des neuen Lebens sich überall geregt und die Auseinandersetzung mit dem in der bessern Richtung Lebensunfähigen zur Nothwendigkeit gemacht hätte. Was völlig Cadaver und zu Moder werden muß, belästigt nun mit seiner abgelebten, hinsterbenden Halbexistenz das gesund strebende Dasein. Indessen wird uns hier einigermaaßen dadurch eine Entschädigung und Genugthuung gewährt, daß jene Erkenntniß, durch welche die Mißstände besonders fühlbar werden, uns in den Stand setzt, das Bessere in der Zukunft vorauszusehen und in der Gegenwart anzustreben.

12. Noch ehe die Jugend dazu gelangt, in das Lebensalter der praktischen Berufsthätigkeit völlig einzutreten, wird sie in ihrem männlichen Theil meist recht unsanft an einen sehr allgemeinen Beruf erinnert, dem sie bis zur Zeit der Kraftlosigkeit in irgend einer Form verfallen bleiben soll. Dieser Beruf ist bekanntlich die edle Kunst des Tödtens, und die erste Beibringung derselben liefert auch schon einen Vorgeschmack von dem schließlichen Hauptzweck. Das Volk muß zunächst einige schöne Lebensjahre in der Kaserne zubringen und sich dort, wie man es nennt, erst gehörig erziehen lassen. Es wird gedrillt und dabei noch ganz überflüssigerweise geplagt. Einzelne seiner Söhne erliegen immer wieder, auf den angeblich kräftigenden Uebungsmärschen, den Parforceleistungen; andere bereichern sonstwie die außerordentliche Sterblichkeits- und nicht zum wenigsten die Selbstmordstatistik des Militärs. Nach jenen ersten Jahren bleiben dann noch lange die kürzern Uebungen und das stets drohende Kriegsungewitter in Aussicht. Die wohlhabenderen Stände werden vonwegen der innenpolitischen Schlauheit der Volksbedränger glimpflicher betroffen; aber wenn wir

die gesammte neuere militaristische Gestaltung von Europa in das Auge fassen, so ist, um hier ein neues Wort (für eine mit der alten Leibeigenschaft freilich nicht ganz vergleichbare Sache) zu brauchen, die soldatische Leibeigenschaft überall für den Lebensgang um so empfindlicher, als das moderne, edlergeartete Culturbewußtsein bereits einen höhern Grad erreicht hat.

Allerdings sind die Zeiten des Spießruthenlaufens längst vorüber, und auch in manchen andern Richtungen hat eine „feinere“ Manier von Härte und Bosheit den Fortschritten der „Civilisation“ auch im Militär Rechnung getragen. Dagegen hat aber auch in diesem Bereich der Charakter der Uebergangsepoche und des zugespitzten Kampfes zwischen dem Alten und dem Neuen zur Verschärfung und Verschlimmerung der Verhältnisse geführt. Die alten Gewalten haben ihre Sehnen um so krampfhafter angespannt, und ein besonderer, sich wesentlich nur aus sich selbst ergänzender Stand, der im Militär die befehlshaberischen Positionen fast ausschließlich einnimmt, machte seine steifen Ueberlieferungen dem soldatischen Volk und der sonstigen Gesellschaft gegenüber um so eigenwilliger geltend, als er je länger je mehr den Conflict mit den frischen Antrieben eines sich neu und nicht in seinem Sinne regenden Lebens empfinden mußte.

Der jugendliche Mensch aber, der diesem Herrschaftsrahmen zu unbedingtem Gehorsam überantwortet wird, muß es lebhaft fühlen, wie er und sein ganzes Ergehen, einschließlich seiner Gesundheit, solchen Mächten zu willkürlicher Verfügung steht, die nicht einmal von der Volksgesellschaft, der er angehört, geschweige durch seine Wahl, ihre mit Leben und Tod schaltende Function erhalten haben. Es ist eine durchaus fremde,

ja fremdstämmige Gewalt, der er gleichsam auf Gnade und Ungnade anheimfällt, und diese Lage ist nicht geeignet, vom Werthe und der Würde des eignen Lebens einen großen und gebührend stolzen Begriff zu begünstigen. Indessen auch die störende Erniedrigung oder sonstige Schäden, die hiebei vom heutigen Leben vorläufig noch, freilich mit zu großer Geduld, ertragen werden, dürfen nicht so angesehen werden, als wenn es sich um ein der menschlichen Natur anhaftendes Ungemach handelte.

Die Wehrhaftigkeit an sich ist freilich unumgänglich; aber in ihr liegt nicht mit Nothwendigkeit eine militaristisch knechterische Gestaltung. Sogar der unter Umständen nöthige Kampf zwischen Mensch und Mensch wird so lange ein erhebliches Element des Lebens und seiner Chancen bleiben, als nicht jenes noch äußerst ferne Ziel erreicht ist, bei welchem die Ordnung und die Selbsteinschränkung der sonst einander kreuzenden Antriebe den Einzelnen in ein grundsätzlich friedliches Wesen umgewandelt hat. Letzteres würde dann seine Kräfte principiell auf die Ueberwindung der Naturhindernisse richten und die gewaltsame Austragung persönlicher Conflicte nur noch als eine gegen das infam Verbrecherische gerichtete Nothwehr kennen.

13. Schon der Krieg an sich selbst ist ein nicht geringes Uebel; aber der wesentlich nutzlose Kriegszwang, dem die Völker in der gegenwärtigen Epoche unterliegen, ist doppelt schlimm. Es gilt dabei keinem würdigen Zweck, für den sich die besser belehrte Menschheit noch erwärmen könnte. Es sind in der Neuzeit nur noch privilegirte Privat- und Classeninteressen, welche die Kriege mit den heutigen Zwecken

annehmbar finden. Jedoch für die Volksmenge ist der Krieg mit den gewöhnlichen Zielen stets ein Verlust, gleichviel wer gewinnt oder unterliegt. Er verschlingt Blut und Gut der Einzelnen und stört im Ganzen auch die Volks- und Völkerwirthschaft. Als Rohheit verschlechtert er die Sitten jedesmal auch für die nachfolgende Friedenszeit; er vermehrt die Brutalität und Frivolität; er hegt und pflegt den rücksichtslosen Uebermuth und nährt die Neigungen zum entsittlichenden Pessimismus, zur frechen Gewaltthat und zur schamlosen Hinwegsetzung über die Gerechtigkeitsrücksichten. Die neuste principielle Kriegsära, die man seit den sechziger Jahren datiren muß, hat speciell wieder gelehrt, wie die Sitten selbst nach verhältnißmäßig kurzem Kriegsgetreibe verwildern, die Verbrechen und Laster zunehmen, der „Kampf ums Dasein" gar zum Princip erhoben wird und wie überhaupt alles Bestienhafte in der Geltung steigt.

Steht der heutige aufgeklärte und zugleich gerechtdenkende Mensch vor Krieg der bekannten nutzlosen Art, so kann man es ihm wahrlich nicht verübeln, wenn er nicht für Dinge, die ihn nichts angehen, zu bloßem Kanonenfutter werden will, nachdem er sich zuvor zu diesem höchsten Berufe auf ebenfalls nicht angenehme Weise hat vorbereiten müssen. Von der wirthschaftlichen Noth, die durch den Militarismus schon in Friedenszeiten auf directe und indirecte Art gesteigert wird, will ich gar nicht besonders reden. Die Kanonenfutterfrage ist auch ohnedies schon die zweite große Futterfrage der Menschheit; denn es handelt sich heute für den Einzelnen darum, erstens nicht ohne Futter zu bleiben. und zweitens nicht selbst zu Futter zu werden, sei es nun in den eigentlichen Schlachten

für die Kanonen oder auf den Schlachtfeldern der Industrie und des Krämerthums für die Ausbeuter. In beiden Beziehungen ist die Abschaffung des Krieges eine erst in weiter Ferne absehbare Angelegenheit.

Mit den unnützen Völkerkriegen, die nur für privilegirte Interessen geführt werden, wird man sich allerdings wohl etwas einschränken und mit Blut und Geld ein wenig sparsamer wirthschaften; denn die Noth selbst, die bei entwickelteren Industriezuständen die unvermeidliche Folge sehr langer oder oft sich wiederholender Kriege ist, muß ein wenig aufrüttelnd wirken und ein bedeutendes Gegengewicht in die Schale werfen. Mit dem Kriege überhaupt wird aber die Menschheit sobald nicht fertig werden; denn nach den bisherigen Luxuskriegen werden diejenigen an die Reihe kommen, welche ernster gemeint sind und wirkliche Volksangeheiten zur Ursache haben. Von den innern Kämpfen ganz zu schweigen, wird es nach Außen an den furchtbarsten Conflicten nicht fehlen, und die Grausamkeit der Kriege muß sogar zunehmen, sobald echte Volks- und Völkerangelegenheiten auszumachen sind.

Den Philanthröpchen, die wie Däumlinge zwischen den Beinen der Machthaber einhertrippeln, dürfte alsdann eine viel schwerere Aufgabe als bisher bevorstehen. Ihre angebliche Humanisirung der regelrechten Kriege, um die sie sich allein bekümmert zeigen, dürfte nämlich später in noch ärgere Verlegenheit gerathen, als in der sie sich jetzt schon befindet. Es sind nämlich die Bürgerkriege, für deren Milderung sich jene schmiegsame Art von „Menschenfreunden“ gar nicht verwendet, nur darum so schrecklich, weil hier mehr wirkliche Interessen und Leidenschaften des Volkes in das Spiel kommen, als in den dynastischen oder raub-

ökonomischen Völkerkämpfen. Nun werden aber auch die auswärtigen Völkerkriege einen heftigeren Charakter annehmen, sobald sie mit den innern Conflicten sowie mit wirklichen Stammeseigenschaften verwachsen und so den einzelnen Menschen in Bezug auf sein eigenstes Streben in Anspruch nehmen. Solche Gestaltungen des Kriegs sind aber mehr als blos wahrscheinlich. Ein dauerhafter Völkerfriede, sei es auch nur unter Europäern, setzt nicht blos eine große politische und gesellschaftliche Aufklärung des einzelnen Menschen, sondern auch die gewohnheitsmäßige Verkörperung einer Gesinnung voraus, die allerseits sowohl den Frieden will als auch zur gerechten Selbstbeschränkung der Leidenschaften und Interessen fähig ist. So lange aber Unwissenheit, Anmaaßung und Bosheit — vom Aberglauben und Religionsfanatismus nicht zu reden — die Menschen nicht zur Einigung kommen lassen, ist an eine vollständige Ausmerzung der äußern und innern Kriege nicht zu denken.

Vorangehendes gegen den Krieg war längst geschrieben und zuletzt im Uebergang vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert veröffentlicht. Es bestätigt sich im denkbar höchsten Maaße, nun wir die Schrecken des furchtbarsten Weltkriegs erprobt haben, in welchem der Hunger über ganze Länder gekommen, sowie das Bluten und Verkrüppeln der Völker auf's Aeußerste gestiegen. Auf Einzelheiten kurz einzugehen ist nicht angängig, und beziehe ich mich statt dessen auf meine und meines Sohnes erwähnte Monatsschrift „Personalist und Emancipator“ während der entsprechenden Zeiten.

14. Die Gerechtigkeit im strengen und nicht etwa blos juristischen Sinne des Worts beugt den Verlet-

zungen vor oder besteht vielmehr in der bald freiwilligen, bald abgenöthigten Enthaltung von solchen Verletzungen, welche im Verübungsfalle den Naturtrieb der Rache, Einsicht vorausgesetzt, regemachen müßten. Ohne das ist jeder sogenannte Friedenszustand wenigstens auf einer Seite ein falscher und heimtückischer. Das Dasein unter den zunächst absehbaren Chancen erfordert, wenn es nicht verkrüppeln und der vollständigen Versklavung anheimfallen soll, gerade im Gegentheil eine Festigung aller physischen Bürgschaften für die thatkräftige Geltendmachung des Menschenrechts. Dies gilt für den Einzelnen wie für die Gruppen und Gemeinwesen. Das Dasein stellt eine größere Energie dar, und das gesammte Lebensgefühl muß sich unter den heutigen Umständen steigern, wo man sich sagen kann, über die Fertigkeiten und Mittel zur nachdrücklichen Wahrung seines Rechts zu verfügen, namentlich das Leben nur zu einem möglichst hohen Preise daranzugeben.

Es wäre also sehr ersprießlich, wenn gleichzeitig mit den letzten Schuljahren auch überall die erforderliche Uebung im Gebrauch der modernen Waffen platzgriffe. Natürlich ist hier nicht an steifes Exercitium oder gar an eigentliche Drillung, sondern nur an das Eine zu denken, was für Freiheitskämpfe und in Uebergangsjahrhunderten am meisten noththut. Auch der eigene Besitz der Kampfmittel setzt wenigstens in den Stand, den Werth des Lebens dadurch zu erhöhen, daß man es an den persönlichen wie an den nationalen Feind in Gefährdungsfällen um so theurer verkaufen kann. Von der Kriegs- und Bluthörigkeit aber wird es keine andere Emancipation jemals geben können als eine solche, die mit dem Grundübel, d. h. mit der staaterischen, stände- und cliquengemäßen Centralisterei und Verknechtung aufräumt.

Wenden wir uns von den zuletzt berührten feindlichen Seiten der Lebensbethätigung wieder zu dem unmittelbar schaffenden Spiel der Kräfte. Hier ist die gereifte Ausübung irgend eines besondern Berufs diejenige Angelegenheit, welche herkömmlich dem Mannesleben sein mannichfaltig gestaltetes Gepräge aufdrückt, während das Weib bis jetzt nicht sonderlich über den allgemeinen Geschlechtsberuf hinauszugelangen vermocht hat. Die gewaltige Kluft zwischen der Daseinsart der beiden Geschlechter gähnt da am weitesten, wo man sich über die unterste Volksschicht erhebt und die Lebenseinrichtungen der mittleren und oberen Classen betrachtet. In der Welt der eigentlichen Arbeit ist auch das Weib nicht wenig belastet. Außer der Bürde, die ihm sein Geschlechtsberuf, also die häusliche Sorge um den Nachwuchs auferlegt, — außer dieser, für den ärmeren Theil der Bevölkerung wahrlich nicht geringen Plage kommt auch noch eine Menge von auswärtiger Arbeit hinzu, die sich sogar im eigentlichen Proletariat zum reinen Fabrikdasein gestaltet. Von dem sogenannten Ideal des Familienlebens der Mittelclassen kann also auf dieser Stufe nicht viel die Rede sein. Wohl aber ist neben dem Uebel, welches die unmäßige Belastung im Gefolge hat, auch das Gute ins Auge zu fassen, was bisweilen hiebei sichtbar wird. Wo das Weib in den untern Ständen ausnahmsweise nicht überbürdet ist, da wirkt die Einmischung anderer Thätigkeit, z. B. diejenige von Feldarbeit, offenbar wohlthätig.

Der allgemeine Geschlechtsberuf ist eine zu enge und auch dem Lebensalter nach zu beschränkte Sphäre,

um das Leben unter gesunden und freien Verhältnissen ausfüllen zu können. Das Weib will auch abgesehen hievon Etwas sein und leisten; es will nicht als überflüssig gelten, sobald es etwa in die vierziger Lebensjahre gekommen ist und keine Kinder mehr aufzuziehen hat. Ueberhaupt wird es durch seine allgemeine Menschennatur getrieben, sich unwillkürlich gegen diejenige Erniedrigung seines Lebenswerthes zu wehren, die in der ausschließlichen Einschränkung auf das Besondere des Geschlechtsberufs liegt. Nun haben die Verhältnisse ihm die gemischte Gestaltung seiner Thätigkeit freilich nur da gewährt, wo diese Mischung meist zur äußersten Steigerung der Beschwerden führt. An den Ausnahmen kann man aber lernen, daß auch für die Frauen die Thätigkeit nach Außen eine Wohlthat ist und daß ein gleiches allgemein menschliches Naturgesetz, welches dem Manne eine Welt voll mannichfaltiger Beschäftigungen zum Bedürfniß macht, auch in ähnlicher Weise für die Frauen, wenn auch in der Hauptsache nur gehemmt und daher wenig entwickelt, anzutreffen ist.

15. Die Spaltung, auf die wir bezüglich des Lebensganges der beiden Geschlechter eben hinwiesen, ist so wichtig, daß ihre weitere Erläuterung, sammt den zugehörigen Folgerungen für die Lebensreize, im Zusammenhange dieses, nur auf einen allgemeinen Ueberblick angelegten Capitels nicht Platz finden kann. Das Frauenschicksal erfordert im Rahmen einer Schrift, deren Thema der Lebenswerth ist, wahrlich eine besondere eingehende Erwägung. Indem wir also an dieser Stelle von einer Vergleichung der geschlechtlich unterschiedenen Lebensgestaltungen absehen, haben wir zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit auf das äußere

Berufsleben der Männer zu richten. Auch hier sind die Classenunterschiede nicht zu vergessen; aber es würde überflüssig sein, hiebei die sogenannte sociale Frage und die eigentliche Arbeiterwelt weitläufig in Betracht zu ziehen.

Die Berufsarten, in denen das reifere Alter das Schwergewicht seiner Bestrebungen findet, bestimmen sich nicht ohne Rücksicht auf Abkunft und Angebornes, aber doch vorwiegend durch die culturmäßigen Nothwendigkeiten der wirthschaftlichen Versorgungszweige und der öffentlichen Functionen. Die Arbeitstheilung vervielfacht sich mit der fortschreitenden Entwicklung der Völker, und die sonstigen, auf die gemeinsamen Angelegenheiten gerichteten Functionen gliedern sich ebenfalls gestaltenreicher. Hiemit werden auch bei dem Einzelnen specialisirte Gruppen von Eigenschaften erforderlich, und die individuellen Abweichungen der Lebenslage bewegen sich in einem immer größeren Spielraum. Das Leben wird auf diese Weise im Ganzen und Großen inhaltreicher, aber zugleich auch weniger einfach, so daß den Spaltungen desselben eine vereinigende, auf die Erhaltung des gemeinsam Menschlichen gerichtete Kraft entgegenwirken muß. Bei der einseitigen Ausbildung der Individualität dürfen die Hauptbestandtheile des vollständigen Menschenwesens nicht verkümmern. Das besondere Berufsgepräge darf die allgemeine Lebensenergie und eine entsprechende Fülle des Lebensgefühls nicht beseitigen. Dieser letztere Uebelstand wird nun zu einem erheblichen Theil da vermieden, wo über die Enge des blos privaten Daseins, also über den Rahmen von Familie und Beruf hinaus, die natur- und culturgemäße Befassung mit den allgemeinsten öffentlichen Ange-

legenheiten zu ernsterer Geltung kommt. Noch besser müßten sich die Lebensverhältnisse gestalten, sobald die Ausübung der auf das Gemeinwesen bezüglichen Thätigkeiten in einer solchen Art zum Durchbruch käme, daß man grundsätzlich im socialen und nationalen, ja im internationalen, d. h. völkerverbindenden Leben nur eine wesentliche Energie jedes vollständigen menschlichen Thuns erblickte.

In der That ist das Zusammenwirken mit Seinesgleichen zur Ordnung der gemeinsamen Angelegenheiten nicht etwa blos ein sachliches, sondern auch ein persönliches Bedürfniß, durch dessen Vorhandensein die Lebensthätigkeit an sich selbst mit neuen Elementen ausgestattet und demgemäß auch der Lebensinhalt bereichert, mithin das Lebensgefühl erhöht wird. Schließlich ist ja auch bei dem besondern Beruf die Empfindung der erfolgreichen Wirksamkeit das, was, abgesehen von den speciellen Unterschieden und Zwecken, überall eine nachhaltige Genugthuung mit sich bringt. Die Befriedigung muß nun steigen, wo der politisch gereifte Mensch thatkräftig in das gesammte öffentliche Triebwerk eingreift und im Verein mit seinem Nebenmenschen nach Maaßgabe der Gerechtigkeit für die Bedürfnisse Aller sorgt. Das Bewußtsein von der Fülle und allseitigen Verzweigtheit des eigenen Lebens erweitert sich so in entscheidender Weise, indem sich mit dem ausschließlich privaten Theil der Interessen auch die umfassenderen Angelegenheiten verbunden finden.

Auch Angesichts der eben bezeichneten, nur geringfügigen Möglichkeit eines eigentlichen Gemeinlebens muß dennoch die Beschränkung auf die Zwecke des einseitigen Berufslebens oder gar nur auf die materiell eigensüchtige Seite desselben als eine arge Versimpelung

gelten. Der Werth des Daseins wird hiedurch herabgedrückt; aber freilich sind Diejenigen, welche in dieser Erniedrigung ein vegetatives Behagen finden, nicht die Leute, welche sich grundsätzlich über die Existenz zu beklagen pflegen, und so mögen sie denn in ihrer wohlgenährten Sphäre auf ihre Art solange glücklich sein, bis irgend Etwas, was jenseit ihres Horizontes vorgeht, ihre Vorstellungen und Interessen kreuzt. So ganz unschuldig ist aber diese um alles Höhere unbekümmerte Lebenseinrichtung thatsächlich doch nicht; denn eben in ihrem Bereich macht sich jenes „Erlisten" breit, welches in Schillers Glockenlied zu einer uns heute seltsam anmuthenden Verherrlichung gelangt ist. Vergessen wir es nicht, daß der fragliche Dichter in seiner Zeichnung männlicher Berufe jenes gewerbsmäßige Erlisten, in welchem jetzt die bessere Anschauungsweise einen Krebsschaden der bürgerlichen Gesellschaft erblickt, als eine Lebensnothwendigkeit, ja als eine Pflichterfüllung hingestellt und in sein vermeintliches Ideal des für die Familie besitzschaffenden Mannes aufgenommen hat; denn das Erlisten und gleich neben ihm das beutegierige Erraffen wird mit dem Pflanzen und Schaffen auf einer Linie genannt, schließlich auch noch der die Welt durchräubernde Römer, nebst dem sie klug bestehlenden Phönicier, als Muster hingestellt. Wir sehen hierin nur ein Denkmal für eine Anschauungsweise, die sich ursprünglich ihrer moralischen Mißgestalt noch gar nicht recht bewußt war, aber heute nicht mehr in ihrer halben Unschuld, sondern nur noch im Gefühl ihrer echten Schuld fortzubestehen vermag.

16. Die Sorge für die materielle Existenz ist für den Einzelnen und für die Gruppen von fundamental entscheidender Art. Die spätern, über die erste Jugend

hinausliegenden Lebensalter werden oft genug in dieser Sorge aufgehen, von ihr bedrückt werden oder, wo die Möglichkeit gegeben ist, über den natürlichen Zweck noch hinausgreifen. In den Classen, bei denen sich der Besitz und die damit verbundene Macht befinden, wird das Streben nach weitern Aufhäufungen zuletzt zu einer an sich schrankenlosen Begehrlichkeit, deren zügellose und rücksichtslose Bethätigung das Leben nicht blos Andern, sondern schließlich auch der eigenen Gruppe verleidet. Die auf das Aneignen gerichtete Gier und der zugehörige Geiz pflegen sich besonders widerwärtig in den spätesten Lebensaltern auszunehmen, ja bei dem Greise noch zu steigern, wenn sie auch schon vorher im Berufsleben der sogenannten productiven Classen ausgiebig genug bethätigt worden sind.

Solange die bisherigen Verhältnisse der Gesellschaft, unaufgewogen durch einen erstarkten Personalismus, also in fast unbeschränkter Weise fortbestehen, ist innerhalb der besitzenden Gruppen das Streben nach Erhaltung und Vermehrung des Reichthums eine Fatalität, die da, wo sie mit den dadurch benachtheiligten Elementen in Conflict geräth, nicht verfehlen kann, dem Leben sehr unangenehme Beimischungen einzuverleiben. Die Betroffenen mögen es immerhin versuchen, sich durch den Cultus ihres Geldstolzes für die Verachtung und den Haß zu entschädigen, die ihnen von der ganzen übrigen Gesellschaft her begegnen; sie bleiben mit dieser ihrer gegenseitigen Honorirung doch wesentlich auf ihre Sippe und Gruppe beschränkt und gewinnen höchstens noch den Schein einer Anerkennung von Seiten einzelner Elemente aus den durch Geburt und Standesgewohnheit noch etwas privilegirten, aber geldbedürftigen, nach wohlausgestatteter Heirathswaare ausschauenden Kreisen. Im Uebrigen werden sie je länger je mehr zu einer ausschließlichen Besitzkaste, der trotz allem Luxus die echten Lebensreize fehlen, und die in der Werthschätzung immer tiefer sinken muß, je mehr das Unheil und die Corruption gewürdigt werden, die mit ihrem Dasein für Andere und für sie selbst verknüpft sind.

Die Logik der Thatsachen duldet keine Widersprüche, und wie Mißgeburten als lebensunfähig eben einfach dem Tode verfallen, so mag auch alles das, was sein Leben auf die ungerechte Beeinträchtigung anderer menschlicher Existenz gründet, zunächst dem innern Unbehagen und dann weiter auch den äußern Folgen seines Verhaltens getrost überlassen bleiben. Zu bedauern ist hieran nichts; im Gegentheil liegt eine höhere Befriedigung in der Wahrnehmung, daß die Mißgebilde nach innern Gesetzen dem völligen Verderben nicht entgehen und so eine Art von Gerechtigkeit durch und in sich selbst zu erfahren haben.

Außer jener erbeutenden und ausbeutenden Thätigkeit, die den besondern Lebenszweck zu einer Feindseligkeit gegen das allgemeine Menschenrecht verunstaltet, macht sich von gewöhnlichen Antrieben noch die conventionelle, meist mißrathene sogenannte Ehre geltend. Es lohnt sich kaum, im Hinblick auf die heutigen Uebergangsverhältnisse von diesen verkommenen Resten alter Thorheit ausführlicher zu reden. Die Ehre, die in Ordensdecorationen und noch lächerlicherem Titelwesen gipfelt, bedarf gegenwärtig keiner kritischen Anatomie mehr, um ihr Gefüge zu zeigen. Sie ist für den, welcher echtes Leben vom Schein zu unterscheiden weiß, bereits ein Leichnam.

Auch von der im Zweikampf unberührt zu erhaltenden Gattung von Ehre mag ich nicht mehr reden. Dieser mittelalterliche, feudal geartete und heute noch militärisch privilegirte Standesrest einer ursprünglichen Selbsthülfe, die mit dem crassesten Aberglauben an die sogenannten Gottesurtheile verquickt war, — dieses Ueberbleibsel des mit Köhlerglauben versetzten Fehderechts der höhern, bewaffneten Stände der Vorzeit, besonders der mittelalterlichen, ist gegenwärtig zur reinen Caricatur geworden uud fristet sein immer mehr beschränktes, wenn auch gelegentlich galvanisirtes Dasein nur noch innerhalb einiger Sondergebiete der Gesellschaft, ja behauptet auch hier nicht mehr eine ungetheilte Anerkennung. Läßt sich nun auch gegen die natürliche Selbstabwehr und Selbervergeltung des Unrechts nicht der versklavende Grundsatz einwenden, daß überhaupt alle Selbsthülfe durch die öffentliche Gerechtigkeit in jedem Falle ausgeschlossen sei, so ist doch das Duell weit davon entfernt, etwas diesem naturrechtswüchsigen Gedanken Entsprechendes vorzustellen. Abgesehen von dem vertrakten und ungereimten Comment, ist schon die zu Grunde liegende Vorstellung von der Ehre hohl und verkehrt, für welche die persönliche Integrität durch jede Beleidigung als verloren gilt und nun vermeintlich auf dem bekannten Wege wiederhergestellt werden muß.

17. Die echte Ehre beruht auf nichts weiter, als auf dem allgemeinen Geltenlassen oder Anerkennen der sittlich erforderlichen oder auch besonders verdienstlichen Eigenschaften. In dem einen Fall handelt es sich nur um die Wahrung des Rechts gegen Beleidigung oder sonstige Verletzung und um die Sicherung des wahren Sachverhalts gegen Verleumdungen. In dem andern Fall

ist es die positive Werthschätzung der Leistungen, worauf sich das besondere Streben nach gesellschaftlicher Ehre zu richten hat. Jene erstere Gattung von Ehre muß allerdings vertheidigt werden; aber sie wird es wirksam nur dadurch, daß der wahre Sachverhalt gegen frivole Angriffe geltend gemacht und so eine entsprechende gute Meinung der Menschen aufrecht erhalten wird. Die zweite Gattung von Ehre aber, die auf der sichtbaren Anerkennung positiver Verdienste beruht, kann durch nichts weiter gesichert werden, als durch die möglichste Zugänglichkeit unseres Thuns für das allgemeine und öffentliche Urtheil.

Die falsche, blos conventionalistische Ehre, die auf erkünstelten Scheinvorzügen beruht, hat nun nichts mehr zu scheuen als ein allgemeines Sichtbarwerden des unter ihrer Maske verborgenen Sachverhalts. Sie greift daher auch zu entsprechenden, den Schein rettenden Sicherungsmitteln. Mit ihr uns hier weiter aufzuhalten, ist überflüssig; denn eine dauerhafte, den Lebenswerth steigernde Ehre ist nur da möglich, wo ihr Etwas zu Grunde liegt, was auch an sich und vor dem eigenen Urtheil ein rechtes Verhalten und ein echtes Verdienst ist. Die Meinung Anderer ist erst das Zweite und von der Sache selbst Abgeleitete. Sie ist zwar durchaus nicht gleichgültig für die mehr oder minder befriedigende Gestaltung des Lebens; denn der Mensch ist darauf angewiesen, in den Rückwirkungen, die sein Thun bei Seinesgleichen erzeugt, einen erheblichen und wahrlich nicht den niedrigsten Theil der Lebensgenugthuung zu suchen. Wohl aber wird eine gediegene Lebenseinrichtung auch hier nur dann platzgreifen, wenn alle die Ehre betreffende Werthschätzung auf das natürlich Gute und Nützliche zurückgeführt wird. Ersprießliche Arbeit und ein entsprechendes

Wirksamkeitsgefühl müssen überall den Ausgangspunkt bilden.

Nur mit einer solchen Bethätigung des Berufs, in welcher das eigene und des fremde Interesse einheitlich verschmolzen sind, kann echte Ehre, nämlich begründete Anerkennung verbunden sein. Wo aber eine derartige Ehre künstlich hintertrieben und an deren Stelle ein Wechselbalg von Scheinehre gepflegt wird, da muß allerdings die ganze Rechnung mit der Meinung Anderer eine widerwärtige Gestalt annehmen. Letzteres ist nun gegenwärtig in den meisten Richtungen der Fall, und wir müssen daher die thatsächliche Verwirklichung der Gesetze der wahren Ehre von Zuständen erwarten, die jenseits unserer, an der Zersetzung der falschen Begriffe und Verhältnisse arbeitenden Uebergangsepoche liegen.

18. Diejenigen Lebensalter, in denen man mit Recht eine gewisse Gesetztheit und eine Art Gleichgewicht des Verhaltens zu suchen pflegt, sollen nach der herkömmlichen Ansicht auch diejenigen sein, in welchen die freudigeren Zukunftsperspectiven der Jugend nicht mehr Platz hätten. Diese Vorstellungsart enthält neben einem Stück Wahrheit eine entschiedene Verkennung der bessern Entwicklungsgesetze. Das Leben ist eine Reihe von Zuständen, die eine Einheit bilden und von denen, wenn kein besonderes Unglück störend und hemmend dazwischentritt, jeder spätere im Wesentlichen das erfüllt, was in den früheren angelegt war. Nach unserm Gesetz der Differenz ist der Uebergang zu den neuentwickelten Gestaltungen mit besondern Spannungen des Lebensgefühls, also mit höhern Graden der Reize verbunden. Das ganze Triebwerk des Lebensganges beruht darauf, daß neue Elemente in den Rahmen des Daseins treten, und die ideelle Vorwegnahme dieser Elemente vor ihrer äußerlich voll-

ständigen Darstellung ergiebt ein Vorstellungsleben, auf welchem ein großer Theil des menschlichen Glückes beruht.

Der markirteste Hauptunterschied ist nun der von Jugenddrang und einer durch die Jahre gereiften Wirksamkeit. Das praktische Handeln des gesetzten Mannes, woneben man unter bessern Culturverhältnissen auch ein ähnliches Wort für das entsprechende Verhalten des Weibes kennen würde, — jene jetzt nur als männliche Reife zu bezeichnende Eigenschaft contrastirt allerdings mit den raschen, ja vielfach haltungslosen Wendungen der noch immer zu wenig erfahrenen und obenein im Praktischen meist schlechtbelehrten Jugend. Die gewöhnliche Vergleichung von Blüthe und Frucht trifft allerdings nur halb zu; aber sie sollte doch lehren, daß in dem frühern Entwicklungsstadium bereits das ganze Wesen zu einer schönen Entfaltung kommt, und daß in dem spätern nur das in einer andern Gestalt vorgeführt wird, woran sich nach einer neuen Umwandlung wiederum Blüthen ansetzen.

Eine gewisse Nüchternheit des Thuns bildet in der That häufig den Gegensatz schon der mittleren Altersstufen zu dem mehr oder weniger vorhanden gewesenen Phantasierausch der Jugend. Auch der Charakter, insoweit derselbe die nach und nach angenommene und in der selbständigen Führung der Angelegenheiten erworbene Haltung ausdrückt, ist nun erst aus den bestimmbaren und gleichsam weichen Formen, die er bereits in der Jugend zeigte, zu markirteren und sozusagen härteren Zügen fixirt. Das praktische Leben ist, wenn seine Schule ausgiebig und sein Schüler nicht grade ein Simpel war, in diesen Jahren wirklich als einigermaaßen erlernt zu betrachten, und eine dieser Lebenserprobung entsprechende Denkungsart oder Ge-

fühlsweise pflegt auch gemeint zu sein, wenn man von der Umsicht und gesetzten Haltung der reiferen Lebensalter redet.

Der natürliche Höhepunkt des Lebens ist jedoch offenbar da zu suchen, wo die leibliche und mit ihr auch zugleich die geistige Vollkraft aller Functionen erreicht ist, die naturgemäß das menschliche Wesen ausmachen. Diese Vollkraft erhält sich eine Zeit hindurch, ohne in ihrem natürlichen Bestand merklich abzunehmen, und entwickelt sich auch noch da, wo sie als bloße Naturausstattung schon etwas nachzulassen beginnt, durch die culturmäßige Bethätigung wenigstens zu einer Leistungsfähigkeit, deren spätere größere Bedeutung auf der Vereinigung der natürlichen Anlagen mit der erworbenen Uebung und Gewohnheit beruht. Es giebt nämlich eine Uebung nicht etwa blos der speciellen Fertigkeiten, sondern auch der allgemeinen Lebensfunctionen, und diese letztere Art von gewohnheitsmäßig erleichterter Bethätigung kann sogar als ein gewisser Ersatz für einiges Zurücktreten der ersten Frische der Kräfteregsamkeit gelten.

Denken wir nun vorzugsweise an die eben gekennzeichnete Zeit, in welcher die Kräfte von Natur weder sonderlich wachsen noch abnehmen, so wird diesem annähernden Gleichgewicht auch eine verhältnißmäßige Ruhe oder, mit andern Worten, eine Mäßigung der zur Bewegung reizenden Antriebe entsprechen. Das rein Natürliche am Menschen steht sogar scheinbar still, und die sogenannte Gesetztheit dieses Zustandes erinnert mit ihrer Bildlichkeit an ein Leben, welches auf seinem Gange zu einem Ruheplatz gelangt ist und sich dort gleichsam niedergelassen hat. Indessen giebt es in Wahrheit kein vollständiges Sichgleichbleiben der natürlichen

Grundlagen, und noch viel weniger giebt es ein solches für die in dem Einzelleben sich geltend machende Culturthätigkeit. Wenn sich auch viele Functionen des leiblichen und geistigen Daseins eine längere Zeit ohne erhebliche Veränderung wiederholen, so rastet doch darum die auf immer neue praktische Ziele gerichtete Gehirnthätigkeit keineswegs. Der Sinn wendet sich noch eine lange Zeit mit Energie neuen Combinationen der Lebensaufgaben zu, nachdem bereits alle Stadien der Entwicklung zur natürlichen Vollkraft und zu einer beträchtlichen Bethätigung derselben durchlaufen sind. Um an ein ganz nüchternes Beispiel zu erinnern, so fehlt es dem Geschäftsmann nicht leicht an der Neigung, an weitere Unternehmungen zu denken. Für Diejenigen aber, welche am Gedanken- und Gefühlsleben der Gesellschaft unmittelbarer theilnehmen, ist es gar keine Frage, daß auch die reiferen Lebensalter für die höheren Interessen neue Gestaltungen und Reize darbieten.

19. Die naturgemäß entstehenden Hoffnungen, wie sie sich im jugendlichen Geist, der religiös und metaphysisch nicht angekränkelt ist, zu regen vermögen, greifen sicherlich hier und da träumend fehl, wenn man es überhaupt einen Fehlgriff nennen will, daß sich die menschliche Phantasie in Möglichkeiten ergeht, die nicht sämmtlich, oder im Einzelnen nicht in der vorgestellten Weise, zu Wirklichkeiten werden. Indessen sind die Versprechungen des Lebensgefühls doch niemals leer, sondern pflegen durch die Entwicklung des weitern Lebensganges in der bekannten Weise mehr oder minder erfüllt zu werden.

Was die Zukunft der Liebe sei, weiß alle Welt, wenn sie es auch nicht immer gehörig würdigt und sich die gesunde Gestaltung des edler menschlichen Geschlechts-

lebens durch schädigende Einrichtungen und ungebührliche Bräuche vielfach verdirbt. Die Natur ist im letztern Falle an den Enttäuschungen nicht schuld, und wir werden später noch besonders untersuchen, was es mit der vermeintlich illusorischen Natur der Geschlechtsliebe für eine Bewandtniß habe. Was aber das äußere Glück der materiellen Lage, also die Fülle des Reichthums betrifft, so sind hier die Streber auf diesem Gebiet von den Verhältnissen noch meist zu günstig, ja über das wahre Bedürfniß hinaus bedacht und verdienten zu ihrem eigenen und anderer Leute Heil, das „Glück mit seinem goldnen Kranz" nicht so leicht auf der Straße zu finden, als es oft genug geschieht.

Der gesund strebende Mensch verlangt nach Erfüllung derjenigen materiellen Ziele, die er sich setzen muß, um überhaupt zu existiren, nicht zu sehr zu entbehren, einer möglichsten Leidensfreiheit und auch eines bescheidenen Lebensgenusses theilhaft zu werden. Ueber die Aussichten dieses gesunden Strebens macht sich nun wohl auch der jugendliche Geist keine allzugroßen Vorstellungen, und es bringen demgemäß die zugehörigen, immerhin theilweise enttäuschenden Erfahrungen auch keine erheblichen Contraste zu den natürlichen Idealen mit sich. Das materielle Unglück läßt sich da, wo es auf fehlgreifenden Einrichtungen oder mangelhaft organisirten Personalkräften beruht, im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklungen bezwingen, und wo das natürliche Ideal der materiellen Sicherung des Lebens sich für den Einzelnen zu einem sehr wesentlichen Theil nicht verwirklichen lassen wollte, da wird es für die fortlebenden Gruppen und für das ganze Menschengeschlecht zu einem sehr energischen und seiner Erfüllung völlig gewissen Lebensreiz.

Im Punkte der Ehre und des Ruhms könnte es vielleicht eher so scheinen, als wenn die Kühnheiten der Jugendideen hier mit Nothwendigkeit durch das spätere Alter herabgedrückt werden müßten. Doch weicht auch dieser Schein, wenn man nur gehörig unterscheidet. Der hohlen Eitelkeit, die sich selbstgefällig spreizt, widerfährt nur ihr Recht, wenn sie zu Schanden wird. Wenn aber der gerechte Anspruch auf besondere Ehre verkannt wird, so ist dies eine der Zufälligkeiten, wie sie auch in allen andern Richtungen dem Triebwerk des Lebens anhaften.

Die echte Ehre ist, wie schon oben gesagt, etwas Abgeleitetes und mithin von zweiter Ordnung. Der innere Kern aber, dem sie äußerlich entsprechen soll, besteht in den Vorzügen selbst und in dem eignen Wirkungsgefühl. Nun wird sich da, wo ein wirklicher Fonds bedeutender Kraft vorhanden ist, auch normalerweise und abgesehen von der nur als Ausnahme zu veranschlagenden zufälligen Unterdrückung ein größeres oder geringeres Maaß von Bethätigungen jener Kraft geltendmachen, gleichviel, ob sich der Ruhm dazugeselle oder nicht.

Die Entwicklung kommt also doch zu dem wesentlichen Theil des ihren Triebkräften entsprechenden Ziels. Sie hat keinen Grund, sich als verfehlt anzusehen, weil überschwängliche Auffassung den „Ruhm mit seiner Sternenkrone" in allzu widernatürlicher Draperie vorgegaukelt und in allzu grellen Farben hat schillern lassen. Uebrigens handelt es sich bei dem Ruhme um Etwas, was in der höhern Bedeutung des Worts nur Wenigen und in den edleren Richtungen des menschlichen Strebens nachhaltig nur Solchen zugänglich ist, deren Urtheil über die Zufälligkeit der zur Zeit jedesmal erreichbaren An-

erkennung erhaben sein muß. Es ist daher eine überspannte, mit dem Lauf der Dinge unverträgliche Idee, daß ein Wechselbalg des echten Ruhmes auf der „gemeinen Stirn“ das Ideal zu Schanden mache.

20. Die Höhen des Lebens sind mit ihren Ansprüchen für den durchschnittlichen Verlauf des Daseins nicht maaßgebend. Erst wenn man das Maaß herabgeminderter Bestrebungen anlegt, wird man auch den gemeinen Erfolgen mit einer richtigen Schätzung zu entsprechen vermögen. Die höchsten Ideale können eben nicht in den Niederungen des Lebens aufsprießen, und es würde die größte Thorheit sein, das Glück aller Wesen ohne Unterschied nach der Befriedigung von Bedürfnissen bemessen zu wollen, die bei dem größten Theil derselben überhaupt nie vorhanden und bei einem andern Theil noch nicht entwickelt sind. Wir können daher die hochgespannten Anforderungen auch da, wo sie nicht mit unnatürlichen Ueberspanntheiten gemischt sind, nur indirect als Gesichtspunkte einer allgemeinen Werthschätzung des Lebens gelten lassen. Sie haben ihre unmittelbare und volle Berechtigung nur da, wo wirklich die entsprechende Höhe der Entwicklung erreicht ist und nun der veredelte Mensch durch die freiere Umschau in die Lage kommt, sich neue, noch höhere Ziele zu setzen. Gewiß sind diese absehbar weitesten und höchsten Zielpunkte auch an sich selbst die Oerter, zu denen hin sich, der allgemeinen Entwicklungsrichtung nach, alles Leben schon vermöge des natürlichen Triebwerks bewegt. Aber man hat sich zu hüten, die Zwischenstufen für nichts zu achten und mit den entlegensten Idealen unmittelbar die am andern Ende anzutreffenden Lebensgestaltungen niedriger Art ohne weitere Einschaltung in Berührung zu bringen.

Fehlt man in diesem Punkte, so kann man leicht einem Gedanken Vorschub leisten, der freilich auf einem andern, durchaus nicht idealen Boden erwachsen ist, aber doch von den edleren Naturen gern im bessern Sinne aufgenommen zu werden pflegt. Die völlig krankhafte Vorstellung, es sei das ganze Leben als eine Illusion zu betrachten, findet nicht selten einige scheinbar gesunde Nahrung in der Erwägung der Kluft, welche zwischen den höchsten Idealen und den niedrigsten Gestaltungen der Wirklichkeit gähnt. Allerdings ist jene Vorstellung von der illusorischen Natur des Lebens nur eine Hinterlassenschaft jener Uebersättigung und jenes Ekels, den wir im ersten Capitel dieser Schrift gekennzeichnet haben. Aus dem wüsten Bereich der Lebensausschweifung stammt der bekannte Jammer, dessen voller Name in der edleren Sprache nicht heimisch ist. Die Sache selbst aber, die noch nicht in gleichem Maaße, wie ihr ordinärer Name, geächtet ist, legt gern die Maske eines vermeintlichen Ideals an, und so geschieht es, daß sich das corrupt verbrachte Leben in seiner schließlichen Zerrüttung als das Opfer einer allgemeinen Illusion aufspielt. Diese Beschönigungsversuche der Verderbtheit werden unabsichtlich durch jene Klagen bessern Schlages unterstützt, in denen wirklich die Enttäuschung über die freilich mißverstandenen Ideale einen Hauptantheil hat.

Fassen wir letzteren, wenn auch nicht gesunden, so doch der edleren Gattung angehörigen Gedanken näher ins Auge. Das ganze Leben soll ihmzufolge eine Illusion sein, weil sich sein Ideal nicht erfüllt. Der Lauf der Wirklichkeit soll nichts weiter bedeuten, als die stufenweise Enttäuschung über die einander folgenden Ideale. So gab auch ein Byron gelegentlich dieser Vorstellungsart nach, indem er die neuen Reize der verschiedenen

Lebensstadien mit den bunten Häuten der Schlange verglich und darauf hinwies, wie zwar immer die Zeit einer neuen bunten Haut komme, aber auch diese den Weg der alten gehe. Für den eigentlichen Wahn, durch welchen der wirkliche Gehalt des Lebens unnatürlich gefälscht wird, ist dies auch ganz in der Ordnung. Aber Wahn und Ideal sind nicht dasselbe, so sehr sich auch die falschen Musterbilder aus beiden zusammengesetzt finden.

Worauf es es also ankommt, ist der echte Wirklichkeitscharakter wahrer Ideale. Wenn Truggebilde zerrinnen, so ist dies nur ein Fingerzeig, wo die nachhaltig mustergültigen Ideen zu suchen sind. Das Verhältniß von Ideal und Wirklichkeit muß in einem andern Sinne, als in demjenigen der unnatürlichen Verhimmelung und des gemeinen, einem geistigen Rausche folgenden Jammers, vorgestellt werden. Es ist also der falsche geistige Rausch, dessen widernatürliche Krankhaftigkeit nicht nur die Wirklichkeit ungenießbar macht, sondern auch schon von vornherein die echten Wirklichkeitsideale und den ihnen entsprechenden nachhaltig höhern Aufschwung ausschließt.

Ein solcher falscher Rausch fand sich auch beispielsweise schon im jugendlichen Schiller. In diesem vereinigte sich die seinem Charakter von vornherein eigene Geneigtheit zur Phantasieberauschung mit der späteren Anlehnung an ein Philosophiren, welches bei aller Trockenheit doch nicht verstandesgemäß klar genug war, um die Rauschvelleitäten einzuschränken sondern im Gegentheil durch seine nebelhafte und einer fundamentalen Geistesverrückung nahekommende Metaphysik für hohle überschwängliche Phantastik Nahrung genug darbot.

Auch der noch immer gewaltig unterschätzte, hochpopuläre Bürger hatte sich von einigen Seiten der Kanterei theoretisch eine Zeitlang einnehmen lassen; aber er war zu realistisch und solide, zu gerade und ehrlich, ja in seinem Dichten wirklich zu genial, um sich auf diesem seinem eigensten Boden durch metaphysisch blauen Dunst beeinflussen zu lassen. Andernfalls hätte er auch nicht der größte Liebeslyriker (und zwar nicht blos der Deutschen, sondern der Welt und aller Zeiten) sein können, als den ich ihn meinen Literaturgrößen und im „Personalist“ kenntlich gemacht habe.

21. Die wahren Ideale, die mit dem System der ungetheilten Weltanschauung und mit der entschiedenen Wirklichkeitslehre der neuen geistigen Aera verträglich sind, können nur solche gedanklich erzeugte Gestalten sein, in denen eine irgend einmal erreichbare Thatsächlichkeit durch die schöpferische Phantasie vorweggenommen wird. In dieser Eigenschaft sind sie echte Strebensziele und hiemit zugleich auch Lebensreize höchster Art. Sie wirken im Allgemeinen wie ein untrüglicher Compaß; denn wenn sie auch im einzelnen Fall, gleich jedem gewöhnlichen Zweck, verfehlt werden können, so bleiben sie doch im Großen und Ganzen die Anzeiger der Richtung, in der sich das Leben im Sinne seiner Werthsteigerung zu bewegen hat. Sie leiten als Musterbilder die Entwicklung von Stufe zu Stufe. Sie verstatten mehr als etwa ein bloße Annäherung, indem ihr Gehalt in den Dingen nach und nach eine vollständige Verkörperung erfährt, nach deren Vollendung neue, höhere Ideale dem Leben der Menschheit wieder frische und erhöhte Reize verleihen. Das Gefühl des Schaffens ist hiebei das Entscheidende. Schon im bloßen Spiel der Phantasie hat es hohe Reize, wenn auch

die bisherige Aera des Menschengeschlechts dieses Spiel des künstlerischen Gestaltens verhältnißmäßig zu hoch angeschlagen hat.

Musterbilder der Schönheit in Marmor oder auf der Leinwand vorzuführen, kann offenbar in der Geschichte des Menschengeschlechts nur ein Vorstadium sein. Die Ideale in Fleisch und Blut hineinzubilden und dafür zu sorgen, daß der Mensch aus seiner puppenspielerischen Kindheit vollständig heraustrete, um eine wirklich ideale Arbeit unmittelbar am Naturstoff des Lebens selbst zu vollbringen, — das ist ein gewaltig höheres und beglückenderes Ziel als das unaufhörliche Verharren in der gemeinen Kunst. Die letztere bewegt sich stets nur in einem Reich von selbständig mehr oder minder vervollkommneten Abbildern, die in ihrer Trennung von der Wirklichkeit ein völlig wesenloses Schattendasein führen würden, wenn sie nicht durch das Medium der menschlichen Vorstellung wenigstens indirect eine veredelnde Rückwirkung auf das wirkliche Verhalten der im Leben zu bethätigenden Empfindungen übten.

Die fragliche Ueberschätzung der Kunst im bisherigen Sinne dieses Wortes hat auch den falschen Idealitätsrauch mit sich gebracht, der stets nur in einer mit widerwärtigen Gefühlen gemischten Ernüchterung enden kann. Man vermeide es daher wie eine die Lebenskräfte unnatürlich vergeudende Praktik, in den bloßen Kunstidealen eine Wirklichkeit umfangen und die Mängel des thatsächlichen Lebens dadurch ausgleichen zu wollen, daß man sich mit diesen Schatten gattet. An dieser Verirrung krankt besonders die gegenwärtige Uebergangsepoche, und hieraus erklärt sich ein großer Theil derjenigen Unbefriedigtheit, der auch die Bessern anheimfallen.

Was von unwillkürlichem Idealismus heute noch übrig ist, pflegt in den Conceptionen der Kunst eine Ausgleichung zu suchen, die doch nur in dem Gefühl einer Wirksamkeit zu finden ist, die sich unmittelbar auf das Leben, sei es nun sofort das eigene oder erst dasjenige der entstehenden Geschlechter, richtet und auf diese Weise die Genugthuung gewährt, nicht bloße Schatten, sondern die volle Wirklichkeit zu befruchten. Verfährt nun auch der Einzelne in Beziehung auf seinen besondern Lebensgang derartig, wie es hier für das Ganze und Große des Menschenlebens angedeutet ist, so wird er sich nicht nur mit dem falschen Rausch die nachfolgend unausbleibliche üble Ernüchterung ersparen, sondern auch innewerden, daß es verläßliche, der Wirklichkeit nicht entfremdende Ideale giebt, deren Ausführung innerhalb der natürlichen und absehbaren Gestaltung der Dinge den edleren Lebensgenuß ausmacht.

Die Truggebilde der Religion lenken vom wahren Leben auf lauter wesenlose Nichtigkeiten ab; die schattenhaften Ideale der Kunst haben zwar in ihrem eigenen Bereich einen Werth, können aber nicht als Ersatz des vollen Lebens gelten. Die Wirklichkeitsideale allein sind die nachhaltigen Lebensreize, und sie gehören in reiner Gestalt nur jener eben erst aufsteigenden geistigen Aera an, in welcher die Religion völlig abgethan, die Kunst aber auf die unmittelbare und natürliche Rolle einer spielartig frei und in bloßen Ideen schaffenden Thätigkeit angewiesen bleibt. Die falsche Flucht in das Reich der blos ästhetischen Kunst hört hiemit auf, und die (eine weit höhere Wirklichkeit der Früchte wie des Ruhmes in sich hegende) Kunst der Lebensgestaltung tritt in ihre Rechte. Das wirkliche Da-

sein mit seinen physischen wie moralischen Störungen erscheint alsdann als der Rohstoff, der von dem Einzelnen und von der Gattung zu bearbeiten ist.

22. Ungeachtet aller Krankheiten ist das Menschenleben im Ganzen doch nicht krank, und dieser vorwaltenden Gesundheit, innerhalb deren die krankhaften Störungen nur als Abweichungen (oder, in stärkerer Steigerung, gar nur als Ausnahmen) auftreten, entspricht auch in Beziehung auf alle andern Uebel ein wesentlich regelrechtes, auf die Befriedigung des Lebensgefühls angelegtes Gefüge. Der Mensch ist von Natur gesund und zum Glücklichsein ausgestattet in dem Sinne, daß sich die Krankheit, wie auch das Unglück, nur als besonders verursachte Trübung, mitunter auch Störung und selbst Zerrüttung eines sonst normalen Ergehens und Befindens einzustellen vermag. Wir haben demgemäß als Typus die gesunde Grundlage, aber mindestens mit krankheitsartigen Entwicklungsstörungen vorauszusetzen.

Der Mensch ist von Natur gut, und der Mensch ist von Natur gesund, — diese beiden Sätze bedeuten jeder in seinem Bereich gleichviel, indem der erstere im Allgemeinen ausdrückt, was der letztere nur für ein besonderes Gebiet ausspricht. Mit dem Guten ist hiebei nicht blos die im engern Sinne moralische Seite, sondern überhaupt die Tüchtigkeit zu den Lebensfunctionen und Lebenszwecken gemeint. Es gehört hiezu ein gewisses Maaß von Harmonie der Thätigkeiten, aber kein größeres, als es auch im Gebiet von Gesundheit und vorübergehender Krankheit angetroffen wird. Die Störungen der Gesundheit stellen die Abweichung von einer größern Einstimmung der Lebensfunctionen vor. Die Krankheit, das Pathologische läßt sich also nicht kennzeichnen, ohne den Ausgangspunkt vom Physiologischen, also von dem vollkommneren, in sich einigen, durchgängig nicht blos zweckmäßigen, sondern auch auf die guten Zwecke gerichteten Triebwerk der leiblichen und geistigen Verrichtungen zu nehmen. Schon dieser Umstand kann uns lehren, wie ungeheuerlich es sein würde, in der Krankheit die eigentliche Grundlegung und in der Gesundheit nur die Abweichung von einer habituellen Grundbeschaffenheit sehen zu wollen. Selbst das buddhistische Leidensdogma bringt dies nur dadurch fertig, daß es die Entstehung, das Geborenwerden, sozusagen die Lebenserbschaft zum allerersten Grundübel macht und hieran erst das Altern, dann die Krankheiten als leidvolle Folgeerscheinungen sich allerweisest anschließen läßt.

Der Spielraum der Krankheiten ist allerdings groß und mannichfaltig erfüllt; aber man wird sich dennoch zu hüten haben, das Gesammtleben etwa nach dem Eindruck schätzen zu wollen, den das in Krankenhäusern und besonders in Irrenanstalten zusammengedrängte Elend auf uns macht. Verhältnißmäßig vertheilt nehmen sich die Störungen des gesunden Lebens, im Hinblick auf das ganze, aus beiden Elementen gemischte Dasein, keineswegs so überaus schlimm aus. Das Gefühl Desjenigen aber, der von der Krankheit gequält wird, ist etwas Isolirtes, was wesentlich nur mit den gesunden Empfindungszuständen desselben Menschen in Vergleichung kommt. Den tödtlichen oder wenigstens drohenden Krankheiten gegenüber sind Angst und Hülflosigkeit die schlimmsten Uebel. Mit der Todesfurcht aber, sowie mit dem Bedauern Verstorbener, muß man überhaupt im Reinen sein, wenn man des Lebens in höherem Maaße froh werden will.

Die mit den Krankheiten verbundenen Schmerzen

sind zwar oft gewaltig peinigend und bisweilen auch lange und langsam quälend; indessen werden sie im Durchschnitt keine solche Summe übler Empfindung darstellen, daß hiedurch das Gesammtfacit des Lebens als werthlos erscheinen könnte. Nur äußerste Fälle werden zum freiwilligen Tode treiben, und übrigens wird sich die Menschheit, wo sie nicht geradezu der Entnervung anheimgefallen, trotz aller krankhaften Affectionen hinreichend wohl fühlen, um nicht in die Versuchung zu kommen, verzweiflerischen Ansichten zu huldigen. Auch fehlt es ja nicht an der Möglichkeit, durch Vorsicht seitens der Einzelnen und der Gesammtheit vielen Gesundheitsstörungen vorzubeugen.

Allerdings ist die durch die Jahrtausende schleichende Unwissenheit der Aerzte bezüglich des eigentlichen Heilens nicht sobald abzuthun; denn hiezu würden Anregungen gehören, wie sie nur in einem bereits entschieden umgestalteten Gesellschaftszustande und in einer nicht verlehrten Forscherwelt denkbar sind. Wohl aber muß, eben deswegen, das vorbeugende Verhalten zunächst um so mehr als hauptsächliche Zuflucht gelten, und in diesem Punkt ist sogar die isolirte Vorsicht des Einzelnen durchaus nicht ohnmächtig. Eine zweckmäßig geregelte Lebensweise wird hier Viel ausrichten, und es ist sogar ein für die Entwicklung der menschlichen Selbständigkeit nicht ungünstiger Umstand, daß die mißliebigen Störungen dazu nöthigen, die lenkende Macht bewußter Einwirkungen auch im Punkte der Gesundheit zu üben. Freilich finden sich nach der eben angedeuteten Seite hin auch die seltsamsten Verirrungen ein; aber diese kreuzende Thatsache darf doch gegen das Hauptziel nicht gleichgültig machen!

23. Nicht zum eigentlich Krankhaften, trotz äußerlicher Aehnlichkeiten, darf die Altersschwäche gerechnet werden. Selbst wo das höhere Alter nicht von eigentlicher Gebrechlichkeit begleitet ist, bleibt es doch immer die Periode des Verfalls und eine langsame Vorbereitung des völligen Ablebens. Dieser Charakter einer Art Einleitung zum Absterben kann ihm nach Naturgesetzen nie genommen werden. Ja, es ist dies eine universell sachlogische Nothwendigkeit. Dem aufsteigenden Gange des Lebens muß, nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit des Gleichgewichts, die immer nur einen Theil der sogenannten mittleren Jahre ausmacht, eine beruhigende Senkung und Herabstimmung der Lebensgefühle folgen. Der völlig normale Tod ist dann nur die Wegnahme der letzten noch übrigen Elemente leiser Lebensregung. Diese ungestörte Todesart ist indessen bisher nur die Ausnahme gewesen; selbst das eigentliche Greisenalter, dasjenige mit besondern Gebrechen eingerechnet, ist ja verhältnißmäßig nicht häufig. Der Tod erfolgt meistens früher durch acute Störungen, so daß der mustergültige Fall, den wir zunächst im Auge haben, in der bisherigen Daseinsweise der Menschen nur wenig zu bedeuten hat. Sobald er sich aber allgemeiner verwirklicht, was unter günstigeren Gesellschafts- und Gesundheitsverhältnissen nothwendig ist, so ist es allerdings der Mühe werth, ernsthaft zu fragen, ob die Greisenhaftigkeit an sich selbst, also ohne Einmischung besonderer Gebrechen, ein gegen den Lebenswerth verstoßendes Uebel sei.

Der Greis, auch wenn er übrigens gesund ist, hat verhältnißmäßig nur schwache Kräfte und ist darauf angewiesen, mehr in Vorstellungen des Vergangenen und Zukünftigen als in der thätigen Wirklichkeit zu leben. Er braucht ein größeres Maaß von Ruhe, und es wird ihm wohl zu Muthe sein, wenn er auf seine

Erlebnisse mit persönlicher Genugthuung zurückblicken kann, bezüglich der Zukunft aber die Schicksale des nachkommenden Geschlechts, soviel sie durch ihn beeinflußt wurden, in einen guten Gang gebracht weiß. Allerdings kann ihn Niemand vor dem Unmuth schützen, den die Vorstellung schlimmer Thatsachen, die den Ueberlebenden bevorstehen, nothwendig mitsichbringt. Aber dieses Uebel ist nicht dem Greisenalter eigenthümlich, sondern erfaßt den vollkräftigen Mann weit stärker. Lebt also der Greis in Verhältnissen, welche ihm die erforderliche Ruhe gewähren, so ist sein Zustand, verglichen mit den übrigen Lebensaltern, durchaus nicht unleidlich, sondern schließt sogar die mit der gesunden Müdigkeit und der Befriedigung des endgültigen Ruhebedürfnisses verknüpften heilsamen Empfindungen ein.

Wie sehr ist nicht der Uebergang von ausgiebiger Thätigkeit zur Ruhe willkommen! Ein solcher Uebergang ist ja nun aber auch das gesunde Greisenalter, dessen Ebenmaaß darin besteht, trotz des Nachlassens aller Functionen noch immer ein in sich einstimmiges, zusammenhaltendes Leben schwächeren Grades darzustellen. Ebener kann nun einmal der Niedergang des Lebens nicht eingerichtet werden, und die sanfte Zurückziehung von den unmittelbaren Lebensreizen ist doch wahrlich an sich kein Unglück. Die besonderen Gebrechen aber, an die man bei dem Greisenalter vornehmlich erinnert, sind Gesundheitsstörungen und als solche von derselben Gattung der Uebel, die auch den andern Lebensaltern anhaftet. Das schlimmste Ungemach des Greisenalters wird nicht von der Natur, sondern bei den Nichtbesitzenden von einer Cultur verschuldet, welche den gealterten Menschen auf künstliche Weise hülflos macht, indem sie ihn wie ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug ausrangirt, nachdem sie ihm zuvor die Früchte seiner Arbeit im Wege einer elenden Ablohnung seiner vollkräftigen Leistungen geraubt hat.

24. Der Mangel gehört ebenso wie die Krankheit zu den allgemeinen Mißständen des Menschenlebens. Er wächst überdies mit den Bedürfnissen. Die Noth um Futter ist ja schon in der Thierwelt ein sicherlich arges Uebel. Auch besteht sie zu einem erheblichen Theil sogar inmitten des civilisirten Menschenreichs noch vermöge bloßer Naturzufälle. Indessen ist es doch bei höherer Entwicklungsmöglichkeit der wirthschaftlichen Kräfte nicht zu verkennen, daß die Menschen in der Lage sind, als nationale oder noch besser völkerumfassende Gesammtheit Einrichtungen zu treffen, durch welche die Naturzufälle völlig oder doch so ziemlich ausgeglichen werden. Industriereiche Gebiete sind eigentlichen Hungersnöthen insofern nicht ausgesetzt, als der benachbarte Ackerbau in hohem Maaße auf der reichlichen Anwendung von Kunstmitteln beruht, auf diese Weise von den Naturzufällen weniger abhängig ist und nicht nur seine eigene Bevölkerung (die viehische wie die menschliche) weit sicherer ernährt, sondern auch bezüglich des für die Fabrikbevölkerung zu Beschaffenden bei der Höhe der Preise durch auswärtige Bezüge nach Bedarf ergänzt werden kann. Die gelegentliche Ungunst der Natur mit ihren Wetterlaunen findet sich also in diesen Fällen bereits überwunden, und man kann behaupten, daß die natürlichen Störungen der Versorgungsmöglichkeit aufrüttelnde Erinnerungen daran sind, daß der Mensch genügend vorzusorgen und sich selbst zu helfen habe.

In diesem Sinne wirkt gerade das Ungemach als Antrieb zu den Gegenveranstaltungen, und es mahnt gleichsam den trägen, der weiteren Umsicht ermangeln-

den Menschen daran, nicht von gütigen Gottheiten oder, moderner ausgedrückt, von Gnaden der Natur die segensreiche Abhülfe für sich und die Seinen zu erwarten. Wenn die Noth dennoch häufig genug nicht schöpferisch macht, so wiederholt der Naturmechanismus seine Anstöße immer wieder von Neuem, und man kann in dieser Sachlage zwar unmittelbar etwas recht Schlimmes sehen, muß aber doch einräumen, daß zur Entwicklung menschlicher Selbständigkeit eine andere Naturmethode sich schwerlich erdenken läßt. Der Mensch ist überall da am weitesten gekommen, wo er mit den größten, aber für seine Kräfte zuverlässig überwindbaren Naturhindernissen zu kämpfen hatte. Die Civilisation Europas und speciell die technisch industrielle der nicht ganz südlichen Theile ist hiefür ein entscheidendes Zeugniß und contrastirt gewaltig mit der afrikanischen oder südasiatischen Art einer ursprünglich mehr unmittelbar von der Natur getragenen Einrichtung menschlicher Thätigkeit und Gesellung.

Die Hungerschäden in unserer modernen Civilisation mitteleuropäischer und nordamerikanischer Art rühren weit weniger von Naturzufällen als von Störungen im Triebwerk der Industrie oder, besser gesagt, von den Mißverhältnissen der gesellschaftlichen Verknüpfungen her. Es sind nicht Mißernten, sondern Industrie- und Handelskrisen, was auf den höhern Stufen der Entwicklung am schlimmsten schädigt. Unter diesen Schädigungen ist aber der Mangel an Arbeitsgelegenheit, welcher dem Uebergangssystem der einseitigen Ablohnungsarbeit anhaftet, das Unleidlichste. Indessen auch hierin müssen wir einen Antrieb zur Fortentwicklung der menschlichen Selbständigkeit erkennen. Der Mensch würde immer Lohnknecht bleiben, von der Hand in den Mund leben

das Sparen verachten — wenn dieser ihn entwürdigende Zustand, trotz aller verhältnißmäßigen Verbesserungen, nicht schließlich durch das Würfelhafte der Lage und durch das gesteigerte Gefühl der schädlichen Abhängigkeit eine Aufstachelung erführe, die ihn aus seinem zwitterhaften Dasein zur entschiedenen Freiheit und personalistischen Organisation hintreibt.

Die volkswirthschaftlichen und socialen Naturgesetze steigern allerdings die Gesammtkraft des Lohnarbeiterthums und heben sogar einigermaaßen die Lebensweise des Einzelnen; aber zugleich mit diesem günstigen Theil der Entwicklung wächst auch der Umfang der Unsicherheit der Versorgung, und werden alle Mißstände fühlbarer. So erzeugt sich eine Stimulation, mit welcher zugleich die materielle Kraft zur Lösung der neuen Menschheitsaufgabe verbunden ist. Auf andere Weise kann die Natur in empfindenden Wesen die forttreibende Entwicklungsarbeit nicht hervorrufen, und auch hier müssen Nöthe und Wehen wie Geburtsschmerzen als unumgängliche Bestandtheile mitübernommen werden.

Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens ist es, was versagt; auch nicht die Menge und Dichtigkeit der Bevölkerung ist das Störende; denn Nordamerika mit seinem massenhaften Ackerland und seinen sonstigen gewaltigen Bodenschätzen und technischen Hülfsquellen producirt sozusagen, trotz einer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung, viel Arbeitslosigkeit. Die jenseits des Oceans gelegentlich immer wiederkehrende Brodlosigkeit von Hunderttausenden wird dort wesentlich durch denselben gesellschaftlichen Mechanismus hervorgebracht wie in den höchstentwickelten Cultur- oder vielmehr Domesticationsländern Europas. Die gegenwärtige Futterfrage läßt sich demnach nicht durch die Hülfsquellen

der Natur, sondern nur durch diejenigen des bewußten und organisationsfähigen Menschen lösen. Wahrhaft und redlich socialitäre Bestrebungen haben hienach einen verläßlichen Ausgangspunkt, und die bessere Cultur, die sich entwickeln soll, wird nicht blos durch die bisherigen Errungenschaften, sondern auch durch die Mängel und großgewordenen Uebelstände mitverbürgt.

Die materiellen Schwierigkeiten der Existenz sind hienach, trotz ihrer bisweilen furchtbaren Gestaltung, im Großen und Ganzen eine mehr schöpferische als erdrückende Macht. Sie lehren übrigens nicht blos die umfangreicheren Gruppen, sich zu regen, sondern ziehen auch bei dem Einzelnen eine Kraft groß, wie sie sonst nie zu voller und mächtiger Entwicklung kommen würde. Sie stählen den Lebensmuth da, wo die Fähigkeit zureicht, ihnen die Stirn zu bieten. Sie vernichten, aber sie schaffen auch nicht Weniges. Sie müssen also, gleich allen Todeschancen, als ein Element in das Leben selbst eingerechnet und demgemäß nicht blos als unmittelbare Uebel, sondern auch als antagonistische Steigerungsmittel der sie überwindenden Lebensmacht veranschlagt werden. In noch höherem Grade, als von Ernährung und sonstiger Versorgung, gilt dies auch bezüglich der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Bei letzterer ist freilich deren ökonomische Seite, wie wir in den einschlägigen Schriften seit mehr als einem Halbjahrhundert betonen mußten, Etwas von zweiter Ordnung; die Haupttriebkraft wurzelt hier ja sogar tiefer als das specifisch Menschliche mit seinen Culturgestaltungen.

Sechstes Capitel.

Geschlechtsleben und Frauenloos.

1. Das Leben der Gattung besteht gleichsam in einem Rhythmus, durch welchen die Individuen als besondere Formen und Functionen emporgehoben werden, um nach einer Reihe von Bethätigungen ihres Wesens wieder herabzusinken und in der Auflösung ihres Gefüges ihr Ende zu finden. Das in letzterer Weise durch den unvermeidbaren Tod begrenzte Dasein des Einzelnen hängt nun eben durch das Geschlechtsleben mit dem universellen, über die jeweilige Existenz der Individualität hinausreichenden Fortbestehen zusammen. Dieser natursystematische Zusammenhang umfaßt alles Leben, das niedrigste wie das höchste; die sogenannte „ungeschlechtliche" Fortpflanzung primitiver Organismen ist kein besonderes Schema daneben, und auch etwaiges Uebermenschliches, vielleicht in Billionenmeilenferne von uns, würde keinen Ausnahmefall vorstellen können.

Demnach liegen in der Vergangenheit alle Vorgänge, durch deren Verkettung jegliches jetzt lebende Einzelwesen seine ihm allein eigene Wirklichkeit und seine Eigenschaften erhalten hat. Für die Zukunft kann eben dieses besondere Wesen der Ausgangspunkt neuen Daseins und sogar der Fortpflanzung verschiedener Bestandtheile seiner Individualität sein. Die normale und gesunde Gestaltung, der keine allzu feindliche Störung entgegentritt, bringt diesen Zusammenhang mit der Zukunft sogar als Naturgesetzmäßigkeit mit sich. Wo aber die Entwicklungsreihe hin und wieder abbricht, da zeigt sich recht deutlich, daß in den verbliebenen Seitenlinien für die

Erhaltung und Weiterbildung der ursprünglichen Individualschöpfungen zureichend gesorgt ist.

Es braucht nämlich der Natur nicht darauf anzukommen, daß jeder individuelle Ausläufer ihrer schöpferischen Thätigkeit sich wiederum fortsetze; denn durch die immer reicheren Verzweigungen hat sie es derartig eingerichtet, daß der ursprüngliche Gehalt der Wesen in seinen Bestandtheilen zu neuen Combinationen immer mannichfaltiger zur Verfügung stehe. Was also durch den Tod des Individuums in Ermangelung von Nachkommenschaft verlorengeht, kann im gewöhnlichen Naturlauf höchstens eine besondere Fügung des Gebildes, aber niemals der wesentliche Stoff sein, aus welchem sich ähnliche und gleichwerthige Combinationen auch anderwärts und in andern Richtungen ergeben mögen. Das vielgliedrige Gesammtleben kommt also zu seinem Recht, was auch, mehr oder weniger häufig, die abnormen Schicksale der Einzelnen sein mögen. Aber auch im Hinblick auf die Einzelnen werden wir, als vom Normalfall, davon auszugehen haben, daß sie nicht blos rückwärts, wo eine Ausnahme ja unmöglich ist, sondern auch vorwärts mit der Kette des Lebens zusammenhängen.

2. Diejenige Function des Lebens, vermöge deren der Mensch mehr als ein bloßes Individuum ist, muß im weitern und engern Wortsinn Geschlechtsleben heißen. Jedes Wesen ist dadurch, daß es sich in Seinesgleichen fortsetzt, auch für sich selbst mehr als eine isolirte und abreißende Existenz. Die Empfindung, welche diesem auf Dauerbarkeit angelegten Geschlechtsleben in seinen besondern Regungen, in der ganzen Stufenleiter zwischen den niedrigsten und den höchsten Bewußtseinsformen entspricht, ist als eine Uebertragung des davon unabhängig vorhandenen Sachverhalts in die Sprache des

Gefühls zu betrachten. Das individuelle Sein erfährt gleichsam durch diese Art von Empfindung, daß es zugleich der Träger einer weit über seine eigene Zeitweiligkeit hinausgreifenden Lebendigkeit ist. Dieses in das Unbegrenzte oder unbestimmt Weite der Zukunft und der Ausbreitung sich erstreckende Wirksamkeitsgefühl hat auch schon bei dem niedrigsten Wesen einen höheren Charakter als die auf das ausschließliche Eigenleben bezogenen Befriedigungen, wie sie vorzugsweise in der Ernährung und den ihr entsprechenden Empfindungen zum Ausdruck kommen.

Die Lebenslust hat in der thierischen Sphäre ihren Gipfel in denjenigen Empfindungen, die mit dem Geschlechts- und Gattungsleben verbunden sind. Dieser Satz gilt auf jeder Sprosse der Stufenleiter und behält auch noch da seine Bedeutung, wo der durch die Cultur bereits in höherem Grade vergeistigte Mensch auf den Abweg geräth, die biologischen Grundlagen des Hochgefühls der Liebe verkennen und verleugnen zu wollen. Freilich besteht eine gewaltige Kluft zwischen der gemeinen Brunst oder Geilheitslust und der auf den Höhen veredelter Empfindung anzutreffenden Geschlechtsliebe der erhabenen Art. Dennoch ist aber das ganze System von Empfindungen und Gefühlen, dessen Steigerungen und Veredelungen mit ihren Unterschieden und Contrasten hier in Frage kommen, völlig einheitlich angelegt. Es ist eben der Ausdruck eines gegenständlichen Sachverhalts, der zwar mannichfaltig variiren, nie aber seine organisch functionelle Natur ablegen kann.

Wie hoch auch der Mensch die ideale Auffassung des sexuellen Grundverhältnisses emporschrauben möge, so wird er doch selbst im Stadium übergeistiger Verschrobenheit unwillkürlich wieder der Natur huldigen

müssen und so unfreiwillig einer, übrigens mehr zurechtweisenden als schmählichen Komik anheimfallen. Ja, es thut dem edleren Wesen der Sache so gut wie keinen Eintrag, daß auch in der Sphäre der höchsten Empfindungen der Mensch für den Menschen auf natürliche Weise und entsprechend dem durch die Fortpflanzung dargestellten Zusammenhang alles Lebens ein Gegenstand der Genugthuung ist. Im Gegentheil ist nur auf diese Weise das höhere Gattungsleben und mit ihm die familiäre Verknüpfung verständlich; denn es giebt keine andere Beziehung, durch welche auf gleiche Weise unmittelbar im Gefühl das Verhältniß des Einzelnen zum Menschengeschlecht wahrnehmbar würde.

Die Liebe ist an sich selbst die größte Angelegenheit des aufblühenden Daseins, ja zunächst dessen höchstes Lebensziel. Die Verkörperung in dem durch die reiferen und vollkräftigen Jahre fortgesetzten Geschlechtsleben wird auch äußerlich die Ursache zu den wichtigsten Beziehungen und Gewohnheiten, welche die Zusammengehörigkeit der natürlich verbundenen Individuen und die Fürsorge für das neue Geschlecht betreffen. An die unmittelbare Gestalt der Geschlechtsliebe knüpfen sich die ebenfalls auf den geschlechtlichen Zusammenhang gegründeten Empfindungen, welche dem Nachwuchs gelten und in der Mutterliebe ihre ausdrucksvollste Vertretung haben. Setzt man die Familie voraus, wie sie heute in den entwickeltsten Culturländern besteht, so können überhaupt die verschiedenen Arten der Zuneigung, welche innerhalb dieser Einrichtung statthaben, als Darstellungen und Verzweigungen der dem menschlichen Geschlechtsleben im weiteren Sinne zugehörigen Affectionen angesehen werden. Die Liebe des Erzeugers zu den Kindern beruht freilich mehr auf einem äußerlichen

Bewußtsein und auf der erst durch die Gewohnheit befestigten Neigung, als dies bei der Mutter der Fall ist, welche von vornherein durch unmittelbarste Naturempfindung mit ihren Trieben dem Kinde zugewendet bleibt. Dennoch muß aber der ganze Zusammenhang des Lebens der beiden Geschlechter und ihrer Nachkommenschaft als ein in allen Richtungen von der Natur angelegtes System der Gegenseitigkeit angesehen werden. Er ist an sich selbst durchaus nichts Willkürliches oder gar zufällig Conventionelles. Keine beliebige oder auch reglementirte Uebereinkunft konnte oder kann die Entwicklung und das Bestehen eines solchen Zusammenhangs ernstlich berühren. Er wird als natürliche Familienbeziehung die juristisch verkünstelte und mit zuviel historisch Veraltetem behaftete Ehe der bisherigen Art überdauern. Ueberhaupt wird sich mit der edleren Entwicklung der Cultur je länger je mehr zeigen, daß die Affectionen des Geschlechtslebens auch schon in ihrer rein natürlichen Empfindungsgestalt jene entscheidenden Mächte sind, von denen die Grundformen der unmittelbarsten und engsten Gesellung des Menschen mit dem Menschen eigentlich und sehr nachhaltig abhängen.

Die mächtige Erregung, durch welche das Band der Geschlechter geknüpft wird, setzt sich, wie wir eben angedeutet haben, in anderartigen Beziehungen fort, die, wie die verschiedenartigen Neigungen innerhalb der natürlichen Familie, das allgemeine Geschlechtsleben in den weiteren Stadien seiner Verwirklichung begleiten. Aber auch hiedurch verliert die Liebe den Geschlechtscharakter durchaus nicht. Durch die bloße Verwandlung und Verzweigung gelangt sie noch nicht zu jener verbleichenden Verallgemeinerung, in welcher das Wort da gebraucht wird, wo überhaupt von gar keinem Geschlechtszusammenhang die Rede ist.

Die Liebe, die man dem Haß entgegensetzt, ist begrifflich so allgemein gedacht, daß innerhalb ihres Rahmens jede Beziehung Platz findet, die auf irgend welcher Sympathie mit fremden Eigenschaften und Zuständen oder auf Dankbarkeit beruht. Ein solcher Begriff von Liebe grenzt schon an den blos bildlichen, also auf entlegene Vergleichungen gestützten Gebrauch des Wortes, und mit dieser (mitunter sogar vom Persönlichen abstrahirenden) Verblassung des Sinnes rückt unser besonderer Gegenstand, die eigentliche Geschlechtsliebe, in die Ferne. Der vielleicht allerblassesten Art gehört die sogenannte allgemeine Menschenliebe an. Wo sie nicht, wie nur zu häufig, ein von der Heuchelei erdichtetes Gebilde ist, vermittelt sie sich durch eine Anlehnung an besondere Naturempfindungen des Mitgefühls oder durch die rein gedankliche Vorstellung, daß in dem Menschenwesen überhaupt etwas liege, was auch im besondern Fall von Annäherung eine Wohlthat für das davon berührte fremde Einzelwesen sei. Ohne die Mitempfindung für das Gute und zu Fördernde, was im andern Wesen vorgestellt wird, also ohne die Idee von dem, was die Menschennatur in Frieden und Freundschaft mit Ihresgleichen zu vereinigen vermag, giebt es keine aufrichtige Menschenliebe genügend umfassender Art. Aber auch dieser sich im ganzen Geschlecht gleichsam verstreuenden Empfindung liegen unmittelbar sinnliche Anknüpfungspunkte, nämlich die im besondern Verkehr gebildeten Gefühle, zu Grunde.

3. Viele vermögen nicht, in die Gemüthstiefen vom Wesen der Liebe einzudringen, wenn man nicht in Anknüpfungen an die herkömmlichen Schlagwörter vom Sinnlichen und vom Geistigen den Gegenstand näher untersucht. Was ist sinnlich und was ist geistig? Wo haben wir die Grenze zwischen diesen beiden Eigenschaften zu ziehen?

Wer bei der Sinnlichkeit nur an die animale Grundlage und an die stets bestehenbleibende Form unverfeinerter Triebe denkt, mag mit Recht zwischen einer rein sinnlichen und einer „geistigen“ Gestalt jedweder Art von Liebe unterscheiden. Die beiden Stufen, auf denen insbesondere die Liebe der Geschlechter auftritt, beruhen auf der Fähigkeit des Menschen, von dem vollen Wesen seiner Natur praktisch zu abstrahiren und, wo ihm Rohheit und Zügellosigkeit gerade besser belieben, sich einer niedern Sphäre der Gesetzlichkeit, d. h. der Lust am augenblicklichen Genuß, ausschließlich hinzugeben. Man braucht nicht bis in die Region hinabzusteigen, in welcher nichts als der Kitzel des gemeinen Bedürfnisses und der schnell vergänglichen Lust seiner Befriedigung herrscht, um sich im Reich der entadelten Liebe zu befinden. Das trockene oder epikureisch nüchterne Verhalten, welches den Genuß oberflächlich berechnet und, ohne sich völlig jenem vorhin bezeichneten abstracten Standpunkt ergeben zu wollen, dennoch die Kraft der besseren Empfindung durch die Gemeinheit seiner verstandesmäßigen Betrachtung verscherzt, ist vielleicht eine noch mehr entartete Mißbildung.

Die Unwillkürlichkeit der Natur ist das Gesetz aller wahren und edleren Befriedigung. Allein diese Unwillkürlichkeit der Natur kennt auch jene Trennung und Verselbständigung des grob Sinnlichen nicht. Bei edleren Thierspecies, beispielsweise den Singvögeln, pflegt man sie nicht einmal zu suchen. Es scheint das Vorrecht des specifisch Menschlichen zu sein, willkürlich von der eigensten Humanität absehen und sich in untergeordneten Sphären beliebig ergehen zu können. Die

Freiheit ist hier wie überall die Ursache, daß es eine weite Scala von Bestimmungen giebt, in denen sich der Mensch gleichsam in allen Graden der Höhe und Tiefe versuchen kann. In unserm Fall scheint das untere Extrem, dessen die menschliche Natur fähig ist, noch nicht die schlimmste Gestaltung zu sein. Die Rohheit, welche dem zarteren Gehalt der Empfindung gänzlich entfremdet ist, ist doch noch immer Natur. Auch giebt es einen Zustand der Gefühle aller Art, welcher als bloße Uncultur, nicht aber als Entartung zu bezeichnen ist. Freilich bilden die unwillkürlichen Regungen, welche unabhängig von Gesittung und Bildung ein reines Erzeugniß der Naturmacht sind, stets und überall den Kern und den edelsten Gehalt unserer Affectionen. Allein wenn auch die Entstehung der edleren und zarteren Empfindungen von den außer der Natur belegenen Mächten ganz unabhängig ist, so ist es doch nicht die Erhaltung und Pflege jener Keime. Das Dasein muß sich erst zu einer gewissen Gesittung erhoben haben, ehe die Chancen für die Bewahrung des edleren Inhalts der Empfindungen günstig sein können.

Das Treiben der mannichfaltigen Affecte und Leidenschaften, deren Interessen einander befehden, erlaubt ursprünglich keine ungestörte Entwicklung dessen, was die Natur nur in einer zarten Weise andeutet. Der Tummelplatz der rohen Gewalt läßt die edlere Menschlichkeit meist gar nicht aufkommen. Der Verkehr der Menschen muß eine ruhigere Gestalt gewonnen und muß seine ursprüngliche Plumpheit abgelegt haben, ehe die edleren innern Anlagen auch zur äußerlichen Entfaltung gelangen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, die Aeußerungen aller Triebe ursprünglich immer roh zu finden. Es verhält sich in dieser Beziehung mit der

Liebe ähnlich wie mit dem Stolz und dem Rechtsgefühl. Alle Gemüthskräfte wurzeln in Naturtrieben, deren ursprüngliche Aeußerung noch roh und unbeholfen sein muß, in denen aber die ganze Fülle der spätern edleren Gestaltung bereits in der unmittelbaren Weise des natürlichen Gefühls angelegt ist.

4. Eine weitverbreitete und höchst scheinbare Ansicht setzt eine eigenthümliche Beziehung zwischen dem sinnlichen und dem gemüthshaften Wesen der Geschlechtsliebe voraus, eine Beziehung, die man fast einen Gegensatz nennen könnte. Die Steigerung des Gefühls, welche zu den idealen Conceptionen führt, soll den Hindernissen zu verdanken sein, welche sich zwischen den Drang und sein Ziel einschieben. Mehrere vorzügliche Schöpfungen der Dichtung, in denen die Empfindung der Liebe in erhabener Gestalt erscheint, würden jener Ansicht gemäß nie das Licht der Welt erblickt haben, wenn nicht eine Hemmung den Naturtrieb künstlich bis zur höchsten und schönsten Kraftentfaltung gesteigert hätte. Nur die unbefriedigte Sehnsucht, nur die Spannung zwischen dem Streben und seinem Gegenstande soll jener Conceptionen fähig sein, in denen sich die hohe Lyrik des Liebesdranges bewegt. Es soll ein gewisser Antagonismus zwischen den Conceptionen des Geistes und des Leibes bestehen. Die schaffende Kraft soll nur dann das Reich des Ideals und die Phantasie befruchten, wenn ihr das gemeine Ziel versagt ist.

Man wäre versucht, über die eben angedeutete Meinung nur im Scherze zu reden, wenn nicht der simple Umstand, daß alle Bedürfnißempfindungen im Falle der Nichtbefriedigung intensiver werden, ein nüchternes Anerkenntniß forderte. Allein, abgesehen von diesem Körnchen Wahrheit, ist jene Ansicht von der Entstehung

der idealen Conceptionen durchaus unhaltbar. Um einmal in der nüchternen Sprache der Physik zu reden, so besteht nach jener Meinung ein Aequivalenzverhältniß zwischen der geistigen und der materiellen Zeugung. Dieselbe schöpferische Kraft kann den einen Effect nur auf Kosten des andern erreichen. Ein Aufwand in der einen Richtung verzehrt die hervorbringende Kraft und gestattet daher nicht noch eine zweite Wirkungsart. Wo sich das Verlangen in seiner ursprünglichen Richtung erfüllt, wo es von der Vorstellung zum Gegenstande gelangt, wird es sich nicht an bloßen Ideen genügen lassen. Das Spiel der Vorstellungen hört in der That auf, wo die Idee der vollen Wirklichkeit weicht. Derartige Ueberlegungen sind fast verführerisch für ein System, welches, wie das unsrige, grade die Differenz und Spannung zur Ursache des gesteigerten Gefühls macht. Sie haben außerdem besondern Reiz für eine Anschauungsweise, welche überall den mechanischen Analogien nachgeht und es daher annehmbar finden muß, daß verschiedene Wirkungsarten derselben Kraft einander ersetzen. Dennoch können wir jene Ansicht nicht gelten lassen. Wir müssen die Natur gegen die Meinung in Schutz nehmen, daß die ganz abnorme Störung der Schöpfer des Hochgefühls der Liebe sei, und daß nur die Sprache des heftiger gewordenen Bedürfnisses und des verängstigten Leidens (etwa im Stile Petrarca's) die edlere Gattung kennzeichne.

Es ist eine Verleumdung der Natur, wenn man sie beschuldigt, im System ihres ungestörten Rhythmus keine ideale Erhebung zu kennen. Es bedarf nicht von vornherein der abnormen Hemmungen, um auch für das Gefühl der Liebe eine Welt der Blüthe zu entfalten. Lange vor jener Epoche, in welcher der ungestümere Drang nach Erfüllung trachtet, hegt das Gemüth zartere

Empfindungen und beseligt sich in Ideen, welche vor allen andern werth sind, den Gehalt der edelsten Dichtung zu bilden. Die Blüthe ist noch keine Frucht; ihrer ersten Entfaltung entspricht eine Welt des Geistes. Der Trieb, welcher die Knospe des Gefühlslebens aufbrechen macht, befriedigt sich zunächst im Weben der Vorstellung und entzaubert ein Reich der Ideen, welches herrlicher und harmonischer ist, als jene Welt der künstlich gehemmten schmerzlichen Sehnsucht, in der man vergebens nach dem Schmelze des natürlichen Blühens sucht.

Will man nun angesichts der ganzen Herrlichkeit, mit welcher die Liebe ihren Einzug in das Empfindungsleben hält, noch eine forcirte Nachblüthe? Sieht es nicht wie Raffinirtheit aus, wenn an die Stelle der natürlichen Erhebung eine erzwungene Anspannung tritt? Der Natur ist glücklicherweise eine solche Künstelei fremd. Wo sie die Sehnsucht schafft, da macht sie aus ihr nicht gleich eine krankhaft peinliche Mischung von Wonne und Weh. Die Natur fügt ihre Elemente besser zusammen als die abnorme Störung; die Natur versteht es, das Verlangen so anziehend zu bilden, daß man kaum begreift, wie in ihm ein Element des Kummers oder peinlicher Sorge enthalten sein könne. Der leise Zug einer leichten Unruhe, welcher die Vorstellung über Gegenwart und leicht veranschlagbare Zukunft hinaus zu Conceptionen einstiger Wonne verlockt, ist doch, abgesehen von völliger oder annähernder Hoffnungslosigkeit, kein eigentliches Weh! Mit demselben Recht, mit welchem man das schweifende Sehnen als eine Art der Pein auffaßt, könnte man auch die leisesten Disharmonien einen Schmerz der musikalischen Empfindung nennen. Allerdings giebt es in allen Triebempfindungen, so niedrig oder so hoch sie geartet sein mögen, auch in der normalen

Gestaltung, also abgesehen von besonderer Hemmung, einen Empfindungsbestandtheil, welcher die dem Mangel entsprechende Spannung ausdrückt. Diese Spannung des Bedürfens, die sich steigert, würde für sich allein, nämlich ohne Verbindung mit dem Vorgefühl der Befriedigung, freilich eine Art Schmerz ergeben. Aber der eigentliche Schmerz tritt thatsächlich doch nur da auf, wo jene Spannung durch Hemmnisse oder Zweifel einen naturwidrig hohen Grad erreicht und so den normalen Gehalt der Empfindung im Sinne des Gegentheils verdirbt.

Man betrachte irgend einen besondern Trieb in seiner natürlichen Gestalt, d. h. unabhängig von außerordentlichen Störungen oder Reizungen. Man wird finden, daß das Gefühl, welches der normalen Entstehung des Bedürfnisses entspricht, zwar ein Element enthält, welches den Mangel ausdrückt und nach Befriedigung strebt, daß sich aber das Wesen der Empfindung sogleich ändert, sobald eine abnorme Hemmung die natürliche Entwicklung und den naturgemäßen periodischen Uebergang zur erwarteten Befriedigung stört. Diejenigen Triebe, welche eine vollständige Hemmung physisch nicht vertragen, können hier nicht entscheiden. Sie sind vorzugsweise bestimmt, die Oekonomie des Organismus zu regeln, und werden daher sehr bald schmerzhaft. Dagegen eignen sich die nicht zum Wenigsten um der Empfindung selbst willen vorhandenen Gefühle, die Mischung der den Mangel und die Ergänzung anzeigenden Elemente zu verdeutlichen.

Das ganze Gefühlsleben hat auf jedem seiner Gipfel die Form des Strebens, und man kann in jeder Empfindung einen Bestandtheil unterscheiden, welcher der Befriedigung, und einen andern, welcher dem Bedürfniß entspricht. Je nachdem nun das eine Element das andere überwiegt, wird das ganze Gefühl dem Schmerze oder der Lust näherkommen. Ist das Element, welches dem Mangel entspricht, unerheblich gering, subjectiv also eine Null, so wird man von reiner Lust, und im entgegengesetzten Fall wird man von eigentlichem Schmerz zu reden haben. Es ist jedoch eine sachlogische Nothwendigkeit, daß, wo ein wirkliches Bedürfniß, d. h. ein Mangel, ohne dessen Ergänzung die Natur im Allgemeinen nicht bestehen kann, zu erfüllen ist, auch in der Empfindung die Anlage eines eventuellen Stachels enthalten sein muß. Den Leidenscharakter nimmt das Gefühl freilich erst in Folge der abnormen Hemmung an; allein diese spätere Gestaltung der Empfindung ist offenbar eine Entartung, die sich an die quantitative Steigerung ihrer ersten Regung allzubald angeschlossen hat. Was sich später in größeren Dimensionen zeigt, war ursprünglich schon als zarter Keim vorhanden; aber weder als solcher Keim, noch innerhalb einer gewissen Entwicklungsweite, wird diese nothwendige Beimischung zum unangenehmen Stachel und noch weniger zu einem peinigenden Leid, sondern ergiebt eben nur den Reiz.

Es würde überhaupt nichts Reizvolles im Leben und auch speciell nicht in der Liebe vorhanden sein können, wenn die Beschaffenheit der Triebempfindungen jene Einmischung des dem Bedürfen und einer Art von Spannung entsprechenden Gefühls nicht mit sich brächte. Man kann sogar behaupten, daß der gesammte Gehalt des Weltdaseins nur auf diese Weise zu seinem Rechte kommt. Das Leben sammt allen seinen Voraussetzungen ist die Entwicklung einer ursprünglich angelegten und sich von Stufe zu Stufe bethätigenden Nothwendigkeit des Ueberganges zu neuen Kraftverwirklichungen und veränderten Formen. Es wäre nun ungereimt, wenn

diese Nothwendigkeit der Fortsetzung und Veränderung sich nicht im allgemeinen Typus des Lebenstriebes in eine entsprechende Empfindung übertragen hätte. Ja Alles, was im Gefühl das Dasein interessant und anziehend macht, könnte ohne jenes fortdrängende Element des Bedürfens und ohne jene Empfindung eines auszugleichenden Mangels gar nicht bestehen. Es ist also der Lebenskern selbst, der sich in jener natürlichen Mischung der Triebempfindungen darstellt.

5. Nach unserer Wirklichkeitslehre, die sich nicht mit Erdichtungen und Deuteleien verträgt, ist es die Empfindung in ihrer Unmittelbarkeit, was überall und namentlich im Gebiet des Geschlechtslebens die sachlichen Verhältnisse in ihrer gegenständlichen Beschaffenheit mit allen Schattirungen zur innerlichen Wahrnehmung bringt. Wie uns schon der gemeine Geschmackssinn über chemische Eigenschaften und über Zuträglichkeiten der Ernährung gleichsam physiologisch belehrt, so sind die höher gearteten Empfindungen noch weit ausgiebiger an Andeutungen über das Naturgemäße. Die Empfindung ist, wie schon früher gesagt, eine Sprache, vermöge deren der bewußtlose Sachverhalt in das Bewußtsein übertragen wird. Das Alphabet dieser Sprache ist aber kein willkürliches, sondern es gehört zu jedem einfachen Bestandtheil des äußerlichen Sachverhalts auch ein innerlich entsprechender Ausdruck. Die Empfindung ist kein bloßes Zeichen, sondern die Sache selbst, aber freilich nur so, wie sich ein bewußtloser Vorgang in der Form des Bewußtseins fortsetzen und darstellen kann. Sobald die Menschen erst mehr gelernt haben werden, diese Grundlage ihrer Natur gehörig zu würdigen, muß auch die Einrichtung und Ordnung des ganzen Geschlechtslebens eine befriedigendere Gestalt annehmen.

Der Verstand ist dazu da, die Sprache des Gefühls zu ergänzen, aber nicht zu überhören oder gar als etwas sachlich Bedeutungsloses zu verachten. Wer die Anzeigen oder auch nur die Anzeichen (Indicien) der Sinne und Gefühle mit Füßen tritt, wird überhaupt im Rahmen der menschlichen Natur nichts mehr übrigbehalten, was für eine verständige Leitung noch Stoff böte. Die Naturgesetze der Empfindung belehren unmittelbar über das, was entweder einstimmend paßt und ziemt oder was einen Widerstreit ergiebt und unleidlich ist. Der denkende Verstand kann ohne diese Materialien nichts ausrichten, und ihm fällt daher als Aufgabe zu, in die Welt der Gefühle größere Klarheit zu bringen und nach Außen diejenigen Rücksichten zu nehmen, von denen die Empfindung, ihrer auf das Unmittelbare begrenzten Natur nach, nichts wissen kann.

Das Gefühl ist eine naturgesetzliche Hervorbringung, in der sich die regelrechten und in sich einheitlichen Gestaltungen, aber auch ebenso die Fälle der Störung, Abirrung und des sachlichen Widerstreits bekunden. Unleidliche oder unbefriedigende Empfindungen sind, wenn sie nicht aus besondern Gründen in absonderlichen Fällen trügerisch gerathen, die nicht zu verachtende Anzeige davon, daß irgend etwas in dem eigenen organischen Leben, oder in den geselligen Beziehungen, nicht in Ordnung sei. Die Menschheit hat nun in Bezug auf Geschlechtsleben und Liebe, sei es in der isolirten Entwicklung des Einzelwesens, sei es im großen Zusammenhange der Völkergeschichte, mit mancherlei Abseitsführungen oder gar vollständigen Verkehrungen der gesunden Natur seit vielen Jahrtausenden und heute vielleicht am ärgsten zu kämpfen. Diese Art Störungen werden in mancher Hinsicht überschätzt und in anderen

Beziehungen wiederum nachlässig beurtheilt. Die verbildete Gesellschaft ist namentlich in ihren höhern Schichten allzu bereit, die Entartungen und corrupten Praktiken des vom gesunden Wege abgekommenen Geschlechtslebens nicht blos gelten zu lassen, sondern auch selbst mehr und mehr bei sich einzubürgern. Um daher den Werth der Liebe, wie ihn gesunde Natürlichkeit und edle Sitte ergeben, mit den Herabminderungen zu vergleichen, die von den Störungen und Verderbungen herstammen, müssen wir vor Allem die übeln Rückwirkungen der weiblichen Geschlechtshörigkeit oder, in einer bestimmteren Ausdrucksweise bezeichnet, die unsittlichen Folgen der zwangsgemäß sowohl moralisch als juristisch verkünstelten Ehe ein wenig bloßstellen.

6. Wie die gemeine Sklaverei nicht blos ein Unheil für die Knechte, sondern auch eine Ursache der Demoralisation für die Herren ist, so muß auch die principiell der Willkür unterworfene Geschlechtsdienstbarkeit des Weibes nicht blos das letztere selbst degradiren und manchen Verkehrtheiten, Brutalitäten oder, was noch schlimmer ist, eigentlichen Raffinements aussetzen, sondern auch moralisch schädigend auf die Männer zurückwirken. Die edlere Gestaltung des Geschlechtslebens setzt voraus, daß der Mann dem Weibe moralisch als einer freien Persönlichkeit gegenüberstehe. Läßt sich auch juristisch nichts erdenken, was ohne die (gar nicht in Frage zu bringende) Abschaffung der Ehe noch eine wesentlich andere Rechtsform für das geschlechtliche Zusammenleben ergäbe als die bisherige, so kommt es doch darauf an, durch die Sitte und durch die bei guten Sitten platzgreifende moralische Auslegung dieser Rechtsform die Zustände zugleich freier und edler zu gestalten. Wo, wie nach gewissen plumpen Gesetzen, geradezu juristische Obliegenheiten künstlich in Rücksicht auf das geschaffen sind, was nur die Sitte angeht und wonach der Staat nicht zu fragen hat, da wird offenbar auf der andern Seite die heilsame und veredelnde Schranke fehlen, welche sich durch die volle Freiheit der weiblichen Persönlichkeit nicht etwa nur den Rohheiten und ärgsten Zumuthungen entgegensetzen, sondern auch zur Ursache einer von vornherein edleren Gestaltung der männlichen Gefühle werden kann.

Es liegt in der That etwas Verkehrtes und der edlern sittlichen Gestaltung Zuwiderlaufendes darin, daß sich in die Geschlechtsempfindungen Gefühle einmischen, welche aus dem Bewußtsein der Willkür und Zwangsmacht entspringen. Es handelt sich hier um einen ziemlich unscheinbaren, ja unter Umständen noch fast unschuldig zu nennenden Anfang, dem sich aber eine Stufenleiter schlimmerer Entartungen anreihen kann, auf welcher auch die Erreichung des Gipfels wirklicher Monstrosität nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Mit der Sicherung einer wahrhaft edlen Sitte wird es demgemäß so lange übel bestellt bleiben, als die geschlechtlichen Zwangsverhältnisse (zumal in einer Epoche des Zerreißens früherer sittlicher Scheinbindemittel) die Ausgangspunkte für eine unwürdige Artung des Gefühlslebens und seiner äußerlichen Bethätigung abgeben.

Wo die Menschen früher noch durch eine Art heiliger Scheu ein wenig gebunden waren, oder wo sie noch jetzt durch Reste abergläubischer Furcht hier und da in Schranken gehalten werden, da kam oder kommt es nicht zur ganzen und vollen Consequenz der geschlechtlichen Willkür und Gewalt. Ebenso

mag in vielen Fällen ein menschlicheres Streben, welches besser ist als der ursprüngliche Geist der durch Staatszwang forcirten Ehe, einige Milderung verursacht haben und auch gegenwärtig nicht alle Wirkung verfehlen. Aber der steigende Cynismus frivoler Art, welcher sich in besonderm Maaße gerade an unsere gesellschaftlichen Uebergangszustände mit ihrem historistischen Neu-Aberglauben heftet, trägt zusammen mit der Auflösung der alten trügerischen Bindemittel der Moral dazu bei, die Zwangsehe zu so widerwärtigen Consequenzen auszubilden, wie sie sonst durchschnittlich nicht existirt haben. Aus diesem Grunde stellt sich die Aufgabe eine bessere Form des geordneten Geschlechtslebens zu sichern, mit dem Fortschritt des Culturraffinements immer dringender. Was früher noch verhältnißmäßig erträglich war, wird durch die neuen Umstände unleidlich. Auch ist die Herbeiführung einer solchen Sachlage für die Eröffnung besserer Wege günstig; denn man würde bei den alten Mißbräuchen beharren, wenn sie sich nicht selbst durch schroffe Ziehung ihrer Consequenzen immer unhaltbarer machten.

Die juristische und polizeiliche Einrichtung, die wir Zwangsehe nennen, ist von uns zunächst hier nur berührt worden, um die Ablenkungen des Geschlechtslebens vom edleren Verhalten auch da zu kennzeichnen, wo sie in den Gesetzen selbst eine Deckung suchen und gewissermaaßen auch finden. Diejenigen, welche sich über Unbefriedigtheit beklagen und den Werth des geschlechtlichen Gemeinlebens bemängeln oder gar vollständig leugnen, sind auf einem durchaus falschen Wege, wenn sie die Natur und das anklagen, was den Menschen auf dem Wege der Sittengestaltung erreichbar ist. Sie mögen sich lieber gegen die Unvollkommenheit der ab-

änderlichen Einrichtungen wenden und vor allen Dingen einsehen, daß in diesem Gebiet die unwürdige Gestaltung des Geschlechtslebens und damit zugleich der Verderb der entsprechenden Gefühle und Erfahrungen eine nicht zu unterschätzende Förderung finden. Völlig fehlgreifend würde es aber sein, sich mit dem Zwang etwa auch die freiwillige Ausschließlichkeit des Verhältnisses und die zugehörigen Verbindlichkeiten aufgehoben zu denken; denn hiemit fiele die Grundlage aller äußern Formen der Treue, namentlich der weiblichen Treue, und so die edelste Gestaltung der Liebe hinweg.

7. Das Wort Zwangsehe leistet leicht dem Mißverständniß Vorschub, als wenn es eine Ehe ganz ohne Verbindlichkeiten geben könnte. Freie Ehe ist nicht sogenannte freie Liebe, die nur ein beschönigendes Wort für unordentliche, anarchlerische Zerfahrenheiten des Geschlechtslebens und sozusagen für wüste Geschlechtscombinationen zu sein pflegt. Die Naturgesetze der Liebe sind Etwas für sich und reichen nicht aus, um die Formnothwendigkeiten des gehörigen und dauernden geschlechtlichen Zusammenlebens zu begründen und eine rechtlich geordnete Familie möglich zu machen. Die Vorbedingungen und Naturgesetze des allseitigen Zusammenlebens von Mann und Weib können aus Geschlechtstrieb und Liebe allein nicht zureichend abgeleitet werden. Im Gegentheil muß das Spiel dieser Mächte, wie es ohne jedes Bindemittel nach seinen eigenen, für sich allein gedachten Naturgesetzen sein würde, bedeutend eingeschränkt werden, um nur überhaupt eine Ehe, also auch blos die denkbar freiwilligste, zu ergeben. Möglichkeit des einseitigen Rücktritts vom Uebereinkommen, durch welches das auf Dauer und Familie berechnete Zusammenleben begründet wurde,

wäre schon das Aeußerste, wozu man gelangen könnte. Das Recht hätte sich alsdann nur mit der Ordnung der Folgen dieses Rücktritts zu befassen. Allein es werden schon gute Sitten von großer Stärke vorauszusetzen sein, um diesen Grad von Ungebundenheit möglich zu machen.

Wie heute die moralischen Zustände sind, namentlich Angesichts der Auflösungs- und Uebergangsphase, in der wir uns befinden, ist es mindestens bedenklich, und gerade im Interesse der Frauen am bedenklichsten, von etwas mehr bindenden Bürgschaften der Ehe Abstand zu nehmen. An dieser Stelle haben wir es aber nicht mit einer reformatorischen Ehetheorie, sondern mit den üblen Rückwirkungen zu thun, die sich an die am falschen Orte mit zuviel Zwang versetzten Einrichtungen gar zu leicht anschließen. Eine größere Freiheit der Ehegestaltungen läßt sich nicht ohne näheres Eingehen auf die einzelnen eigentlichen Rechtssatzungen skizziren; hier ist es aber auch für den nächstliegenden Zweck genug, auf die Möglichkeit einer Reconstruction hingewiesen zu haben, die ebenso in der Richtung auf Freiheit wie in derjenigen auf Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit zu erfolgen hat.

Aus den Anklagen gegen die Ehe als gegen ein heuchlerisch und hohl gewordenes Institut folgt selbst da, wo diese Anklagen Recht haben, nicht etwa (wie eine abseits gerathene, um nicht zu sagen verrückte Spielart des Revolutionären meint) eine Verneinung der Ehe überhaupt, sondern im Gegentheil das Bedürfniß ihrer bessern Reconstruction. Jeder andere Weg würde sozusagen zu einer Bordellisirung der Gesellschaft führen und alle die Uebel und Brutalitäten, die dem jetzigen Zustande vielfach anhaften, gewaltig, wenn nicht gar

zur wüsten Orgienhaftigkeit steigern. Um also die vollständige Gemeinschaft des Lebens zwischen Mann und Weib vor Mißbrauch und Entartung zu sichern, ist die Ehe moralisch und juristisch ernster als je zu nehmen, aber zugleich in der für das Wesen der Sache denkbar freisten Form auszugestalten. Auf diese Weise können dann auch die vorher gerügten Mißliebigkeiten, wenn nicht überall und ausnahmslos fortfallen, doch wenigstens durchschnittlich zurücktreten und eingeschränkt werden. Das höchste Maaß der Vervollkommnung ist freilich nicht von einem bloßen Schematismus der Einrichtungen zu gewärtigen, sondern hat auf bessere Geisteshaltung oder Geistesführung zu zählen.

8. Bisher haben wir hauptsächlich diejenigen Beeinträchtigungen des Geschlechtslebens betrachtet, welche sich auf seine allgemeine, ja *gemeine* Bethätigung beziehen. Hiebei durfte die höhere Gestaltung edler Liebe noch nicht eingemischt werden; denn es handelte sich dabei noch nicht um jene eigentlichen Gipfel des Gefühlslebens, von denen aus das Geschlechterverhältniß erst in seiner Alles umfassenden Bedeutung sichtbar wird. Sogar schon die ersten, noch ziemlich jugendlichen, bisweilen sogar zu frühen Regungen der Geschlechtsliebe (im Sinne einer das ganze menschliche Wesen ergreifenden Gemüthsbewegung) bringen in den edleren Naturen ein schönes Blüthenreich von glückseligen und allesverheißenden Vorstellungen mit sich. In diese Vorstellungen, deren anschauliche Schilderung mehr dem Dichter als dem Denker ziemt, mischt sich nun freilich bisweilen Mancherlei, was durch Ueberschwänglichkeit aus den Grenzen des Möglichen heraustritt. Das Immerwährende, wohl gar das Leben selbst Ueberdauernde, womit sich das augenblickliche Gefühl

schmeichelt, ist allerdings ein traumartiger Wahn, aber doch nicht ausschließlich ein solcher, wie er mit jeder natürlichen oder denkbaren Entfaltung der Liebe verknüpft sein müßte.

Es ist ein Fehler mehr im noch mangelhaften Erfahrungswissen, als etwa im Gebrauch des Verstandes, wenn die Phantasie zu falschen Zukunftsdecorationen verleitet wird. Die Empfindung selbst ist aber nicht unwahr und hat auch sachlich eine Bedeutung, die es wohl rechtfertigt, wenn im Bewußtsein die lebendige Vorstellung eines schrankenlosen Lebens und Liebens platzgreift. Dieses schrankenlose Leben existirt wirklich in den unabsehbaren Consequenzen, welche die Vereinigung der Geschlechter für das Dasein neuer Individuen mit sich bringt. Es ist nicht lediglich ein Verhältniß des Augenblicks, welches sich in den Gefühlen derartiger Liebe zum Ausdruck bringt; ja es ist auch kein Verhältniß, welches sich blos auf die Spanne Zeit bezöge, die der Einzelmensch für sich zu gewärtigen hat. Die Angelegenheit, um die es sich in den ja meist gegenseitigen Gefühlen der fraglichen Art handelt, ist das große, in seiner Tragweite nicht begrenzbare Gattungsleben selbst. Nicht ein Zweck ist es, durch den die Empfindungen zu höherer Steigerung bestimmt würden; denn ein solcher Zweck kann auch, wie im Pflanzlichen, durch die bewußtlose Natur vermittelt werden. Es ist vielmehr eine einfache Wirkung des Gehalts der Sache, wodurch das Gefühl jene übermächtige Spannung erfährt, vermöge deren es sich öfter mit unwiderstehlicher, ja (unter unglücklichen Umständen) seinen eigenen Träger aufopfernder Energie bethätigt.

Die Macht jener Art von Liebe, die, poetisch geredet, gleich einer Flamme wirkt, stammt aus einem

Reich von Beziehungen, über welches der Tod keine entscheidende Gewalt ausübt. In diesem Sinne ist es also kein Wahn, wenn die leuchtende Gluth der Liebe das zukünftige Leben schrankenlos miterfaßt und so das sonst begrenzte Individualdasein Etwas fühlen und wahrnehmen läßt, was auf andere Weise nie in seinen Gesichtskreis gelangen würde. Auf dieser Theilnahme an Etwas, worin sich die Wirkungen der ganzen Vergangenheit mit den Lebensaussichten der fernsten Zukunft vereinigen, beruht das erhabene Element, welches in der höheren Gestaltung der Leidenschaft seine äußerlich bekannte, innerlich allzu wenig verstandene Rolle spielt. Das Geschlechterfolgen und Jahrhunderte umfassende Dasein kommt in der Liebe zu seinem unmittelbar höchsten Ausdruck. Wollten wir die entsprechenden Gefühle auf ihre einzelnen Bestandtheile näher untersuchen, so würden wir auch finden, daß überhaupt alle Züge des Lebensbildes — mit seinem schöpferischen Drang, mit seiner Genugthuung über das Errungene, ja auch mit seinen spannenden noch unentschiedenen Möglichkeiten — darin anzutreffen sind. Es ist ein doppelter Triumph, der auf diese Weise, wenn auch überwiegend in sich selbst unklaren Gefühlen, gefeiert wird. Die Empfindung bezieht sich sowohl auf das, was als Erzeugniß des Vorlebens der Generationen unmittelbar gegenwärtig ist, als auch auf das, was als weitere Bürgschaft eines den Einzeltod überdauernden Seins in die Zukunft weist.

9. Der in falschen Ueberschwänglichkeiten, in Ewigkeits- statt in Zukunftsconceptionen thöricht spielende Wahn ist die Kehrseite jener Wahrheit, auf die wir eben hinwiesen. Was hat dieser alberne Wahn nicht für Ungereimtheiten an das Hochgefühl der Liebe zu

knüpfen gesucht! Da sollen nicht nur, anstatt der natürlichen Entwicklung, die spannenden Reize des ursprünglichen Knospens und Blühens beharrlich festgehalten und gleichsam einbalsamirt werden, sondern es soll auch den Empfindungen, die sich mit einem Zukunftsparadies decorirten, in der spätern Gestaltung des Geschlechtslebens buchstäblich eine noch reizvollere und höhere Glückseligkeit entsprechen. Wenn diese Albernheiten einer unwahr verhimmelnden Phantasie, die sich selbst um das wahrhaft Wirkliche betrügt, nachher nichts finden, was dem Opiumrausch der falschen Ideologie sachlich irgend entsprechen könnte, so wird die Liebe als solche eine Illusion gescholten und im günstigsten Falle für einen schönen Wahn ausgegeben. Unserm Standpunkt gemäß können wir diesen Ausgang, welchem der durch Jenseitigkeitsgewohnheiten irregeführte Scheinidealismus anheimfällt, nur gerecht finden. Auf die unwahre Ueberspannung folgt eine Abspannung, die nicht fähig ist, den edleren Gehalt der Wirklichkeit zu erfassen.

Die Dichtung hat jedoch wesentlich nur da jenem Götzen einer in der falschen Richtung verhimmelnden Liebesauffassung geopfert, wo sie durch Religion oder Philosophie zu diesem Cultus verleitet wurde. Am unglücklichsten hat sie sich aber da gestalten müssen, wo sie von einer halb zweiflerischen, halb gläubigen Zwitter- und Mißphilosophie erst auf dem Wege des Trug- und Scheinidealismus bestärkt wurde, dann aber aus eigenem Urtheil einigermaaßen wieder davon zurückkam. Die einem solchen Zustand entsprechende Gemüthsverfassung war ganz geeignet, zwischen einem falschen Ideal und einer wenig gewürdigten Wirklichkeit das Dasein einer unausfüllbaren Kluft poetisch bedauern zu lassen. Schon früher haben wir diesen Zug als der Schillerschen Auffassung des Lebens angehörig erkannt. Bezüglich der Liebe ist nun unser als groß geltender Dichter sicherlich nicht groß gewesen und hat gerade in seiner Idealschilderung des bürgerlichen Lebens, wie sie sich am ausgeprägtesten in seiner Glocke findet, eine schlimme Scheidelinie hervorgehoben.

Schiller wird in der Auffassung der überlieferten Einrichtungen so widerspruchsvoll, daß er die Hochzeit — wohl unter Einbegreifen der sogenannten Flitterwochen — die schönste Feier des Lebens nennen und in einem Athem damit von ihr sagen kann, daß sie auch den „Mai des Lebens“ endige. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reiße der schöne Wahn entzwei“, — das ist das dichterische Eingeständniß, welches, wenn es auch nur halb gültig sein sollte, ein vernichtendes Urtheil über das herkömmliche Verhältniß von Liebe und Ehe in sich schlösse. Hienach wäre nämlich der Mai des Lebens jene unnatürliche Vorgestaltung, in welcher sich die Liebe in stetem Hinblick auf die durch Sitte und Gesetz verbotene Frucht in reiner Uebergeistigkeit nach Herzenslust ergehen kann, um dann binnen Monatsfrist mit der Ehe durch eben jenes Gesetz feierlich bestattet zu werden. Allein für uns reicht die Schillersche Rauschnatur schon allein aus, jenen dem „kurzen Lenz“ allzu schnell nachfolgenden Jammer zu erklären. Kam doch auch bei Schiller selbst nach der Verheirathung in gar zu kurzer Frist die Schwindsucht hinzu, von der er nie wieder genas! Wenn ein Mann Anfang der dreißiger Lebensjahre bald nach der eingegangenen Ehe zum Ach der Enttäuschung gelangt, so muß, abgesehen von besondern nicht in ihm liegenden und im Schillerschen Fall wohl nicht fraglichen Gründen, seine Natur von vornherein krankhaft angelegt

knüpfen gesucht! Da sollen nicht nur, anstatt der natürlichen Entwicklung, die spannenden Reize des ursprünglichen Knospens und Blühens beharrlich festgehalten und gleichsam einbalsamirt werden, sondern es soll auch den Empfindungen, die sich mit einem Zukunftsparadies decorirten, in der spätern Gestaltung des Geschlechtslebens buchstäblich eine noch reizvollere und höhere Glückseligkeit entsprechen. Wenn diese Albernheiten einer unwahr verhimmelnden Phantasie, die sich selbst um das wahrhaft Wirkliche betrügt, nachher nichts finden, was dem Opiumrausch der falschen Ideologie sachlich irgend entsprechen könnte, so wird die Liebe als solche eine Illusion gescholten und im günstigsten Falle für einen schönen Wahn ausgegeben. Unserm Standpunkt gemäß können wir diesen Ausgang, welchem der durch Jenseitigkeitsgewohnheiten irregeführte Scheinidealismus anheimfällt, nur gerecht finden. Auf die unwahre Ueberspannung folgt eine Abspannung, die nicht fähig ist, den edleren Gehalt der Wirklichkeit zu erfassen.

Die Dichtung hat jedoch wesentlich nur da jenem Götzen einer in der falschen Richtung verhimmelnden Liebesauffassung geopfert, wo sie durch Religion oder Philosophie zu diesem Cultus verleitet wurde. Am unglücklichsten hat sie sich aber da gestalten müssen, wo sie von einer halb zweiflerischen, halb gläubigen Zwitter- und Mißphilosophie erst auf dem Wege des Trug- und Scheinidealismus bestärkt wurde, dann aber aus eigenem Urtheil einigermaaßen wieder davon zurückkam. Die einem solchen Zustand entsprechende Gemüthsverfassung war ganz geeignet, zwischen einem falschen Ideal und einer wenig gewürdigten Wirklichkeit das Dasein einer unausfüllbaren Kluft poetisch bedauern zu lassen. Schon früher haben wir diesen Zug als der Schillerschen Auffassung des Lebens angehörig erkannt. Bezüglich der Liebe ist nun unser als groß geltender Dichter sicherlich nicht groß gewesen und hat gerade in seiner Idealschilderung des bürgerlichen Lebens, wie sie sich am ausgeprägtesten in seiner Glocke findet, eine schlimme Scheidelinie hervorgehoben.

Schiller wird in der Auffassung der überlieferten Einrichtungen so widerspruchsvoll, daß er die Hochzeit — wohl unter Einbegreifen der sogenannten Flitterwochen — die schönste Feier des Lebens nennen und in einem Athem damit von ihr sagen kann, daß sie auch den „Mai des Lebens" endige. „Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reiße der schöne Wahn entzwei", — das ist das dichterische Eingeständniß, welches, wenn es auch nur halb gültig sein sollte, ein vernichtendes Urtheil über das herkömmliche Verhältniß von Liebe und Ehe in sich schlösse. Hienach wäre nämlich der Mai des Lebens jene unnatürliche Vorgestaltung, in welcher sich die Liebe in stetem Hinblick auf die durch Sitte und Gesetz verbotene Frucht in reiner Uebergeistigkeit nach Herzenslust ergehen kann, um dann binnen Monatsfrist mit der Ehe durch eben jenes Gesetz feierlich bestattet zu werden. Allein für uns reicht die Schillersche Rauschnatur schon allein aus, jenen dem „kurzen Lenz" allzu schnell nachfolgenden Jammer zu erklären. Kam doch auch bei Schiller selbst nach der Verheirathung in gar zu kurzer Frist die Schwindsucht hinzu, von der er nie wieder genas! Wenn ein Mann Anfang der dreißiger Lebensjahre bald nach der eingegangenen Ehe zum Ach der Enttäuschung gelangt, so muß, abgesehen von besondern nicht in ihm liegenden und im Schillerschen Fall wohl nicht fraglichen Gründen, seine Natur von vornherein krankhaft angelegt

gewesen sein. Eine derartige Abnormität ist aber nicht zuständig, über das Natürliche und Gesunde maaßgebend zu urtheilen.

Wo also nicht etwa Verkehrtheiten in der Einrichtung und Sitte die Verderbung des Naturgemäßen begünstigen, da wird man für etwaige thatsächliche Enttäuschungen die vorangehende falsche Ueberschwänglichkeit oder irgend eine Krankhaftigkeit des Fühlens und Vorstellens verantwortlich zu machen haben. Wirklich illusorisch ist also nur der erkünstelte, vom Wege der natürlichen Entwicklung abgekommene Wahn. Für den Menschen, welcher sich im Element der Wahrheit und Wirklichkeit zu halten vermag, giebt es seitens der Natur keinen solchen Trug. Die normale Liebe führt ohne falsche Spannungen zur natürlichen Ehe und Familie, in welcher sie allmählich und in Abstufungen die Gattung ihrer ursprünglichen Reize wandelt. Diese Wandlung ist aber keine Enttäuschung, sondern im Gegentheil eine Erfüllung von dem, was die Natur in den ersten blühenden Regungen gleichsam versprochen hat.

Die Frucht der Verbindung in einem dauernden, aus der Liebe entwickelten Geschlechtsleben ist nicht etwa blos die künftige Generation, sondern vor allen Dingen für die unmittelbar Betheiligten ein Verwachsen der gegenseitigen Neigungen und des beiderseitigen Ergehens zu einem Zusammenhang, wie er fester in keinem andern Verhältniß begründet werden kann. Dieses durch die Natur selbst gewirkte Band muß sogar die Mittel und Reize überdauern, durch welche es um die einander sonst fremden Wesen ursprünglich geschlungen und in deren Individualität immer mehr befestigt wurde. Gerade die Dauer ist es, die hier erst die wohlthätigsten Lebensverhältnisse schafft und, anstatt einen vermeintlich unwillkürlichen Trug zu zerstören, vielmehr das erst vollständig mit sich bringt, was in den lebhaften Reizen der ersten Liebe gewissermaaßen nur vorweggenommen und als etwas Zukünftiges vorempfunden wurde. Wenn aber die weltgeschichtlich zu sehr eingewurzelte und zum sogenannten „Recht“ umgelogene Einrichtung der roheren Zwangsehe oft genug ihre Schatten auf Liebe und gesittetes Geschlechtsleben geworfen hat, so kann die Veränderung des juristischen Rahmens zugleich mit einer bessern Sittenausfüllung desselben nicht wenig Wandlung schaffen.

10. Wir haben uns bemüht, zu zeigen, wie die Beeinträchtigungen der Liebe durch die Ehe geartet sind. Wir haben im Obigen jedoch angenommen, wirkliche Liebe bilde den Anfang und finde nur hinterher ein bisweilen frühzeitiges Grab. Diese Voraussetzung ist aber zu unschuldig, wenn man bedenkt, daß die Ehe in ihrer heutigen bürgerlichen Thatsächlichkeit für die mittlern und oberen Schichten der Gesellschaft vorherrschend eine ökonomische Geschäftsangelegenheit ist, bei welcher die Liebe, wo überhaupt noch, doch nur nebenbei etwas zu thun bekommt, von vornherein sich aber gar nicht einfallen lassen soll, die Geschäftsraison ernsthaft kreuzen zu wollen.

Diese Art von Corruption des Geschlechtslebens ist übrigens auch der Typus aller Entartung. Eine Sphäre höherer Rücksichten wird durch eine niedere Gattung von Antrieben ersetzt, indem das, was für sich selbst an erster Stelle gelten sollte, dem Cultus der gemeinsten Reichthumsgier zum Opfer fällt. Das Persönliche am Menschen tritt zurück, um solchen Eigenschaften Platz zu machen, die sich an den Sach- und Geldbesitz knüpfen. Die Verkuppelung der Besitzthümer ist alsdann, nebst

der zugehörigen niedriggearteten Lebensweise der Ueppigkeit, das maaßgebende Ziel, und der Mangel der persönlichen Anpassung der Individuen wird die Ursache auch der mißrathenden Generationsfrüchte. Die zumeist widerlichen Erzeugnisse solcher Ehen laufen dann als häßliche Verkörperungen und Zeugen dieser verworfenen Kuppelwirthschaft umher. Sie tragen das Gepräge der Verfehltheit an Leib und Geist sogar zur Schau; denn man sieht es ihnen an, daß sie die Producte disharmonisch zusammengewürfelter Eltern sind, ja zum Theil schon solcher Eltern, die bereits selbst nach dieser verworfenen Methode hervorgebracht worden waren. Diese Verderbtheit muß nun von Geschlecht zu Geschlecht zunehmen, und auf diese Weise rächt sich durch persönliches Verkommen und durch die Ausbildung einer neuen Art von Cretinismus die mit Füßen getretene Natur.

Der in der That naturgesetzliche Compaß, der in den Empfindungen unverdorbener Neigung gegeben ist, wird ärger als die Anzeige irgend einer andern der menschlichen Sinnesfähigkeiten verachtet, und es kann daher nicht überraschen, wenn an die Stelle der Liebe und des naturgemäß zu entwickelnden Geschlechtslebens der raffinirte Cultus der gemeinsten Verworfenheit tritt. Die Entschädigung für die mangelnde Zusammenstimmung des ehelichen Lebens wird auf irgend einer, sei es höhern oder niedern Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter der verschiedenen Gattungen der freiern Prostitution gesucht. Auch ist dieser Ausweg insofern sehr begreiflich, als ja eigentlich nur die Zwangsprostitution, welche mit der bloßen Besitzverkuppelung einfürallemal vollzogen wird, durch die sonstigen Formen des für Geld veräußerlichen Geschlechtslebens eine Ergänzung erfährt.

Dies ist das Bild der Verderbniß, die auf dem Mangel an Personalismus beruht. Das personalistische Princip bedeutet jedoch nicht etwa ausschließliche Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften, sondern nur Geltendmachung dieser Rücksichten an erster Stelle und in unbedingt maaßgebender Weise. Vermögens- oder mindestens Existenzrücksichten werden selbstverständlich damit verbunden werden können oder müssen, sollten sich aber nie herausnehmen, die Naturbedingungen des persönlich Zuträglichen und Stimmenden hintanzusetzen.

11. Ein bloßes Zubehör des Besitzregime und des mangelnden Personalismus ist auch die widerwärtige Zusammenbringung von Racenelementen, welche sich vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit nur disharmonisch berühren können. Es ist nämlich bisweilen der Racenabstand so groß, daß die natürliche Neigung des Weibes, welches mit seinem Widerwillen gleichsam die Verantwortlichkeit der Natur bezüglich der zu gewärtigenden Mißerzeugnisse ausdrückt, auch ohne noch besonders hinzukommende Verstandesüberlegung schon ein hinreichender Schutz gegen mißliebige Verbindung sein würde, wenn nicht die wirtschaftliche Bedürftigkeit oder das Gesetz des sich gattenden Besitzes die häßlichsten Zwangsehen und sonstigen Geschlechtscorruptionen mit sich brächte. Es giebt in dieser Richtung Naturgesetze, welche nicht ungestraft übertreten werden. Die Geschlechtsausbeutung seitens der Männer pflegt hier, und zwar vornehmlich auf Seiten der schlechteren Racen, also beispielsweise der Judäer, die schädlichste Rolle zu spielen.

Die Weiber der bessern Racen fallen nach ökonomischen Gesetzen nur allzuleicht der Gier der geldbesitzenden Frechheit anheim, während die umgekehrten

Fälle, in denen die bessere Race mit reichen Weibern der schlechteren eine Verbindung eingeht, nicht ganz so nachtheilig ausfallen. Diese letztern Fälle kommen eigentlich nur da vor, wo bereits in der sich selbst nicht mehr genug berücksichtigenden besseren Race die Corruption stark umsichgegriffen hat. Außerdem ist es auch ein gewaltiger Unterschied, ob Frauen einer schlechtern Race Verbindungen mit Männern einer bessern eingehen, oder ob die weibliche Welt der vorzüglicheren Natur- und Culturgebilde von einer Seite her befruchtet wird, von welcher der Mischlingsgeneration die weniger dem edleren Typus der Menschheit entsprechenden Elemente und Charakterzüge einverleibt werden.

Bei einer unzuträglichen Kreuzung des Geschlechtslebens zieht allerdings der eine Theil auch aus dem Gesichtspunkt der Fortpflanzung oft genug einen Vortheil; denn wie disharmonisch auch seine Sprößlinge gerathen mögen, so ist in ihnen doch etwas von den Eigenschaften der schlechtern Race durch Zugesellung anderer Eigenschaften aufgewogen. Hieraus erklärt sich auch zum Theil die Gier, mit welcher gerade der schlechtere Theil danach strebt, sein Gepräge in besserem Material zu vervielfältigen. Außer der egoistisch gemeinen Wollust, mit der ja auch jedes Monstrum seine schöne Individualität fortzusetzen sucht, ist noch eine Art Witterung im Spiele, welche in den heutigen Zuständen die mit Mischlingserzeugung verbundene Geschlechtsausbeutung als gesellschaftlich vortheilhafte Machtsteigerung kennzeichnet und so dazu treibt, die Einnistung der schlechteren Racen im Fleische der besseren auch in dieser Form zu betreiben.

Die Naturempfindungen sind, auch wo es sich nur um Individualitäten handelt, die erste und unwillkürliche Anzeige für das, was geschlechtlich miteinander zu stimmen vermag. Die verstandesmäßige Ueberlegung kann nur auf Grund dieser Lehren des unmittelbaren Gefühls sich weiter orientiren und das leisten, was nothwendig ist, um die unheilvollen Verbindungen zu verhindern und die ersprießlichsten zu erkennen. Davon also, daß Abneigung und Neigung zu ihrem Recht gelangen, hängt nicht nur das Glück der zunächst Betheiligten, sondern auch dasjenige der Nachkommenschaft ab. Die Liebe ist zwar positiv kein unfehlbares Merkmal der Zusammenstimmung; aber wo sie fehlt oder gar Abneigung sich kundgiebt, ist es gewiß, daß auf keine sonderlich harmonische Beschaffenheit des Nachwuchses gerechnet werden kann. Die Verwahrlosung dieser höchsten aller Rücksichten, von denen auch das Wohl der künftigen Geschlechter abhängt, gilt allerdings fast als selbstverständlich. Die überlieferten Grundsätze und Einrichtungen sind auch in unserer fortgeschrittenen Zeit noch immer weit davon entfernt, dieser Verwahrlosung entgegenzuwirken. Im Gegentheil müssen sie unter den heutigen Umständen den Schaden noch steigern, indem sie die natürlichen Antriebe der Liebe immer mehr zu Etwas machen, was gar nicht oder erst an letzter Stelle in Anschlag kommt.

12. Die Einsetzung der Liebe in ihre vollen Rechte wird das unerläßliche Mittel sein, um das Geschlechtsleben und die Beschaffenheit der Generationen in der idealsten Weise zu gestalten. Sie allein wird nicht nur die natürliche, im Sinne des gemeinsamen Menschenrechts freie und gleiche Ehe und das dieser Lebensform entsprechende vollere Glück mit sich bringen, sondern auch Menschen schaffen, in denen sich die jedesmal besten Charakterbestandtheile und Anlagen vereinigt finden. Durch Ausmerzungen übler Wesensbestandtheile kann auf

diesem Wege die Menschheit überdies noch hoffen, sich in ihren einzelnen Gliedern kunstvoll derartig zu bilden und zu wandeln, daß der Lebenswerth schon von seiner wichtigsten Grundlage, nämlich von der Naturausstattung des Organismus her gesteigert werde. Diese Schöpfungsarbeit, welche der Liebe und dem Geschlechtsleben (aber nicht etwa im Wege des verworfenen Daseinskampfes) zufallen muß, hat aber zur Vorbedingung die volle Berücksichtigung aller weiblichen Eigenthümlichkeiten. Die Unterschiede der beiden Geschlechter dürfen bei keinem Element des menschlichen Wesens je verkannt oder verleugnet werden.

Wäre die Rolle, welche die Frauenwelt im Leben spielt, nicht bis jetzt in sehr engen Schranken verblieben, so würde von dem, was die Eigenthümlichkeiten der einen Hälfte der Menschheit uud deren Einfluß auf den Lebenswerth vorstellt, auch innerhalb unserer Gesammtbetrachtung menschlicher Schicksale noch weit eingehender zu handeln sein, als auch ohnedies geschehen muß. Die Gesammtsysteme, die bisher von Welt und Leben nach dieser oder jener Richtung einige Rechenschaft zu geben unternahmen, haben für die Bedeutung des Frauenschicksals keinen Platz gehabt, wo sich die Erörterungen und Fragen, denen wir in unserer Wirklichkeitslehre systematisch gerecht zu werden suchen, ordentlich eingereiht gefunden hätten. Leben und Stellung des weiblichen Geschlechts müssen in einem Geistessystem, das heute noch irgend zulänglich sein will, als unumgängliche Bestandtheile eines rechtschaffenen Systems der Wahrheits- und Weisheitslehre gelten. Nur in einem solchen großen Zusammenhang kann sogar durch kurze Kennzeichnungen die ganze Bedeutung des Gegenstandes veranschaulicht werden. Hier aber haben wir zwar auch

eine Welt- und Lebensanschauung, aber doch nur aus dem einzigen Gesichtspunkt von Gut und Schlimm darzulegen gehabt; es werden also auch die Angelegenheiten der weiblichen Welt und der Einfluß dieser Welt auf das übrige Leben nur nach Maaßgabe des Hauptzwecks unserer ganzen Umschau ins Auge zu fassen sein.

In der That ist die angedeutete Civilisationsfrage nicht im Entferntesten eine blos einseitige Angelegenheit der Frauen, sondern ist auch für die männliche Welt von entscheidender Bedeutung. Die Lebensreize müssen sich in erheblichem Maaße steigern, wenn die bis jetzt zu drei Vierteln noch zurückgehaltene Entwicklung des weiblichen Naturells zu einer weltgeschichtlich freien und nicht etwa irregeführten Bethätigung gelangt. Ich erinnere beispielsweise nur an den geistigen Zuwachs, den ein freies Sichergehen ausgeprägt weiblicher Empfindungs- und Denkweise bei umfassenderer Theilnahme an den Lebensverhältnissen haben muß. Gegenwärtig ist selbst in der leichtesten Gattung der Literatur nur wenig von derjenigen Selbständigkeit zu merken, die es sich zur Aufgabe macht, das eigenthümlich Weibliche hervortreten zu lassen. Auch ist dies, trotz einiger vorzüglicher Leistungen, für welche die Frauen Beispiele geliefert haben, nicht überaschend; denn die Literatur allein kann nichts als im Vordergrunde befindlich zeigen, was in der Thatsächlichkeit des heutigen Lebens noch im Hintergrunde verbleibt.

Was sollte es etwa sonderlich helfen, die Liebe vom natürlichen und geistigen Standpunkt des heutigen Weibes darzustellen, da dieses letztere selbst noch unter Verhältnissen existirt, welche die ganze Fülle dieser Seite des Lebens nur in sehr beschränktem Umfang zur That-

sache werden lassen! Ja, die künstliche Einschnürung des Geistes ist wohl noch stärker als die (oft genug, wenn auch in der falschen Richtung gelockerte) Beschränkung der äußerlichen Lebensgestaltung.

Wäre das Weib nicht durch unsere heutigen Grundsätze stets darauf angewiesen, mit seinem ganzen Wesen in Passivität zu verharren, so würde eine active Entwicklung des Frauennaturells in einem Maaße platzgreifen, von dem man sich gegenwärtig nur schwer eine genügende Vorstellung macht. Das einseitige Gepräge, welches jetzt dem Leben und den geistigen Kundgebungen der Völker aufgedrückt ist, würde durch die thätige Theilnahme des andern Geschlechts verschwinden. Die Ideale würden nicht so einseitig „männlich“ ausfallen, und das eigenthümlich weibliche Streben würde nicht nur unmittelbar sich selbst, sondern, wahrhaft frei geworden, auch ein verändertes Ideal von den Zielen des Einzel- und Gesammtlebens zur Geltung bringen. Doch haben wir diese Aussicht noch nicht eingehender zu prüfen, sondern nur daran zu erinnern, daß eine zulängliche Umgestaltung im Sinne edlerer Menschlichkeit nur denkbar ist, indem die weibliche Welt eine personalistisch angemessenere Stellung erhält.

13. Freiheit und Gerechtigkeit sind an sich selbst nie die Ursache, daß naturgemäße Eigenthümlichkeiten verwischt, sondern im Gegentheil stets die Vorbedingung, daß die Mannichfaltigkeiten recht vielgestaltig entwickelt werden. So liegt es denn auch nicht in dem Princip der Frauenbefreiung, etwa die weibliche Wesenseigenthümlichkeit im Sinne männlicher Verhaltungsart umzugestalten und so die Sitten beider Geschlechter einander gleichzumachen oder auch nur zu nähern. Nur im Bereich der verschrobensten Mißgestaltung sogenannter Emancipationsbestrebungen hat die Nachahmung der Ungehörigkeiten männlicher Sitte oder vielmehr Unsitte, also beispielsweise des Rauchens und Trinkens, besondere Anziehungskraft entwickelt; aber auch in moralisch gleichgültigeren Dingen, also etwa bezüglich Kleidung, würde eine einfache Nachahmung der männlichen Welt schon eine arge Verkehrtheit sein. Durch die Hinweisung auf diese Aeußerlichkeiten glauben wir jedoch zugleich den tieferen Gedanken zu sichern, daß es auch in jeder andern Beziehung vom Wege abkommen hieße, wenn das Weib sich die Aufgabe stellen wollte, die bisher von den Männern gespielten Rollen in Gesellschaft und Staat kurzweg nachzuspielen. In völlig entgegengesetzter Richtung muß sich die verallgemeinerte Freiheit entwickeln; sie soll und wird im Sinne der Natur verfahren.

Die Unterschiede müssen sich also, soweit sie wirklich in der Natur angelegt sind, nach dem Wegfall des künstlichen Zwanges noch stärker ausprägen, als bisher möglich war. Der Sinn, in welchem eine Arbeits- und Functionentheilung zwischen den beiden Geschlechtern nach allen Richtungen des privaten und öffentlichen Lebens möglich ist, kann erst klar werden, wenn die Schranken gefallen sind, die bis jetzt das Weib hinderten, die ihm entsprechende Thätigkeitsart in der ganzen Weite des Gemeinwesens in Anspruch zu nehmen. Beispielsweise ist die Ausübung des ärztlichen Berufs bei Frauen als Patientinnen nichts, was sich für die Männer als Heilkünstler sonderlich schickte. In ähnlicher Weise ist der an junge Mädchen unmittelbar zu ertheilende Unterricht (in allen seinen thatsächlichen oder möglichen Abstufungen) natur- und geschlechtsgemäß den Frauen zu überlassen. Ueberhaupt ist in gar manchen Rich-

tungen die Geschlechtersonderung, nicht aber die mit so vielen Unzuträglichkeiten verbundene Untereinanderwürfelung, das bessere Culturprincip. —

Gehen wir von der Naturgrundlage aus, so ist klar, daß die Auferlegung der natürlichen Mutterschaft mit einer Ablenkung und Concentrirung der Lebensfunctionen auf diese Aufgabe physiologisch verbunden werden mußte. Nicht sowohl die geringere Körperkraft, deren Abweichung in roheren Zuständen nicht sonderlich groß zu sein braucht und die meist mehr eine Wirkung als eine Ursache der Nichtbetheiligung am äußeren Lebenskampfe ist, sondern die Nothwendigkeit, sich der Pflege der noch ungebornen und der bereits gebornen Nachkommenschaft zu widmen, hat für das Weib eine vom ersten Ursprung her zurücktretende Stellung mitsichgebracht. Die Frauen müssen schon von Natur mehr Schmerzen und Beschwerden erdulden als die Männer; aber die letzteren haben ihnen auch in allen Völkerentwicklungen zunächst immer die beschwerlicheren Arbeiten auferlegt und sie namentlich bei der Ackerbestellung ausgenutzt. Ein Theil des gröbern Arbeitszwanges besteht heute sogar noch bis in die mittleren Stände hinein fort; denn soweit nicht die schwereren Hantirungen von den aus den niedrigeren Volksschichten bezogenen Haussklavinnen verrichtet werden, fallen sie den Hausfrauen und weiblichen Familienmitgliedern selbst zu. Letzteres ist freilich, wenn nur keine Ueberlastung stattfindet und die Männer das auch für sie Passende aufsichnehmen, nicht zu bedauern. Es ist im Gegentheil noch eine gesundere Gestaltung; denn das müßige Weib, wie es in den wohlhabenden und reichen Schichten der vorwaltende Typus ist, wird meist nur eine sich selbst und Andern verderbliche Rolle spielen.

Aber abgesehen von der heutigen Unzugänglichkeit eines zulänglichen Berufsfeldes muß die Verweisung auf den bloßen Geschlechtsberuf und die ebenso einseitige Belastung mit den gröbern Arbeiten als Etwas erscheinen, was auf die Dauer nicht durchgängig haltbar bleiben kann. Die männliche Welt hat sich nicht etwa die mühsameren sondern nur diejenigen Leistungen vorbehalten, von denen Herrschaft und Ehre abhängt. Man wende nicht ein, die Ausübung der ebenso edlen wie unmenschlichen Kunst des Tödtens wiege, mit ihren Strapazen und den mannigfaltigen Gefahren, schwerer als das Dulden und Sichmühen des unterdrückten (und nicht etwa den ausschließlich genießenden Classen angehörigen) Weibes. Das Kriegshandwerk fordert gelegentlich die Einsetzung des Lebens; aber ein Geburtsact kann sie unter Umständen auch mitsichbringen. Man mache also nicht zuviel davon, daß den Männern gleichsam als ihr Geschlechtsberuf das Mordhandwerk schon von Natur zugefallen sei. Die Frauen haben die Mühe und Qual davon, Menschen in die Welt zu bringen, und die Männer haben vor allem wirklichen Kämpfen das schöne Vorrecht, sie nach Bedürfniß schlachtend wieder wegzuschaffen!

14. Ist es zunächst die natürliche Hauptverrichtung des Weibes, Kinder auszutragen, zu gebären, zu säugen und zu warten, so mag dem gegenüber vorerst die allgemeine Aufgabe des Mannes darin bestehen, für die Erhaltung und Vertheidigung von Mutter und Kind während des bedürftigen Zustandes zu sorgen. Es hieße aber durchaus fehlgreifen, wenn man aus diesem ursprünglichen Naturverhältniß den blödsinnigen Schluß ziehen wollte, daß hiemit auch die Unterjochung der Frau als für allezeit unabänderliche Thatsache gegeben sei. Wenn zeitweilige und übrigens nicht einmal

vollständige Hülflosigkeit immer zu durchgängiger Unmündigkeit verurtheilen sollte, so müßten die Krankheitsfälle, von denen doch beide Geschlechter betroffen werden, auch bei den Männern Grund genug sein, um eine Knechtung oder wenigstens Zurücksetzung der durch Gesundheitsstörungen benachtheiligten Elemente platzgreifen zu lassen.

Die Hauptfolgerung aus jener für die Frauen nachtheiligen Gestaltung des Geschlechtsberufs wird eben da und nur da gezogen, wo es sich um die angemaaßte Behinderung an allen bessern, von der Männerwelt monopolisirten Functionen — und namentlich um die zur ökonomischen Selbständigkeit verhelfenden Stellungen — vorzugsweise handelt. Hier heißt es dann gewöhnlich, daß der Geschlechtsberuf die weibliche Welt ganz und gar in Anspruch zu nehmen habe und so gut wie keine Möglichkeit zu etwas Anderem übriglasse. Die Frauen sollen von der Ehe und Familie absorbirt werden, — dies ist das beschränkt bürgerliche Musterbild, bei dessen Vorhaltung man alle andern Gesellschaftsschichten nicht sieht oder nicht sehen will, übrigens aber auch die wahre Beschaffenheit des eigenen Mittelstandes verkennt.

Allerdings nimmt der Geschlechtsberuf die vollkräftigste Zeit des weiblichen Lebens mehr in Anspruch, als dies die soldatischen Lehrjahre und Uebungen, sowie die thatsächliche Betheiligung an Kriegen bei den Männern thun. Dennoch lassen sich aber diese beiden Aufgaben insoweit miteinander vergleichen, als es sich um die Zeit handelt, die ungestört für andere Berufsgattungen übrigbleibt. Der Mann, der einen besondern Beruf in der Gesellschaft ausübt, wird demselben oft genug in der störendsten Weise durch seinen allgemeinen Kriegerberuf entrissen. Hat nun das Weib neben seiner all-

gemeinen Geschlechtsaufgabe auch noch einer besondern geschäftlichen Stellung zu entsprechen, so wird die letztere freilich manchen Abbruch erleiden; aber hieraus folgt bei Weitem noch nicht, daß um der Unterbrechungen willen auf eine andere Thätigkeitsgattung überhaupt zu verzichten sei.

Ueberdies hat die Frau von Naturwegen nicht etwa die Pflicht, sich durch eine zu große Anzahl zeitlich ungelegener Fälle von Schwangerschaft zu Grunde zu richten oder auch nur in der Gesundheit zu schädigen. Auch abgesehen davon, daß es Gesundheitszustände geben kann, in denen eine Geburt sich bedrohlich gestalten müßte, versteht es sich von selbst, daß der Mensch sich nicht blindlings zum Sklaven der Natur zu machen habe, von der er ja Theil und zwar ein mit Ueberlegung ausgestatteter Theil ist. Der weibliche Geschlechtsberuf wird daher, in seiner nähern Gestaltung, nicht in alle Zukunft blos der bewußtlosen Natur anheimgestellt bleiben, sondern — besonders im Sinne der Freiheit und Zuträglichkeit des Lebens sowie der Veredlung der Nachkommenschaft — einst nach Maaßgabe einer bessern moralischen Ordnung einzurichten sein. Aus Alledem wird vollends ersichtlich, wie das Weib, als ursprüngliches Naturerzeugniß betrachtet, nur insofern ein unvollkommeneres, in der thätigen Lebenserprobung unfreieres Wesen ist, als es durch den Geschlechtsberuf zunächst in directen und indirecten Nachtheil kommt. Was aber daraus zu folgern, ist nicht, daß die Cultur in alle Zukunft hinein unvermögend bleiben müsse, diesen Nachtheil auszugleichen, sondern nur die langsamere Entwicklung einer vielseitiger ausgeprägten Menschlichkeit, sowie für die unreifen Civilisationszeitalter die vorläufige Vernachlässigung, ja grundsätzliche Niederhaltung der weiblichen

Anlagen zum ernsthaften Wissen. Lassen wir jedoch die weltgeschichtlichen Rückblicke und halten wir uns sofort an die Gegenwart. Hier zeigt sich schon in der Erziehung und Schulung jene Rückständigkeit, wie sie von der ersten Unterdrückung oder Zurücksetzung her verschuldet wurde und auch heute (nicht blos in Nachwirkungen, sondern in böswilligen weiteren Vorenthaltungen der höhern Ziele und des bessern Wissens) zu einem ansehnlichen Theil fortbesteht.

15. Wenn man im Bereich der höhern Stände die weibliche Erziehung betrachtet und das kleine Mädchen dort mit fast nichts Anderem als der Puppe spielen sieht, denkt man unwillkürlich daran, daß es weiterhin doch nur dazu gelangen wird, in einem gewissen Sinne selbst eine „Puppe" zu werden. Glücklicherweise ist dies nicht das Loos in allen Gesellschaftsschichten, aber doch, von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, fast unvermeidbar in denjenigen, wo die sogenannte „höhere Bildung" am meisten heimisch sein soll, oder wo wenigstens die äußern Mittel für Bildungszwecke am reichlichsten vorhanden sind.

Die Fertigkeiten und Eigenschaften, die man für das fragliche Ziel besonders pflegt, haben bekanntermaaßen so gut wie nichts mit einer ernsthaften Ausbildung zu schaffen. Es ist eben die Toilette des Puppengeistes, die gefallen soll und um deren willen einige musikalische und sprachliche Costümstücke angelegt werden müssen. Auf diesen „höhern" Stufen der Gesellschaft verliert überdies der Geschlechtsberuf seinen sonst vollständigeren Charakter, und hiedurch wird das Leben noch hohler. Es ist mehr das Vergnügen als die Mutterschaftsarbeit oder gar ernsthaftes Mühen um die Nachkommenschaft, was hier in Frage kommt. Je

zulänglicher die äußere Lage ist, um so mehr sind die Frauen dem Schicksal ausgesetzt, ausschließlich als Spielwerk und Zierath zu gelten und sich wohl auch selbst als nichts weiter bei den Männern geltend zu machen. Die Verwahrlosung jedes höhern Berufs und jeder bessern geistigen Bildung trägt an solchen Gestaltungen offenbar die Hauptschuld. Aber der entlegenere Grund dieser Verwahrlosung selbst ist die allzu untergeordnete Stellung, welche das Weib im menschlichen Gemeinwesen einnimmt, und über welche man sich durch die beliebten Beschönigungswendungen nicht sollte hinwegtäuschen lassen.

Was die heutige Werthschätzung des Weibes in der fraglichen Richtung bedeute, zeigt sich, sobald es über die Jahre der Blüthe, und noch mehr, wenn es auch über diejenigen der decorativen Repräsentationsfähigkeit hinaus ist. Ganz entschieden aber wird es unter allen Umständen abgedankt, sowie es die Zeit des Geschlechtsberufes ganz hinter sich hat. Alsdann wird es eben als altes Weib geachtet, und dieser Audruck, zu dem es kein gleichbedeutendes männliches Gegenstück giebt, ist ein Zeugniß für die Unzulänglichkeit der Zustände.

Ueberhaupt sind auch diejenigen, welche ihren Geschlechtsberuf in der Gestalt der Ehe verfehlen, also gar nicht oder unglücklich verheirathet werden, für Andere und für sich selbst so gut wie nichts, ja oft weniger als nichts. So Etwas wäre nun aber unmöglich, wenn die Frauenwelt ihre Geltung nicht blos von dem einzigen Geschlechtsberuf und von dem Widerschein ableitete, der auf sie aus dem Bereich der Männerwelt als erborgtes Ansehen zurückfällt. Wenn das Weib auch nach seiner besten Zeit noch einen Rest von mehr scheinbarer als wirklicher Beachtung unter günstigen Verhältnissen

gesichert findet, so ist dies heute ein ziemlich hohler Conventionalismus. Im idealsten Falle wird das Andenken der Vergangenheit, also das vorgängige Verdienst um den Geschlechtsberuf und die Familie geehrt, und in diesem Sinne mögen die verschollenen Vorstellungen von der Ehre, die einer Matrone gebühre, sich noch hier und da wiederfinden und etwas Aufrichtiges in das Scheinwesen einmischen. Uebrigens ist aber das Weib, soweit es nicht in einer sehr glücklichen Ehe lebt, welche den Geschlechtsberuf nicht blos äußerlich sondern auch durch ein symphatisches Band der Lebensgewohnheit überdauert, in einer schlimmen Lage.

Der ältere oder alte Mann, ja selbst der eigentliche Greis kann, ungeachtet mancher Gebrechen, noch vielfach Berufsfunctionen üben, und da bei ihm niemals die Anweisung auf eine einzige Geschlechtsaufgabe das Wesen und den Halt seines Lebens ausgemacht hat, so kann er auch nicht entsprechend ausrangirt werden. Er bleibt noch immer im Zusammenhange des Lebens, in dessen mannichfaltigen Verzweigungen er mit seiner Berufsgeschicklichkeit und Bildung irgend einen Platz mehr oder minder ausfüllt. Das beschränkte häusliche Walten aber, welches dem Weibe etwa noch nach dem Selbständigwerden der Kinder übrigbleibt, bedeutet wenig oder doch nicht genug. Auch die erwähnte, im allergünstigsten Falle vorhandene Sympathie kann wohl an sich dem Gemüthe wohlthun, aber nicht das Bedürfniß der Wirksamkeit befriedigen. Im Gegentheil wird das edlere Weib tief empfinden, wenn es auf einen seinerseits machtlosen Austausch von Mitgefühl angewiesen bleibt und nicht ernsthaft an den Geschäften des Lebens theilnehmen kann.

Hiezu kommt noch, daß der Gedankenaustausch

zwischen Mann und Weib, im Sinne eines Verkehrs der beiderseitigen Denk- und Empfindungsweise, gerade auf den höheren Bildungsstufen gewaltig darunter leidet, daß durch die geistige Verwahrlosung der Frauen eine Kluft geschaffen ist, die sich höchstens dadurch etwas mildert, daß die Männer von dem, was ihnen an Bildung zugänglich wird, einen ansehnlichen Theil unverzehrt und einen andern Theil sich durch schlechte Einrichtungen verderben lassen. Ungeachtet dieses letzteren Umstandes bleibt aber die weibliche Unkenntniß der geschäftlichen Lebensverhältnisse ein arger Uebelstand, und für den Aberglauben bilden die Frauen durchschnittlich die letzte Rückzugsdeckung. Verständniß für allgemeinere Angelegenheiten darf bei dem weiblichen Geschlecht unter den heutigen Verhältnissen kaum ausnahmsweise gesucht werden. Die Männer selbst hätten ein Interesse daran, nicht dürftig verbildete, sondern gediegen und natürlich durchgebildete Frauen zu haben. Ist der Mann von der Religion frei, so muß es auch seine Frau sein oder bald werden, vorausgesetzt nämlich, daß eine mustergültige, die ganze Gemeinschaft des Lebens umfassende Ehe platzgreifen soll.

Die Denk- und Gefühlsweise der Frauen wird freilich in erheblichen Richtungen eine andere sein müssen als diejenige der Männer. Die Neigungen sind von Natur unterschieden, und diese Wirkung des abweichenden Geschlechtsberufs kann durch die Cultur noch mehr entwickelt sein. Hieraus folgt aber nicht, daß die Frauen dazu bestimmt sind, unrichtige oder verstümmelte Vorstellungen von Welt und Leben zu pflegen, von den Geschäften und namentlich von den Rechtsverhältnissen nichts zu verstehen und in dieser Beziehung stets unmündige Kinder zu bleiben. Die Ausübung irgend welcher

Berufszweige in der Gesellschaft erfordert bei jedem erwachsenen Menschen Selbständigkeit und volle Individualität. Ueberdies kann auch die rechtschaffene Ehe nur gewinnen, wenn das Weib Verständniß für die Geschäfte des Lebens hat und im Stande ist, in der Gesellschaft oder im Gemeinwesen irgend einen besondern Beruf auszufüllen. Die Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib muß eine vollständigere werden, sobald auf beiden Seiten der Sinn für die nach Außen gerichtete Thätigkeit vorhanden ist und auch nach dieser Richtung ein Zusammenwirken platzgreift.

Das Weib sollte jedoch durch die mögliche Ausübung einer besondern Berufsfähigkeit auch unabhängiger werden können und der Ehe nicht auf alle Fälle als eines wirthschaftlichen Versorgungsmittels bedürfen. Natürlich gehören Vermögensselbständigkeit und Berufsselbständigkeit dabei zusammen. Ist die Stellung des Weibes juristisch und gesellschaftlich darauf angelegt, von vornherein eine freie Persönlichkeit zu ergeben, so kann auch die Ehe den wichtigsten Theil davon nicht unterdrücken. Angesichts leichterer Eheauflösbarkeit durch Selbsthülfe, und überdies im Hinblick auf die nöthigenfalls offenstehende Möglichkeit selbständiger Berufsexistenz, kann das an sich achtbare Princip der Einordnung und Fügung in den Willen des Mannes nicht in absolutistischer Verzerrtheit sich breitmachen. Es steht nämlich andererseits für die äußersten Fälle immer der Ausweg der Trennung und die Zurückziehung in einen selbständigen Frauenberuf offen.

16. Um das heutige Unterordnungsverhältniß des Weibes zu begreifen, muß man sich des weniger natürlichen als geschichtshaft verkehrten Ursprungs der Ehe erinnern. Die letztere hat sich zunächst als ausschließliches Besitzverhältniß des Mannes gestaltet. Die Machtsphären der Männer haben sich in Beziehung auf das gesammte weibliche Geschlecht in einer ähnlichen Weise gegeneinander abgegrenzt, wie bezüglich des Sachbesitzes und des gewöhnlichen Eigenthums an den Naturhülfsquellen, an Hausthieren und an Sklaven. Herrschaftsausdehnung und Herrschaftsbegrenzung sind die beiden Ursachen aller solcher Einrichtungen, die sowohl auf der Uebergewalt als auch auf dem begreiflichen Bedürfniß beruhen, die Gewalt des Einen mit der Gewalt des Andern leidlich vereinbar zu machen. Die Vertheilung der männlichen Macht über das weibliche Geschlecht hat weit mehr als der Rechtsgedanke in seiner abstracten Reinheit zu den ausschließlichen, sei es nun mehr- oder einweibigen Eherechten geführt. Doch gehen uns diese Mannichfaltigkeiten gesetzlicher Gestaltung des Geschlechtsrechtes hier weniger an. Wir haben nur zu bedenken, daß ursprünglich alle Familienrechte, also alle Befugnisse, die sich die Männer gegenseitig über ihre bezüglichen Weiber und Töchter zugestanden oder vielmehr nicht streitig machten, ursprünglich und noch weit in die raffinirten Culturzustände hinein einen ziemlich despotischen Charakter hatten. Eine ordinär juristische Gewalt des Mannes oder Vaters wurde damit stets begründet und glich, je nach den Entwicklungsepochen, einem mehr oder minder inhaltreichen Besitz- und Verfügungsrecht, wenn es auch nicht gerade eine Verkaufsbefugniß miteinschloß.

Auch heute ist die Auffassung der Ehe als einer freien Vereinigung zu einem guten Theil bloßer Schein, und was die Rechte des Ehemannes anbetrifft, so sind sie freilich in Vergleichung mit denen barbarischer Zustände ziemlich beschränkt, aber doch an sich betrachtet

noch immer eigentliche Besitzrechte, die durch staatlichen Zwang garantirt werden. Es sind unmittelbare Gewaltrechte an der Person und überdies auch noch mindestens Vormundschaftsrechte in Beziehung auf die Handlungen und das Vermögen.

Uebrigens würde auch die denkbar freiste Art, in welcher etwa Mann und Weib, ganz abgesehen von einer Dazwischenkunft des Staats, sich blos privatim und moralisch zu dauernder Lebens- und Geschlechtsgemeinschaft vereinigen wollten, wesentlich bindender Züge nicht entrathen können. Beispielsweise kann der Mann nimmermehr die Verfügung über seine Kinder preisgeben und kann auch über die verhältnißmäßige Schwere nie hinwegsehen, die qualitativ und quantitativ den Ehebruch des Weibes von Naturwegen unterschiedlich auszeichnet. Andererseits könnte auch in der Eingehung einer reinen Gewissensehe das Weib nie grundsätzlich darauf verzichten, daß Abweichungen des Mannes ernsthaft als Ungehörigkeiten und als Verletzungen des Verhältnisses gelten. Freilich wird die Untreue des Weibes auch fernerhin immer anders angesehen werden als das, was ihr auf Seiten des Mannes gegenwärtig als ungefähr entsprechend mit demselben harten Worte „Ehebruch“ bezeichnet wird. Angesichts der gesetzlichen Familie ist nämlich die weibliche Untreue nicht ohne die Gefahr der Unterschiebung falscher Sprößlinge denkbar, und hiemit ergiebt sich eine gänzliche Zerrüttung der legalen Einrichtung. Das Vererbungsprincip, im weitesten Sinne des Worts, also nicht blos auf die Vermögensrechte, sondern auch auf die persönlichen Eigenschaften bezogen, und mit ihm alles Interesse des Mannes an den Kindern, sowie alles Vertrauen auf die Einheit und Reinheit der Familie wird durch die

zuchtlose Unkeuschheit einer Ehefrau jedesmal untergraben.

Auch ist diese verschiedene Taxirung ehelicher Untreue durchaus nicht in erster Linie auf das Privilegium der Männer in der Gesetzgebung oder in der Bildung der Sitte und Angabe des Tons zurückzuführen. Hier hat sich eben ein Naturverhältniß mit den künstlichen Einrichtungen combinirt und so die sehr begreiflichen Consequenzen ergeben. Allerdings hat noch der Umstand schärfend mitgewirkt, daß die Männerwelt allein zu bestimmen hatte, was die äußerlichen Folgen des weiblichen Ehebruchs sein sollten. Man hat auch mit Recht die Ehebrecherin mit ihrer Unkeuschheit stets als die eigentliche Verbrecherin angesehen und den Schuldgenossen meist milder beurtheilt.

Von einer schwerwiegenden Untreue des Mannes kann man den thatsächlich geltenden und nicht blos scheingesetzlichen Begriffen gemäß füglich nur da reden, wo es sich um eigentliche Liebe und zwar so handelt, daß die bisher bestehende Zuneigung aufhört und perfiderweise mit einer andern vertauscht wird. Dagegen qualificirt sich die anderweitige Ausübung einer blos animalen Function zwar dem papiernen und wenig besagenden Gesetze nach heute als „Ehebruch“, ist aber bekanntermaaßen in der Praxis des Lebens aller Zeiten mehr oder minder üblich gewesen, ohne daß es den Frauen möglich geworden wäre, dieses Sittenzubehör der Zwangssehe in sonderlichem Maaße zu hindern. Der gesetzliche Ehebruch des Mannes gegen das Weib ist eben unvergleichlich schwieriger festzustellen als derjenige des Eheweibes.

Im Falle des weiblichen Ehebruchs ist die Scheiduug vornehmlich ein Ehrenpunkt für die Männer, welche

hiemit ihr ausschließliches Besitzrecht an den Gattinnen und ihren Anspruch auf ungefälschte Blutserben im Allgemeinen in Geltung erhalten. Der Mann, welcher die Untreue seiner Frau duldet oder auch nur übersieht, wird mit Recht verachtet; denn die ganze Einrichtung der Ehe hat keinen Sinn mehr, sobald die Familie gefälscht oder die Ehefrau verkuppelt werden kann. Eine solche Fälschung kann nun aber von Seiten auch des ungetreuen Mannes nicht statthaben, weil nach Maaßgabe der Gesetze seine etwaigen unehelichen Kinder höchstens einige Unterhaltsansprüche machen, aber nicht fordern können, daß sie mit den ehelichen Kindern in gleiche Rechte treten und wohl gar, wie die von einer gestorbenen oder geschiedenen Frau herrührenden, in die Familie mitaufgenommen werden.

Die Männer bleiben demgemäß im Punkte der Ueppigkeit thatsächlich ziemlich frei und ergänzen das formell einweibige Geschlechtsleben, wenn auch nicht in den meisten, so doch in vielen Fällen, durch anderweitige Beziehungen. Abgesehen von Mustergestaltungen besserer, weil strengerer Sitte erweitern sie, und zwar namentlich in den höhern Gesellschaftsschichten, die gesetzliche Monogamie zur thatsächlichen Polygamie, während es auch in diesen Kreisen (und selbst inmitten einer umsichgreifenden Zersetzung der Ehe) den Frauen weit schwerer wird, etwas Entsprechendes ungestraft zu thun. Sicherlich wirkt auch das Mißverhalten der letzteren, welches sich begreiflicherweise mit der fortschreitenden Corruption ebenfalls schon in erheblicherem Umfange einstellt, weit zerrüttender. Dennoch kann man sich aber nicht darüber wundern, daß die steigende, ja cynisch ausartende Ungenirtheit des einen Theils auch den andern mit seiner Situation unzufrieden macht und so

hier und da zum Attentat gegen die Ehe aufstachelt. Hiezu kommt das schon früher gekennzeichnete Herabsinken der Ehe zu einer bloßen Geschäftssache, in welcher Vermögen und Stand die Austauschartikel sind. Zuletzt muß aber auch ein überspanntes Freiheits- und Gleichheitsbewußtsein, welches die unvermeidlichen Consequenzen der von Natur bestehenden Unterschiede verkennt, dazu mitwirken, die Verkehrtheiten einer sittlich verwahrlosten Zwangsehe zu deren vollständiger Hintansetzung seitens des weiblichen Theils ausschlagen zu lassen.

17. Eine Erniedrigung, zu der bei dem männlichen Geschlecht kein Gegenstück von ähnlicher Bedeutung vorhanden ist, findet sich in der Prostitution. Der Erwerb mit dem Körper, wie schon die Römer sich ausdrückten, ist hier das entscheidende Merkmal, und man kann daher von Prostitution da nicht im Entferntesten reden, wo außereheliche Verhältnisse ganz und gar aus Neigung unterhalten werden. Solche Verhältnisse können sogar, so selten sie in dieser reinen Gestalt auch sein mögen, edler geartet sein als der Durchschnitt derjenigen gesetzlichen Ehen, bei denen Versorgungsrücksichten vor allen andern maaßgebend sind. Bei der letzteren, nicht sonderlich würdigen Gestaltung, die aber bekanntlich sehr viele Fälle umfaßt, läßt sich leicht bemerken, wie es an einer wenn auch entfernten Aehnlichkeit mit der gemeinen Prostitution nicht ganz fehlt. Die eigentliche Prostitution ist ein Austausch von Leistung und Gegenleistung im einzelnen Fall und zwar nach Preisen, wie sie, volkswirthschaftlich zu reden, der Markt mitsichbringt. Es findet hier theilweise eine Preisgebung der Geschlechtseigenschaften statt, während durch eine Ehe, in welcher auf Seiten des Weibes die

ökonomischen Rücksichten im Widerspruch mit der Neigung maaßgebend sind, eine einfürallemal gültige Gesammtveräußerung der fraglichen Eigenschaften platzgreift. Die Geschlechtsdienstbarkeit, in die sich das Weib blos des Futters oder einer Standesstellung wegen begeben hat, ist eine dauernde und hiedurch vollständige. Allerdings sind hiemit auch außer der Versorgung noch einige Familienrechte und etwas Scheinehre verbunden. Aber man kann dennoch nicht umhin, bei der Vergleichung der eigentlichen und der uneigentlichen Prostitution auch an diese Art Entwürdigung der Ehe zu denken.

Auch während der Ehe übt oft genug die eigentliche Prostitution unheilvolle Rückwirkungen aus. Unter allen Umständen sind aber nicht blos die materiellen Infectionsgifte, sondern auch die innern Verwahrlosungen zu fürchten, denen die Männerwelt durch das Dasein der Prostitution anheimfällt. Die Gewohnheit, mit der weiblichen Welt grade in ihrer tiefsten Erniedrigung zu verkehren, erzeugt jene Mißachtung, die sich so oft in der frivolen Beurtheilung alles Weiblichen kundgiebt. Hienach ist die Prostitution nicht blos an sich selbst für den davon betroffenen Theil des weiblichen Geschlechts, sondern auch mittelbar für die ganze übrige Frauenwelt ein Unheil.

Was die im gemeinen oder höhern Sinne Prostituirten selbst anbetrifft, so hat allerdings vielfach die Noth einen Antheil an ihrem Verhalten; aber es ist nicht zu leugnen, daß hier noch weit mehr andere Antriebe wirksam sind. Individuell ist es oft genug Abneigung gegen eigentliche Arbeit und Vorzug des leichten Erwerbes, was in diese Art Leben hineintreibt. Indessen muß mit den allgemeinen Ursachen gerechnet werden, und, volkswirthschaftlich betrachtet, würde kein weiblichcs Angebot existiren können, wenn ihm nicht eine männliche Nachfrage entgegenkäme. Aus letzterem Gesichtspunkt kann die Prostitution sogar als von den Männerlastern geschaffen angesehen werden, und diese Auffassung der Sache vervollständigt sich erst gehörig, wenn man den nothwendigen Zusammenhang bedenkt, in welchem naturwidrige Zwangsehe und verkäufliche Geschlechtslust zu einander stehen.

Zu allen Zeiten, und begreiflicherweise am meisten im Bereich der monogamischen Ehe, sind die vor- und außerehelichen Gelegenheiten zum Geschlechtsverkehr als die Ergänzung der gesetzlich geordneten Geschlechtsgemeinschaft betrachtet worden. Wer die Geschichte und Gegenwart kennt und nicht etwa nach der meist beliebten Vertuschungs- und Beschönigungsmanier heucheln will, muß nicht nur jene Thatsache einräumen, sondern auch begreifen, daß die fragliche Beziehung von geschichtsmäßig verkommener, obenein religionistisch verpesteter Ehe einerseits und Prostitution andererseits die Wirkung ganz natürlicher Ursachen war und ist. Ich leugne allerdings nicht, daß bei bessern Sitten, wenn auch mit einigen Unzuträglichkeiten, die streng eingehaltene Ehe die vorwaltende Regel sein könne, und daß sie es auch bis zu einem gewissen Grade und Umfang in manchen Bevölkerungsgruppen thatsächlich sei.

Man kann sich einwenden, daß auf dem Lande, wenigstens in den bessern Provinzen, so gut wie kein Prostitutionsgewerbe besteht. Allein dafür kommen dort auch mehr Mädchen der niedern Volksschichten zu Falle, und im letzteren Punkt ist das Maaß der sittlichen Verurtheilung dort nicht so groß, wie in den städtischer entwickelten mittelbürgerlichen Kreisen. Der Hauptgrund gegen die dortige Möglichkeit der Prostitution ist auch

wohl weniger eine etwa von Natur bessere Sittenanlage, als vielmehr der Umstand, daß in eigentlichen Dörfern Alles einander kennt, die männliche Bevölkerung von der weiblichen auf diese Weise wirksam controlirt wird und die Ehefrauen insgesammt mit einer Prostituirten, die sich dort einnisten oder auch nur herumtreiben wollte, kurzen Proceß machen würden. Der Schluß liegt also nahe, daß die Prostitution nur da recht aufkommt, wo die Macht des anständigen Weibes, sie zu hindern, in Folge der Verdeckbarkeit der männlichen Ausschreitungen eine allzu geringe ist.

In Großstädten lebt es sich paradoxerweise in mancherlei Hinsicht verborgener als in Wäldern. Was hier die Masse der Bäume ist, das ist dort die Menschenmenge, in welcher der Einzelne mit seinem Treiben verschwindet. Darum schwillt auch die Prostitution weit über dasjenige Bedürfniß und Maaß an, welches allenfalls als Folge der enormen Eheverspätungen und nebenbei auch gewisser ehelicher Mißstände, ich sage nicht anzuerkennen, wohl aber aus übermächtigen oder durch Genußsucht und Nervosität überreizten Naturantrieben zu begreifen ist. Die leichte Gelegenheit macht hier die Ausschreitungen umfassender, als sie ohnedies sein würden.

Man braucht also nicht gerade daran zu verzweifeln, selbst in den Weltstädten die Prostitution nebst ihrem Seuchengefolge auf ein geringeres Maaß einzuschränken. Wird die so vielfach heuchlerisch und hohl gewordene Ehe im Zusammenhang mit der ganzen Gesellschaftsreformation gediegen reconstruirt, namentlich aber die ins Systematische entartete Eheverspätung beseitigt, so fallen wenigstens die scheinbar berechtigten Gründe zur Unordnung und Lüderlichkeit fort. Ueber die Aussichten plötzlichen radical revolutionären Durchgreifens aber,

beispielsweise also einer Ausweisung aller Prostituirten aus einer Weltstadt, läßt sich nicht ohne Weiteres urtheilen, und eine weitläufige Erörterung dieser besondern Frage gehört nicht hieher. Soviel läßt sich aber kurzweg annehmen, daß die Gesellschaftszustände in Geisteshaltung und personalistisch erst nach allen Richtungen entschieden verbessert sein müssen, ehe ein thatsächliches Zurücktreten der Prostitution ohne schädliche Nebenwirkungen platzgreifen kann.

18. Auch in anständigerer Beziehung ist auf eine entschiedene Besserung der Zustände und werthvollere Gestaltung des Geschlechtslebens erst zu rechnen, sobald Stellung und Einfluß des Weibes natürlicher entwickelt wird als bisher. Was aber dessen Annäherung an die socialökonomische Selbständigkeit betrifft, so habe ich den bisher am meisten vernachlässigten Theil der Angelegenheit, nämlich den Uebergang zu höhern Lebensstellungen, in meiner Schrift „Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten“ im engsten Anschluß an die heutigen Zustände erörtert und hiebei zugleich die Bildungsfrage von einem neuen Standpunkt aus beantwortet. Da jedoch diese letztere Frage nur nebenbei eine eigenthümlich weibliche und übrigens eine beiden Geschlechtern gemeinsame Angelegenheit ist, so braucht der Werth, den das Wissen als Steigerungsmittel der Lebensreize hat, im Hinblick auf das Frauenloos nicht besonders erörtert zu werden. Höchstens könnte man darauf hinweisen, daß dieses Frauenloos bisher eine verhältnißmäßig große Unwissenheit in ernstlichen Dingen gewesen ist und nach Meinung der Rückständigen auch fernerhin eine solche bleiben soll.

Mit der Verbreitung von that- und gestaltungskräftigen Gedanken wird aber, wie Gesellschaft und Gemein-

wesen überhaupt, so auch speciell die weibliche Hälfte der Bevölkerung mehr und mehr an die Pflicht gemahnt werden, im Sinne einer edleren Lebensweise höhere Ansprüche zu machen. Diese Ansprüche müssen sich auf jede erdenkliche Seite der Lebensbethätigung richten, und insbesondere wird das Weib sich zu hüten haben, daß es nicht durch die vielfach übliche Unterschiebung bloßer Bildungsspielerei um ein echtes Streben und gediegenes Leben betrogen werde. Es muß vielmehr selber über die Einrichtungen, die über sein Loos entscheiden, gründlich urtheilen lernen und sich daher auch nicht davor scheuen, Gedanken geltend zu machen, die man ihm seitens der interessirten Gegenpartei gern unzugänglich macht oder wohl gar als für den weiblichen Sinn unnahbar verdächtigt.

Nun läßt sich gar nicht absehen, was aus den heutigen Einrichtungen sonderlich Gescheutes werden soll, so lange nicht die Frauenselbständigkeit, die in Bezug auf die natürliche Ehe und Familie platzgreifen muß, auch durch einen weiteren Wirkungskreis im Gemeinwesen vervollständigt ist. Die Beschränkung auf den bloßen Geschlechtsberuf ist, wie schon öfter gesagt, das die Entwicklung Hemmende und gleichsam die älteste Signatur der Rückständigkeit. Ueberhaupt ist aber das bloße Privatleben im heutigen Sinne des Worts, also einschließlich der nach Außen gerichten Erwerbsthätigkeit, eine Daseinsart, deren Werth sehr hinter der souveränen Wahrnehmung gemeinsamer Angelegenheiten der Gruppen und des Gemeinwesens zurücksteht. Verfallene Völkerexistenzen, wozu man jetzt auch die Franzosen bereits rechnen kann, zeigen in ihrer gesammten Bevölkerung fast nur noch ein Privatdasein. Das politische Leben ist bei ihnen todt; Cäsarismus oder republicanisch verschleierte Arten

des Despotismus haben alle öffentlichen Regungen absorbirt oder unterdrückt. Ein solcher Zustand, der bei den Römern der spätern Kaiserzeit, zuletzt im Byzantinischen Reich sich durch Jahrhunderte erstreckend, die Fäulniß oder vielmehr den Leichnam des politischen Lebens darstellte, ist aber eine Degradation des vollständig Menschlichen zu einer niederen, dem Hundsgemeinen nahestehenden Stufe.

Oeffentliche und gesellschaftliche Bethätigungen sind nicht blos dazu da, um bestimmte äußere Zwecke und Nützlichkeiten des Lebens zu sichern, sondern sie machen selber einen Theil des Lebensgehalts und der Lebensreize aus. Das Zusammenwirken für gemeinsame Angelegenheiten ermöglicht eine Steigerung des Lebensgefühls; denn der Mensch tritt hiedurch in mannichfaltigere Verhältnisse zu Seinesgleichen und entwickelt ein Bewußtsein, welches sich theils auf die größere Macht über die Natur, theils auf die sonst durch die Vereinigung gewonnenen Kräfte bezieht. Die reichhaltigere Lebensgemeinschaft mit Andern und die vielseitige Ausübung der für dieses Gemeinleben erforderlichen Thätigkeiten erhöht mithin auch den Lebenswerth.

Hienach sind sämmtliche politische Functionen nicht in erster Linie wegen der Lösung von Staatsaufgaben ein Attribut der menschlichen Natur, sondern kommen ihr zu, damit sie hiedurch sich als etwas höher Angelegtes bethätige und fühle. Andernfalls hätte es auch so eingerichtet werden können, daß ein mehr thierisches Wesen ohne derartige Functionen vorhanden wäre und sich demgemäß gar keine Aufgaben dieser Art zu stellen hätte. Ueberhaupt hat die Natur das ganze menschliche Bewußtsein mit all seiner Empfindungsausstattung wahrlich nicht deswegen producirt, damit etwa die besten Trieb-

empfindungen und Gefühle blos eine sklavische Aufgabe hätten, nämlich irgend einem äußern Zweck dienstbar zu sein. Fortsetzung der Gattung giebt es bei den Pflanzen auch ohne Empfindung, und gerade die Frauen mögen daher bedenken, daß es die ärgste Thorheit sein würde, die Liebe und überhaupt das sich fühlende Geschlechtsleben für eine innere Zurüstung zu halten, deren einzig zu berücksichtigender Zweck darin bestände, die äußere Thatsache der Fortpflanzung zu sichern.

Die Empfindungen und sonstigen Bewußtseinsbestandtheile werden überall nur dann richtig gewürdigt, wenn sie als wesentlich um ihrer selbst willen existirend gelten und daher ihre Dienstbarkeit für äußere Zwecke zwar als eine wichtige, aber doch immer nur als eine Angelegenheit zweiter Ordnung angesehen wird. Die praktischen Folgerungen dieses im besten Sinne eudämonistischen Standpunkts und der zugehörigen Geisteshaltung sind nicht unerheblich. Jedoch hier soll uns das in Erinnerung gebrachte Naturbeispiel blos zur Vergleichung mit dem Sinn der Functionen des Gemeinwesens dienen, die noch weit weniger in der äußern Nothwendigkeit ihren Schwerpunkt haben. Der Mensch soll sich im Gemeinleben wie im Liebes- und Familienleben ergehen, weil er sich erst hiedurch in den Besitz des volleren Lebens setzt und sein Bewußtsein zu einer höheren Stufe entwickelt. Der Umstand, daß hiemit auch sachlich und äußerlich die Lösung nothwendiger Aufgaben untrennbar verbunden ist, gehört zur Gesammtermöglichung eines derartigen Daseins, ist aber keineswegs als der erste Grund desselben anzusehen.

Für alle Elemente und demgemäß auch für jedes der beiden Geschlechter müssen irgendwelche Bereiche

öffentlichen Lebens zugänglich sein. Das weibliche Geschlecht aber ist bisher in einer Stellung verblieben, vermöge deren es unter allen Verhältnissen, mochten dieselben freiheitlich oder despotisch sein, des Paradieses absoluter Muße bezüglich jeder Art öffentlicher Angelegenheiten und der damit verbundenen beglückenden Vormundschaft theilhaftig wurde. Diese perverse Rückständigkeit eines halb vegetativen und von dem höhern Theil der Lebensfunctionen gänzlich abgesperrten Daseins ist als weltgeschichtliche Verkehrtheit völlig begreiflich, aber eben deswegen auch nicht für alle Zeit gültig. Die mit dem Geschlechtsberuf verbundenen Nachtheile haben ja das Zurückbleiben in solcher Verwahrlosung naturgesetzlich verschuldet. Aber ebenso naturgesetzlich muß sich die Befreiung zu einem volleren und höheren Leben vollziehen, sobald eine grundsätzlich antihistorische Cultur jenen ursprünglich verhängnißvollen Unterschied aufgewogen und nach der schlimmen Seite wirkungslos gemacht haben wird. Eine unerläßliche Bedingung hiefür st unter Anderem auch die Abstreifung jedes Restes von Asiatismus durch die bessern Volksstämme Europa's und Amerika's.

Vorläufig befindet sich das Weib noch im Stadium vollständiger Unmündigkeit in öffentlichen Angelegenheiten. In den Kirchen mag es gleich den Kindern anwesend sein und an der allgemeinen Passivität und Bevormundung des Geistes theilnehmen; aber thatsächlich ist noch kein Bereich geschaffen, wo es auch nur in der Verwaltung geistiger Angelegenheiten einen Platz, geschweige einen seiner Eigenthümlichkeit entsprechenden Platz hätte. Wohl hat jenseit des Oceans zunächst das Yankeereich einiges öffentliche Spielwerk weiblichen Geschlechts mit dem politischen Wahlrecht schon

zum Besten gegeben; indessen diese problematischen und vielfach übelangebrachten Wahlfunctionen sind nur ein scheinbarer Fortschritt. Obenein wird fast jegliches, sich etwa größer als bei uns ausnehmende Maaß eigentlich politischer oder sonst öffentlicher Freiheit durch die dort vorherrschende, für beide Geschlechter erniedrigende, obenein stark mit Heuchelei gemischte Ergebenheit gegen religiöse Institutionen wieder aufgewogen.

Die Frauen brauchen es daher nicht zu bedauern, wenn ihnen ihre Eigenart von vornherein es räthlich, ja meiner Ueberzeugung nach nothwendig macht, für sich einen eigenen, von dem der Männer unterschiedenen Kreis öffentlicher Functionen zu schaffen. Haben sie beispielsweise erst alle gesonderten Mädchenschulen in der Hand, so ergiebt sich hiemit auch ein ansehnliches System öffentlicher Unterrichtsverwaltung und zugehöriger Aemter, wie sich denn auch Aehnliches für das weibliche Aerztebereich geltendmachen ließe. Vor Allem aber kommt es darauf an, daß die Frauenwelt sich so rasch als möglich alle Gedanken geläufig mache, die schon als solche wenigstens die geistige Mündigkeit mitsichbringen. Hier ist nun die Aneignung ernsthaften Wissens und einer wirklich edlen Bildung der Ausgangspunkt für alles Weitere; denn die Ideen werden früher oder später zu einer auch thatsächlich erlösenden Macht. Das Wissen aber führt da, wo die Bestandtheile des Charakters in demselben Sinne wirksam werden, zur nachhaltigsten Befreiung von üblen Einflüssen des Einzelschicksals. Doch letzteres, nebst dem mit ihm aufräumenden Ende, ist ein Gegenstand, mit dem wir uns specieller nunmehr werden zu befassen haben, wie auch die Besonderheiten im Schicksal ganzer Nationen und wesentlichster Gesellschaftselemente noch erst in Erwägung zu ziehen sind.

Siebentes Capitel.

Einzelschicksal und Tod.

1. Für den gewöhnlichen Menschen, in welchem kein ursprüngliches, sondern nur das in ihm angeregte Denken zu wirken pflegt, wird persönliches Unglück bisweilen die Klippe werden können, an welcher die bessere Weltanschauung zerschellt. Indessen ist bei einer lebendigen Aufnahme guter Ideen diese Gefahr keineswegs so groß wie diejenige, infolge eines schlechten Charakters übeln Vorstellungsarten nachzugeben. Der urwüchsige Denkersinn, in welchem alles das, was auch sonst Geltung hat, nur in höherm Grade sichtbar wird, liefert die Beispiele für unsere Wahrheit. Walten in einem Charakter die edlen und wohlwollenden Antriebe vor, so wird auch die Vorstellung von dem Weltganzen dasselbe Gepräge zeigen, so scharf auch das Urtheil über manches Einzelne ausfallen möge.

Der im Jahre 1600 zu Rom verbrannte Giordano Bruno ist mit seiner lebensfreundlichen Sympathie für den Charakter des Weltganzen und des Menschendaseins, die sich zugleich mit der energischen Verurtheilung alles in den menschlichen Verhältnissen Schlechten verband, das größte Beispiel der Geschichte. Sein äußeres Loos war Heimathlosigkeit in ganz Europa, bis zu dem Abschluß mit dem langjährigen Gefängniß und hiemit der letzten Verfolgung durch gelehrte Feinde, deren Ränke ihn mittelbar und unmittelbar auf den Scheiterhaufen brachten. Ein völliges Widerspiel dazu wurde sein Plagiator Leibniz, der sich in einer Verzerrung des großsinnigen Optimismus zu einer widerwärtigen Beschönigungssucht für das Schlechte erging, wie zuerst ich in

meiner Kritischen Geschichte der Philosophie aufgedeckt habe.

Arthur Schopenhauer war der Sohn eines vornehmlich Voltairisch denkenden Vaters, wurde in Wohlhabenheit erzogen und hatte in seinem ganzen Leben niemals nöthig, für seine materielle Existenz thätig zu sein. Auch entsprach er, mit seiner Art und Weise zu schreiben, den Neigungen der gelehrt verbildeten Classen noch in ziemlichem Maaß. Sein Verhalten aber lieferte ein Beispiel dafür, wie die zureichende Behäbigkeit der äußern Lage das Sichgehenlassen in einer pessimistischen Weltglossirung gemüthlich begünstigte und dabei gelegentlich sogar einigem eingestreuten Humor Spielraum verstattete. Das einzige ernsthafte Schicksalselement, welches man im Leben Schopenhauers kennt, ist die länger als ein Menschenalter andauernde völlige Verschweigung und Hintansetzung seiner bedeutenden Autorschaft gewesen. Allein sein Pessimismus war ja schon in seinem Hauptwerk längst niedergelegt, bevor dieses Schicksal über ihn kam, ja selbst ehe er in seiner zehnjährigen, fast nur nominellen Berliner Docentenschaft ein klein wenig von der Universitätsmisere kennenlernte und dabei die Ignorirung seiner Fähigkeiten und Leistungen erprobte. Von der Verurtheilung der Professorenphilosophie war damals bei ihm nichts Entschiedenes und Entscheidendes anzutreffen gewesen. Schopenhauer war vielmehr mit naiver Bescheidenheit und großer Kantveneration aufgetreten; nur verleumderische professorale Niedertracht hat in Beziehung auf seine universitäre Vernachlässigung das Verhältniß von Ursache und Wirkung umkehren und ihn so darstellen können, als wenn er diese Thatsache durch sein eigenes Verhalten herausgefordert hätte.

Er hatte im Gegentheil allzu viel Zurückhaltung geübt; denn erst zwei Jahrzehnte, nachdem er sich von Berlin entfernt, schleuderte er einen zündenden Blitz in die Behausung, in der man ihm so arg mitgespielt hatte. Offenbar hatten seine quietistischen Neigungen, die eben mit seinem Jenseitigkeitspessimismus zusammenhingen, und seine noch zu große Achtung für die gelehrte und philosophische Ueberlieferung jenen Act literarischer Aufraffung, der in seinem Aufsatz gegen die Universitätsphilosophie verlautbart wurde, entschieden verspätet. Hier aber lag auch der vollste Ernst, dessen Schopenhauer, der sich übrigens praktisch nie sonderlich gerührt hatte, jemals fähig wurde. Dennoch hat es ihm gegenüber auch nicht an der halb perfiden, halb albernen Behauptung gefehlt, sein pessimistisches System sei auf Verbitterung über die Verfehlung einer Universitätslaufbahn zurückzuführen, während es doch schon vor Antretung dieser Laufbahn fix und fertig veröffentlicht gewesen war. Es war eben ein Stück urreligiöser Romantik gewesen und in persönlicher Beziehung vielleicht durch beklemmende Gemüthsanlagen, die sich schon in der Kindheit gelegentlich als abnorme Beängstigungsanwandlungen verriethen, zu besonderer Ausprägung gelangt.

Auch der Mangel der entscheidenden Wissensmacht ist gerade bei einem Schopenhauer nicht zu vergessen. Er hatte zwar einige vorzügliche Kenntnisse, mit denen er unter den ignoranten Philosophirern seiner Zeit vortheilhaft hervorragte. Aber der Schwerpunkt seines Wissens lag nicht in den strengeren Gebieten, und seine blinde, aus einem unlogischen Naturell entspringende (und daher die verschulte Subtilität überschätzende) Kant-Veneration ließ ihn nicht zu einer vollen wissenschaftlichen Besinnung kommen.

Ein Bruno hatte drittehalb Jahrhunderte vorher ein entgegengesetztes Beispiel geliefert; denn in diesem großsinnigen Denker hatte sich die Kraft der Copernicanischen Wahrheit echt philosophisch verkörpert und für die Welt- und Lebensanschauung eine Rolle gespielt, wie dies später nie wieder in speculativen Systemen der Fall gewesen ist. Es ist aber gerade in der neuern Zeit nicht mehr möglich, daß eine Welt- und Lebensanschauung zurechnungsfähig gerathe, wenn ihr der sachliche Ernst der echten Wissenserrungenschaften abgeht. Einzelcharakter und Einzelschicksal finden an der wirklichen Wissenschaft eine gestaltende Macht, die nicht nur über alle Störungen triumphirt, sondern auch dem Ungemach des individuellen Lebensganges die Früchte einer allgemeingültigen Denkergesinnung abgewinnt.

2. Das Publicum hat vollkommen Recht, wenn es sich sagt, es sei für einen Denker oder sogenannten Philosophen allzu leicht, sich über die Uebel theoretisch hinwegzusetzen, wenn er praktisch von keinem ernsthaften Ungemach berührt wird oder gar in behäbiger Situation dahinlebt. Ja, die Menschen sollten noch einen Schritt weitergehen und im Hinblick auf vorher angeführte Beispiele und auf unsere ganze frühere Lehre erwägen, daß eine materiell behagliche Lage, der die Nöthigung zu ernstlicher Arbeit abgeht, in Verbindung mit andern falschen Antrieben nicht etwa blos zur ungehörigen Beschönigung, sondern auch ebenso leicht zu einer leichtfertigen Verleumdung der Welt verleiten kann. Wer dem Uebel fernersteht, mag eher mit ihm blos spielen, als der, welcher es in seiner unmittelbaren Wirklichkeit herantreten sieht.

Wer dagegen von dem Schlimmen einen nachhaltig

ernsthaften Begriff hat, wie er nur aus der eigensten persönlichen Erfahrung gewonnen werden kann, der wird sich vor einem bloßen Coquettiren mit einer sogenannten „Bedenklichkeit“ des Weltdaseins hüten und sich besinnen, ehe er den ungeheuerlichen Gedanken erträglich findet, es sei das wirkliche Sein ein einziges großes Gesammtübel. Ein Solcher versteht sich auf das einzelne Unheil zu gut, um einen ihm entsprechenden riesengroßen Schatten auf das Ganze der Welt werfen zu können. Er hat die absolute Wirklichkeit des Uebels innerlich und in einer so unmittelbaren Gestalt, wie es nur irgend möglich ist, an sich selbst erfahren und muß demgemäß wissen, womit er hantiren würde, wenn er dem erkennbaren Gesammtsein die entsprechende Signatur aufdrücken wollte.

Wer jedoch ernsthafte Uebel nur von Weitem und aus bloßer Besichtigung kennt, wird eine universelle Weltmalice leichter fertig zur Hand haben; denn die Schlechtigkeit und teuflische Abstammung, mit welcher er für die Genealogie und Artung des ganzen Daseins so freigebig ist, geht ihn nicht unmittelbar an und rückt ihm nicht auf den eigenen Leib. Er kann sich daher in jenem pessimistelnden Halblicht, in welchem die lebensfeindlichen Ansichten einen romantisch dämmerigen Schein annehmen, ebenso wohl befinden wie Nachteulen und Fledermäuse nach Sonnenuntergang.

3. Der starke Widerstreit, in welchem sich meine Lehre zu allen lebensfeindlichen Weltansichten befindet, legt es dem Leser meiner Schriften nahe, an mich die Frage zu richten, ob ich nicht voreilig dem gesunden Charakter der Welt das Wort geredet habe, und ob mein persönliches Schicksal und Verhalten mich auch berechtige, die Hinwegsetzung über die einzelnen

Ein Bruno hatte drittehalb Jahrhunderte vorher ein entgegengesetztes Beispiel geliefert; denn in diesem großsinnigen Denker hatte sich die Kraft der Copernicanischen Wahrheit echt philosophisch verkörpert und für die Welt- und Lebensanschauung eine Rolle gespielt, wie dies später nie wieder in speculativen Systemen der Fall gewesen ist. Es ist aber gerade in der neuern Zeit nicht mehr möglich, daß eine Welt- und Lebensanschauung zurechnungsfähig gerathe, wenn ihr der sachliche Ernst der echten Wissenserrungenschaften abgeht. Einzelcharakter und Einzelschicksal finden an der wirklichen Wissenschaft eine gestaltende Macht, die nicht nur über alle Störungen triumphirt, sondern auch dem Ungemach des individuellen Lebensganges die Früchte einer allgemeingültigen Denkergesinnung abgewinnt.

2. Das Publicum hat vollkommen Recht, wenn es sich sagt, es sei für einen Denker oder sogenannten Philosophen allzu leicht, sich über die Uebel theoretisch hinwegzusetzen, wenn er praktisch von keinem ernsthaften Ungemach berührt wird oder gar in behäbiger Situation dahinlebt. Ja, die Menschen sollten noch einen Schritt weitergehen und im Hinblick auf vorher angeführte Beispiele und auf unsere ganze frühere Lehre erwägen, daß eine materiell behagliche Lage, der die Nöthigung zu ernstlicher Arbeit abgeht, in Verbindung mit andern falschen Antrieben nicht etwa blos zur ungehörigen Beschönigung, sondern auch ebenso leicht zu einer leichtfertigen Verleumdung der Welt verleiten kann. Wer dem Uebel fernersteht, mag eher mit ihm blos spielen, als der, welcher es in seiner unmittelbaren Wirklichkeit herantreten sieht.

Wer dagegen von dem Schlimmen einen nachhaltig

ernsthaften Begriff hat, wie er nur aus der eigensten persönlichen Erfahrung gewonnen werden kann, der wird sich vor einem bloßen Coquettiren mit einer sogenannten „Bedenklichkeit“ des Weltdaseins hüten und sich besinnen, ehe er den ungeheuerlichen Gedanken erträglich findet, es sei das wirkliche Sein ein einziges großes Gesammtübel. Ein Solcher versteht sich auf das einzelne Unheil zu gut, um einen ihm entsprechenden riesengroßen Schatten auf das Ganze der Welt werfen zu können. Er hat die absolute Wirklichkeit des Uebels innerlich und in einer so unmittelbaren Gestalt, wie es nur irgend möglich ist, an sich selbst erfahren und muß demgemäß wissen, womit er hantiren würde, wenn er dem erkennbaren Gesammtsein die entsprechende Signatur aufdrücken wollte.

Wer jedoch ernsthafte Uebel nur von Weitem und aus bloßer Besichtigung kennt, wird eine universelle Weltmalice leichter fertig zur Hand haben; denn die Schlechtigkeit und teuflische Abstammung, mit welcher er für die Genealogie und Artung des ganzen Daseins so freigebig ist, geht ihn nicht unmittelbar an und rückt ihm nicht auf den eigenen Leib. Er kann sich daher in jenem pessimistelnden Halblicht, in welchem die lebensfeindlichen Ansichten einen romantisch dämmerigen Schein annehmen, ebenso wohl befinden wie Nachteulen und Fledermäuse nach Sonnenuntergang.

3. Der starke Widerstreit, in welchem sich meine Lehre zu allen lebensfeindlichen Weltansichten befindet, legt es dem Leser meiner Schriften nahe, an mich die Frage zu richten, ob ich nicht voreilig dem gesunden Charakter der Welt das Wort geredet habe, und ob mein persönliches Schicksal und Verhalten mich auch berechtige, die Hinwegsetzung über die einzelnen

Uebel und die Anerkennung des Gesammtguten zum Grundsatz zu erheben. Die sachliche Frage ist also einfach die, ob ich nicht etwa von einem allzu günstig belegenen Sitze aus eine, wenn man es so nennen will, optimistische oder, besser gesagt, lebensfreundliche und lebensmuthige Weisheit empfehle, ohne das Schlimme des Lebens gehörig und namentlich praktisch aus eigener persönlicher Erfahrung gewürdigt zu haben. Hierauf ist nun die Antwort ausführlich durch meine Schrift „Sache, Leben und Feinde" (1882, 2. Aufl. 1903) gegeben, und es bedarf an dieser Stelle keiner auf das Einzelne hinweisenden Erinnerung. Die der ersten Niederschreibung jenes Buches gefolgten vier Jahrzehnte haben die Erprobung der Beschaffenheit feindlicher Mächte mannichfaltig fortgesetzt, so daß meine persönliche Lebenskritik an Stoff und Urtheil, zuletzt sogar angesichts des Weltkrieges und des wirthschaftlichen Ruins nach demselben, noch reichhaltiger geworden. Einiges davon kann man schon aus der Schrift Dr. Emil Döll's über mich ersehen. Dieser mehr als vier Jahrzehnte hindurch erprobte Anhänger hat darin seine persönliche Auffassung meiner Lebensgewohnheiten niedergelegt, zu der gerade ihn ein häufiger Verkehr in den Stand setzte. Auch sind Briefstellen zum Abdruck gebracht, die einiges Licht auf die herberen Seiten des geistigen Daseins werfen.

Es mag jedoch im vorliegenden Buch dabei bewenden, von allem Bisherigen die Summe zu ziehen, die darin besteht, daß die vielgestaltigsten Hindernisse, Uebel und angreifenden Schicksale meinen Lebensweg, nnd zwar bereits in das neunundachtzigste Jahr hinein, wahrlich hinreichend rauh gemacht und mir eine intime Bekanntschaft mit verschiedenartigsten Lebenswidrigkeiten in nur allzu lehrreicher Weise verschafft haben.

Derartiges war eher zu allem Andern geeignet, als dazu, in mir etwa ein Vorurtheil für die Vorzüglichkeit des Daseins zu begründen oder später eine Meinung dieser Art zu bestärken. Mancherlei Species von Unheil und Unglück habe ich erprobt, wie die einzelnen Capitel des angeführten Sach- und Lebensbuchs für die verschiedenen Jahrzehnte in immer neuen Wendungen und Gestalten entrollen. Weiterhin habe ich die Sache gegen das Gelehrtenthum und Zubehör unter gesteigertem Druck der feindlichen Mächte in neuen Richtungen und mit neuen Anstrengungen fortzuführen gehabt. Trotzdem habe ich mich nicht nur körperlich und geistig bis jetzt aufrechterhalten, sondern auch noch, Angesichts des Ungemachs und der feindlichen Schädigungen, meine allgemeine, vom Lebensmuth getragene Auffassung der Welt und des Daseins nachhaltig ausgebildet und fest ausgeprägt.

Dem ließe sich vielleicht entgegenhalten, daß in der Denkergesinnung selbst eine Entschädigung für die Uebel niederer und höherer Art anzutreffen sei, — daß daher alle Vertreter des freieren Wissens und besseren Wollens, welche von jeher unter der Verfolgung und Unterdrückung zu leiden hatten, im Bewußtsein der heilsamen Wirksamkeit ihrer Leistungen ein Gegengewicht gegen Uebel besaßen, welche ohne diese Milderung, also für jeden Andern, viel schwerer zu ertragen wären. Nun hat es mit einer solchen Art von Ausgleichung allerdings seine Richtigkeit; doch dies ist eben ein Zeugniß für die von mir vertretene Lebensauffassung.

4. Das Uebel hat sich bei allen verfolgten Schöpfern eines bessern Wissens und Wollens aus zwei Bestandtheilen, dem physischen Ungemach und der Erfahrung der Niedertracht, zusammengesetzt. Aber nicht blos dem ersteren, sondern noch mehr dem letzteren Bestand-

theil gegenüber hat die moralische Kraft der Denkergesinnung meist dem Druck einen bedeutenden Gegendruck entgegenzusetzen und so die Erhabenheit über die feindliche Misere bewahren können. Diese Frucht ursprünglich selbsterzeugter Denkergesinnung kann überdies in abgeleiteter Weise auch Denen zu Statten kommen, die sich in andern Bahnen bewegen, in welchen alsdann die Artung der Uebel zu dem verfügbaren Maaß von Widerstandskraft des Wissens und Wollens in entsprechendem Verhältniß stehen wird. Auf den Höhen des Geistes ist der Schmerz mit dem größern Gegenstande auch umfassender und intensiver; aber nicht minder ist es auch die Kraft, welche dem größeren Leiden gewachsen bleibt und es schließlich, wie auch das äußere Schicksal enden möge, in einen Triumph verwandelt.

Man denke nicht blos an Bruno, sondern, um auch das Gebiet der kühleren Wissenschaft nicht zu vergessen, an einen Galilei. Vergleicht man des Letzteren ruhige Forschergewißheit mit den elenden Ränken der bornirten oder boshaften Aristoteliker und sonstigen persönlichen Neider, so wird man gewahr, daß der große physikalische Denker sich innerlich nicht etwa in erster Linie über eine principielle Feindschaft der Kirche zu erheben, sondern, was den Kern der Sache ausmachte, das Gift des persönlichen Hasses der ihm zunächststehenden Gelehrtenkaste zu verschlucken und dessen Wirkung zu überwinden hatte.

Man macht sich überhaupt eine falsche Vorstellung von den weltgeschichtlichen Verfolgungen bedeutender Geister, wenn man jene unmittelbar und in erster Linie auf die Kirche oder den Staat zurückführt. Beide sind in manchen Richtungen sehr allgemeine

Wesen und hätten sich oft gar nicht gerührt, wenn nicht eine dem zu Verfolgenden näherstehende feindliche Kaste oder Gruppe, ja innerhalb dieser selbst ganz bestimmte persönliche Neider und Hasser die Initiative ergriffen und Kirche oder Staat erst in Bewegung gesetzt hätten. So ging es auch mit Galilei zu, der schon gleich mit Beginn seiner Studien die Feindschaft der neidischen Aristoteliker, die damals über die Universitäten verfügten, zu erproben hatte. War doch auch schon im Alterthum gegen Sokrates die Religion nur ein von Sophisten, Dichterlingen und andern persönlichen Feinden benutzter Vorwand gewesen! Um ferner an ein lehrreiches Philosophenbeispiel auch aus dem neunzehnten Jahrhundert zu erinnern, so wurde der Vertreter der positiven Philosophie, August Comte, den man freilich nicht zu überschätzen hat, aus seiner Stellung an der polytechnischen Schule (also aus einer mathematischen Lehrverrichtung, die ihm seine Existenzmittel lieferte) durch Gelehrtenränke, namentlich durch diejenigen des politisirenden Physikers Arago, zur bleibenden Schande des Pariser Professorenthums niederträchtigerweise entfernt.

Das lehrreichste Seitenstück zu einem dem Galilei'schen ähnlichen Verdienst und Schicksal ist aber durch meine Schrift „Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts“ (2 Theile, 1880, 2. Aufl. 1904, und 1895) dem Publicum enthüllt worden. In der Beantwortung der großen Entdeckung und Berechnung des mechanischen Kraftmaaßes der Wärme mit — der Andichtung von Größenwahnsinn bei ihrem Urheber und mit wirklicher Hineinspielung Robert Mayer's in ein Irrenhaus, wo er im Zwangsstuhle seine neue physikalische Wahrheit als Unsinn widerrufen sollte, — in dieser Be-

antwortung (der obenein die Bestehlung Robert Mayer's um eben diese Entdeckung durch ein halbes Dutzend niedrigstehender Persönchen zur Seite ging) hat sich das Gelehrtenverbrechen in seiner Nacktheit bethätigt, ohne durch Kirche oder Staat maskirt zu sein.

Das nächste Hauptstück, in welchem das Gelehrtenverbrechen auf deutschem Boden auf seine eigene Rechnung ohne kirchliche oder staatliche Maskirung demnächst zur Welt kam, ist das gegen mich gespielte Stück gewesen, dessen verschiedene Acte der Leser in dem oben angeführten Buch über meine Sache, mein Leben und meine Feinde nachlesen kann. In allen Fällen bestätigt es sich aber, daß die Wurzel der Verfolgungen gegen Geistesrepräsentanten der Gelehrtenneid gewesen ist und bleibt, zu dem sich alsdann die übrigen Feindschaften erst in zweiter Linie gesellen. Der Kern bleibt also derselbe; nur wird er immer deutlicher sichtbar. Was sich durch Civilisation und Raffinement ändert, sind nicht die Wurzeln, sondern die Mittel der Verfolgung, unter denen indirecte Aushungerungs- und literarische Unterdrückungsversuche sozusagen den neuern Fortschritt gegen Gift, Scheiterhaufen u. dgl. vorstellen.

5. Das Publicum wird die Denk- und Handlungsweise der im Bereich der Wissenschaft Angefeindeten und Verfolgten richtiger bemessen, wenn es den modernen Unterdrückungsmanieren bis in deren geheimste Schlupfwinkel nachspürt. Es wird alsdann begreifen, daß zum Ueberwinden dieses civilisirten Raffinements des Uebels auch eine anderartige, in einzelnen Richtungen höher entwickelte, überhaupt aber selbständiger ausdauernde Widerstandskraft gehört. Die jetzt erforderliche Selbstaufopferung hat sogar im Politischen, aber noch weit mehr in der Wissenschaft ihre Gestalt mit den äußern

Verhältnissen und zum Theil auch mit der bei den Betroffenen maaßgebenden Lebensauffassung ändern müssen. Sie hat aber darum nicht minderen, sondern mit dem gestiegenen Bewußtsein der Lebensbedeutung noch größeren Werth.

Unsterblichkeitsgläubig in den Kerker und Tod gehen, war schon ein Zeugniß von großer Bedeutung, zumal da, wo es nicht den religiösen Wahnfanatismus ausgemalter Himmelsfreuden zur Ursache hatte, sondern, wie bei Moralisten und Denkern nach Art eines Sokrates und Bruno, nur von einer sehr allgemeinen und verblassenden, ja subjectiv problematischen Vorstellung vermeintlicher Jenseitigkeiten des Todes unterstützt werden konnte. Aber im vollen Bewußtsein von der Einzigkeit und den nicht zu verachtenden Reizen des Lebens, welches durch diese Auffassung einen weit höhern Werth erhält, es dennoch nach und nach stückweise, erforderlichenfalls auch ganz darangeben, nur um nicht die bessern Ziele des Geistes zu verfehlen, — das ist eben die sich auf den höhern Stufen der Entwicklung stellende Aufgabe, über deren Ansprüche an das Menschenmögliche ich hier weiter keine Vergleichungen anstellen will.

Soviel mag man aber auch für andere Verhältnisse aus dem wahren Denkersinn entnehmen, daß die Befreiung vom Aberglauben, das echte Wissen und die Festigkeit des veredelten Wollens Mächte sind, die in der Lebensführung viel vermögen und das Bewußtsein über äußere Uebel in bedeutendem Maaße erheben. Die Nutzanwendung für andere Sphären des Lebens liegt überdies nahe und ist an sich wichtiger als das, was unmittelbar und individuell persönlich doch nur das Schicksal einer (in der ganzen Menschengeschichte ziem-

lich spärlichen) Anzahl von Geistesführern angeht, während Das, was von diesen ausgeht, schließlich auf die gute oder schlimme Bewußtseinsgestaltung Aller einen entscheidenden Einfluß ausübt.

6. Wäre alles Dasein, alles Geschehen in der Natur etwas beständig sich selbst Empfindendes, so würde man die Frage nach dem Werth des Lebens gar nicht haben aufwerfen können. Nur der Werth (und nach Umständen der Unwerth) von einzelnen Empfindungszuständen und damit verknüpften Thatsachen käme dann in Frage. Das Leben als solches hat also seinen besondern Werth daher, daß sich die Gesammtnatur nicht durch und durch, überall und jederzeit, als etwas Lebendiges und Empfindendes darbietet, sondern daß sie in uns erst zu leben und zu fühlen beginnt. Das animale Leben und damit auch das des höchststehenden Menschen wird nur dadurch zum Gegenstand der Bewerthung, daß es aus dem Nichtleben auftaucht, sich gerade an dem letzteren absolut abhebt und im Todesausgang die zeitliche wie inhaltliche Bemessenheit seines Einzeldaseins vor sich sieht. Umgekehrt bemißt sich aber auch die Bedeutung des Todes nach dem Einzelschicksal, das er jedesmal beendet. Demgemäß werden wir uns im Allgemeinen von dem Grundgedanken leiten lassen, daß der Tod seine positive Bedeutung erst durch die Rücksicht auf den Lebensgang erhalte, welchen er endigt. Der Tod ist eine Vernichtung, deren Wesen man aus dem zu erkennen hat, was vernichtet ist. In diesem Sinne können wir sagen, daß das Leben das Maaß des Todes sei. Vielleicht möchte aber der umgekehrte Satz für die Frage der Werthschätzung des Daseins noch von größerem Interesse sein. Leben und Tod messen sich gleichsam aneinander, und es ist daher nicht blos das

Leben ein Maaß der Bedeutung des Todes, sondern der Tod auch ein Maaß der Bedeutung des Lebens. Der Ernst und die Energie des Daseins treten mit ihrer vollen Gewalt erst dann in das Bewußtsein, wenn im Hintergrunde jener unverdächtige Zeuge der absoluten Bedeutung des ganzen Triebwerks auftritt.

Welch einen Gehalt das Streben und Ringen der Menschen einzuschließen vermöge, offenbart sich erst, wenn der Tod diesem Getümmel naht. Die tiefstgehenden Erregungen, deren das menschliche Herz fähig ist, stellen sich ein, wenn sich die Fülle des Lebens an der öden Grenze des Nichtseins gleichsam abhebt. Die höchste Energie des Daseins entfaltet sich, wo sich das triviale Spiel des Gelingens und Mißlingens in eine Erprobung der Chancen von Leben und Tod wandelt. Wäre der Tod nicht gleichsam das Maaß des Lebens, so ließe sich die höhere Theilnahme, mit welcher die Menschen die Tragödie vor allen andern Gattungen des Drama bisher betrachtet haben, nicht recht begreifen. Warum erscheint die tragische Gestaltung des Lebens als die gehaltvollste? Doch wohl, weil sie sich zu jenen Höhen erhebt, auf denen Leben und Tod aneinander grenzen. Man würde nicht an den Ernst der großen Leidenschaften glauben, wenn sie sich nicht an ernstester Todesgefahr endgültig bewährten.

7. Wer den herkömmlichen Reiz der Tragödie erklären will, muß uns erst den Reiz des Lebens selbst und insbesondere des Lebens in einer seiner höchsten Steigerungen begreiflich machen. Erinnern wir uns jedoch hiebei, daß die letzten Grenzen, zu denen sich das Lebensgefühl steigern mag, zwar ein treuer Ausdruck seines innersten Gehalts und seiner höchsten Reize sind, daß aber gerade unterhalb jener Grenzen das normale

Spiel der Breite des Daseins verlaufen muß. Der Reiz liegt für das Ganze des Lebens logischerweise mehr in der Möglichkeit als in einer unabwendbaren Wirklichkeit der Katastrophen. In der kühnen Bewegung zu und von jenen Grenzen, in der entschlossenen Erprobung der ganzen Weite des Geschicks, in dem Bewußtsein, die Schranke nicht zu scheuen, an welcher sich Leben und Tod berühren, liegt der intensive Reiz eines die Höhen das Lebensmuthes suchenden Strebens. Die Differenz, haben wir früher behauptet, ist die eigentliche Ursache der Steigerung der Empfindung. Nun giebt es keinen gewaltigeren Unterschied als den zwischen Sein und Nichtsein. Wo also das Lebensgefühl seine Höhe an der Tiefe des Todes mißt, da wird es seines Wesens am vollsten innewerden und ermessen, welch einen Reichthum dieses im einmaligen Wechsel von Geburt und Tod hinfließende Dasein einschließt. Der Tod ist also nicht der Feind des Lebens überhaupt, sondern er ist hier sogar das Mittel, durch welches die Bedeutung des Daseins in ihrem vollen Werthe offenbar gemacht wird.

Der Satz, daß der Tod zu einem wahren Leben gehöre, hängt nicht von der absoluten Gültigkeit unserer Hinweisung auf das Tragische ab. Namentlich bleibt es sehr gleichgültig, ob sich das Tragische blos in der Wirklichkeit des Lebens finde, oder ob es daneben auch in der Kunst widergespiegelt werde. Im Gegentheil ist die abgeleitete Idealisirung verdächtig. Die Reize, die der Zuschauer am dramatischen Bilde des Lebens findet, sind künstlich berechnet. Es ist die Effect- und Gefallsucht der Dichter, die uns hier nur das vorführt, wovon sie weiß, daß es uns befriedigend erregen werde. Von der Wirklichkeit bleibt also das fort, was nicht zu diesem

Zwecke stimmt, und wir haben, wenn wir uns nicht echt ästhetisch täuschen wollen, auf der Hut zu sein, daß wir nicht gerade durch die Kunst für eine entnervende Lebensauffassung zugerichtet werden. Es ist schon bedenklich, dem wirklichen Leben gegenüber zu viel den bloßen Zuschauer zu machen; aber noch weit mehr entfernt man sich von dem Wirklichkeitsgehalt der Dinge, wenn man sich einseitig auf die bloße Besichtigung spielerischer, wenn auch manchmal genial spielerischer Halbbilder des Daseins verlegt.

Vielleicht hat die von den weinerlichen, den thränenspielerischen Griechen so hoch ausgebildete Sitte der tragisch angenehmen Sinnes- und Leidenschaftserregung noch einmal das Schicksal der römischen Fechterspiele. Die letzteren waren gewiß sehr roh; aber der tragische Kitzel, der von der Bühne ausgeht, also die mehr rührseligen als heroischen Empfindungen, welche der Theatertod oder sagen wir gleich lieber der künstlerische Tod in den Menschen anregt, sind im Gegentheil zu raffinirt fein, schattenhaft und unwirklich, als daß sich an die Dauerbarkeit dieser zwar eingewurzelten, aber bei ihrer Schwächlichkeit doch nicht unbedingt nothwendigen Gewohnheitsstimulationen glauben ließe. Die heutige Bildung vermeint allerdings, hier ihren Höhepunkt zu haben. Schon die Zumuthung, die Befassung mit den künstlerisch zugestutzten Schemen des Lebens ein wenig zu beschränken, erscheint der heutigen ästhetischen Welt wo nicht ungeheuerlich, doch sonderbar. Dennoch ist dies das Mindeste, was man, und zwar vornehmlich in Beziehung auf den Tod und Todesmuth, verlangen muß, damit die verschrobene Kunstverhimmelung dem wahrhaft starken Leben nicht im Wege stehe. Der Tod ist uns kein Theaterschluß.

Wenn wir uns auf das Tragische berufen und hiebei zunächst an dasjenige in der Schauspielkunst erinnert haben, so ist diese Wendung ein zur Zeit noch unumgängliches Mittel, um das Verständniß für eine Auffassung anzubahnen, die weit über die bisherige Denk- und Gefühlsweise hinausreicht.

Auch das im Leben an sich selbst schon Tragische, soweit es dem ästhetischen Begriff nach hier und da wirklich anzutreffen ist, bildet bei Weitem nicht den einzigen Fall, in welchem das in den Tod führende Verhalten als eine Bekundung des Lebensenergie anzusehen ist. Zum lebensvoll Tragischen gehört in jedem Fall eine sichtbare Kraftbethätigung und ein activer Kampf mit Mächten, denen gegenüber die Handlungsweise des Helden besonders gewaltig und, trotz des äußerlichen Untergangs, als eine innere Ueberwinderthat erscheint. Die Erhabenheit des Menschlichen muß anschaulich wahrnehmbar hervortreten und darf daher nicht in einem bloßen Erdulden bestehen. So groß auch die Energie sein möge, die sich im Ertragen von Unheil und Tod bekundet, so muß sie doch auch äußerlich in die Sinne fallen, damit das herkömmliche Gepräge des Tragischen erreicht werde. Nun würde es aber eine arge Beschränktheit sein, die großsinnigen und erhabenen Bestandtheile der menschlichen Natur nur in der Enge dieser eigentlichen Tragik suchen zu wollen, deren Haupteigenschaft doch nur darin besteht, neben ihrem übrigen werthvollen Gehalt auch noch einen theatralischen Charakter zu haben. Von dem Erforderniß dieses Charakters wird man aber im Laufe der Zeit noch zurückkommen. Man wird dem Leben in seiner Wahrheit und Wirklichkeit gerecht werden und den Werth seiner Gestaltungen nicht nach dem Umstande abmessen, daß sie für die Schaulust und das Erschütterungsbedürfniß einer in der Veredlung rückständigen, nur decorativ erregbaren und unzulänglich gebildeten Menschheit eine besondere Anziehungskraft haben.

8. Wenn sich der Mensch, anstatt im Kampfe mit Seinesgleichen, in der Arbeit an der Natur bewußterweise dem Tode aussetzt, so ist auch dies eine Handlung, in welcher sich die volle Kraft des Lebensmuthes am Rande des Todes bewährt. Dieser Fall ist nun offenbar vom Tragischen so weit als möglich entfernt, und zwischen beiden äußersten Enden befindet sich eine ganze Stufenleiter von letzten Erprobungen des Lebens. Die Anspruchslosigkeit ist das Gepräge der mit häufiger Todesgefahr verbundenen Arbeit, während die Aufstutzung zum weithin sichtbaren und auch für die Menge begreiflichen Heldenthum den Hauptstoff für das Theater oder wenigstens für die theatralische Auffassung der Geschichte liefert. Ebenso ist die Aufnahme des stillen Kampfes mit der Noth und mit schleichenden feindlichen Mächten wahrlich nichts Geringes; denn die Todesgefahr wird hier oft vielfältiger und beklemmender sein als da, wo sie plötzlich nur in einer einzigen Verwicklung auftritt und schnell ihre Lösung findet. Es ist leichter, dem Tod bei einer besondern Gelegenheit in das Auge schauen, als ihn fortwährend, bald in dieser bald in jener Wendung, herantreten sehen. Fort also mit der Meinung, das Leben habe seine Gipfel ausschließlich nur da, wo die Spannung zwischen Sein und Nichtsein den vereinzelt acuten oder gar bühnenmäßigen Charakter annimmt! Ueberall, wo sich das muthige Lebensgefühl durch das unmittelbare Bewußtsein der Todesmöglichkeit gesteigert findet, ist auch der absolute Werth des Daseins deutlicher erkennbar und prägt sich schon in der Empfindung voller aus.

Der Tod muß also nicht blos den erforderlichen Raum für neue Gebilde schaffen, sondern ist auch das Mittel, dem Dasein den Reiz des Einmaligen und absolut Einzigen zu geben. Wir können daher auch annehmen, daß dieselbe Individualität in den mannichfaltigen Combinationen der Weltgeschichte nie genau wiederholt wird, und daß sie, falls sie sich zuweilen scheinbar wiederholt fände, doch durch die besondern Umstände der natürlichen und geschichtlichen Umgebung irgend eine nicht unwesentliche Abänderung erfahren haben müßte. In fortwährender Wandlung setzen sich die Gebilde auf andere Art zusammen, und jede Hervorbringung in diesem Strome der Elemente hat, abgesehen von etwaiger Verleidung oder Verkürzung, ihr eigenes absolutes Recht gefunden: sie hat sich genuggethan, indem sie existirte. Weiteres fordern, hieße von der Natur die Verwirklichung einer Thorheit verlangen. Offenbar ist es für den Trieb zum Leben genug, sich kräftig zu verwirklichen. Dieser Trieb will seine Thaten nicht zu den Versteinerungen eines ganz passiven Beseligtseins werden lassen, sondern sie als Handlungen vorführen und vollenden, um immer wieder zu anders gewählten Functionen übergehen zu können. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit der Rhythmus von Leben und Tod, und zwar in einem noch umfassenderen Sinne, als er uns im Hinblick auf das Sterben bloßer Individuen zunächst verständlich erscheint.

Nicht blos die Individualisirungen, sondern auch die allgemeineren Artungen finden in der umwandelnden Combinationsarbeit von Natur und Geschichte früher oder später ihren Abschluß. Es giebt außer dem Tod der Einzelnen auch einen Völkertod, der darin besteht, daß die besondern nationalen Ausstattungen und unter ihnen auch die Sprachen hinschwinden. Todte Sprachen

und todte Völker, von deren Leichnamen her uns nur die Bruchstücke von Literaturen und einige Kunstüberbleibsel zugekommen sind, zeugen in classischer Weise für die Vergänglichkeit der Völkertypen. Mag auch in der modernen Blutmischung noch manches Stammeselement fortexistiren, das einst jenen alten Völkergebilden angehörte, so ist doch der besondere Typus verschwunden, und die alte Combination wird nicht wieder erzeugt werden. Auch wäre es eine falsche Romantik, so Etwas zurückzuwünschen und wieder neu erzeugt wissen zu wollen. Die Menschheit hat am Griechen-, Römer- und Frankenthum ohne Wiederholung schon genug gehabt, und wir werden froh sein können, wenn wir auch noch die unzeitigen Verlängerungen dieser Typen in unserm Geist, die bereits zu lästigen Gespenstern geworden sind, einst völlig abgethan haben.

Kein Völkergebilde kann auf fast unbeschränkte Dauer rechnen; ja man kann behaupten, daß eine zu starre und zähe Langlebigkeit von Racen- und Völkertypen ein Anzeichen ihrer untergeordneten Natur sei. Der Zigeunertypus reicht in die geschichtlich bekannten Jahrtausende zurück, und die Juden wollen, was sie selbst betrifft, an den Völkertod nicht recht glauben, obwohl ihre Sprache längst nicht mehr zu den lebenden gehört und ihr Dasein als zusammenlebendes Volk ebenfalls abgethan ist. Ihre Existenz als eine in alle Völker eingefügte internationale Gesellschaftsclasse deutet mit ihrem ausgeprägten Gegensatz ebenfalls nicht auf Schrankenlosigkeit dieses Gebildes. Die Ausnahmen vom Völkertode sind also nur scheinbare, und es ist gut, daß es sich so verhält, ja daß es sich aus innern Gründen so verhalten muß.

Wie viel eitle Ueberhebung wird nicht nieder-

geworfen oder gebührend gebändigt, wenn außer den Anmaaßungen des Individuums und der Sippe auch noch die Hohlheit des Aberglaubens an die Unsterblichkeit einer Nationalität zurückgewiesen werden kann! Der edlere Mensch, der sich verständigerweise darein findet, daß er im ernsten Sinne des Worts sterblich ist, wird auch an der Völkersterblichkeit nicht nur keinen Anstoß nehmen, sondern in dieser Natureinrichtung eine befreiende Macht erkennen, die von allen Ausgelebtheiten und Verrottungen erlöst. Der Hinblick auf den begrenzten Lebenslauf aller Nationen kann überdies schon im Voraus wohlthätig wirken, indem er die bewußteren Bestandtheile der Völkergebilde abhält, die gegenwärtigen Angelegenheiten maaßlos, nämlich so zu behandeln, als wenn es Schöpfungen gälte, die als solche für unermeßliche Zeiträume, wenn nicht gar für die unendbare Ewigkeit, fortzudauern hätten.

9. Eine Lebensgestalt wird nur dann in der bewußtesten Weise erfüllt, wenn sie als eine bestimmt begrenzte Abfolge von Functionen gilt, die irgend einmal ihr Ende erreichen. Nun lassen sich zwar die Umwandlungen, durch welche ein Typus zum andern führt, nur als theilweise statthabende Vernichtungen und Schöpfungen, nicht aber als eigentlicher Tod auffassen; jedoch wird der gewöhnliche Tod der Individuen bei den Umgestaltungen der Gruppentypen eine entscheidende Rolle spielen. Eine Menge von Ausmerzungen werden sich ohnedies durch den eigentlichen Tod vollziehen müssen, und die neuen Combinationen der Elemente können ihre schöpferische Arbeit vielfach nur unter der Voraussetzung vollbringen, daß die erforderlichen Vernichtungen zeitig platzgreifen. Wie nun aber in Folge des Aussterbens und durch veränderte Blutmischung (oder durch unmittelbare Entwicklung) die neuen Combinationen auch zu Stande kommen, so bleibt die Hauptsache an dem ganzen Vorgang doch immer das Entstehen andersartiger Gebilde. Ist die Häufung der Veränderungen beträchtlich, der zeitliche Abstand von den früheren Gestaltungen sehr groß, also zwischen den verglichenen Zuständen für die Erkenntniß eine namhafte Lücke, so kann die Wandlung den Sinn einer so gut wie völligen Neuschöpfung haben. Man wird alsdann sagen dürfen, eine Artung sei untergegangen, um einer andern platzzumachen.

Auf diese Weise könnte sich einst auch die Menschheit in einen entschieden vollkommneren Wesenstypus übergeführt finden und in Folge dessen auf diejenige Menschengestalt, die uns als die entwickeltste gilt, wie auf eine ausgestorbene Thierart zurückblicken. Gleichviel ob sich so Etwas in ununterbrochenem Zusammenhang mit Hinterlassung einer eigentlich geschichtlichen Erinnerung, oder etwa unter Dazwischentreten von weniger bewußtem und gleichsam wildwüchsigem, culturlosem Dasein, entwicklungsgemäß vollzöge, — immer würde man von einem Tode des früheren und einem neugeschaffenen Leben des späteren Typus reden können. Es wäre dann die Vergänglichkeit der uns bekannten Menschheitsgestaltung mit einer solchen Wendung der Wirklichkeit offenbar dargethan, und wir können schon aus dem Gedanken dieser bloßen Möglichkeit entnehmen, daß wir keinen hinreichenden Grund haben, selbst unter der Bedingung vielfacher Verfeinerung an eine immerwährende Vollberechtigung des jetzigen Menschheitstypus zu glauben.

Mit Weltuntergangsperspectiven hat die Phantasie oft gespielt; doch hat die Möglichkeit auch ihre ernstere, alles Leben an seine Endlichkeit mahnende Seite. Nicht

blos die Menschheit, sondern alles, was athmet und fühlt, hat irgend einmal einen Anfang genommen, und da früher ein Weltzustand vorhanden gewesen, in welchem es empfindender Wesen ermangelte, so ist es weder eine logische noch eine sachliche Ungereimtheit, einen solchen Zustand auch in irgend einer Zukunft als Möglichkeit vorzustellen. Zu einem Schluß auf eine bestimmte Nothwendigkeit dieser Art, sei es auch nur bezüglich unseres Planeten, fehlt freilich sehr viel, und ein künftiges, eindringenderes Verständniß des gesammten Weltschematismus mag sogar zur deutlichen Einsicht des universellen Gegentheils verhelfen können.

10. Das Wesen des Lebens besteht nicht darin, ein starres Ziel zu erreichen, welches jenseit der beendigten Reihe seiner Functionen liegen soll, sondern es sind diese vergänglichen Functionen selbst, an denen der Lebensreiz haftet. Nähmen wir also auch das Aeußerste an, daß nach einer gewissen Anzahl Jahrbillionen oder -trillionen (oder vielleicht erst nach Decillionen von Jahren) alles Leben mit einem universellen Tode für immer endigte, so wäre der Spielraum zwischen der Entstehung und der Vernichtung das allein Interessirende und Interessante. Es liegt kein Verzicht darin, gerade in diese Schranke einzutreten; denn diese Schranke ist so weit wie das ganze Empfindungssystem oder alle Empfindungssysteme, die je aus dem Schooß der Natur hervorgehen mögen.

Auch sind unsere Vorstellungen vom Allerletzten wie vom Tode des Menschen das völlige Gegentheil von dem, was man an Jenseitigkeiten und Zwitterhaftigkeiten seit Jahrtausenden imaginirt hat. Der Tod, den wir meinen, ist ein echter, voller und ganzer. In ihm steckt nichts Positives. Wir sind nicht zweideutige Nichtsler; wir dulden keinen haltungslosen Doppelsinn der Begriffe Tod und Nichtexistenz. Wo wir ein Nichts annehmen, da hat es überall einen rechtschaffenen, unzweideutigen und ungemischten Sinn; da ist es nicht jener Zwitter wie die buddhaisirende Vorstellung Schopenhauers, die ihrem Nichts einen Seinscharakter nebst beseligenden Eigenschaften zutheilt. Mit solchen Gespinnsten des Aber- und Zauberglaubens, ja noch mehr — selbst mit den poetischen Wendungen einer unreifen Phantasie, welche den Tod als ewige Ruhe oder als ewige Nacht vorstellt, haben wir nichts gemein. Sogar die schlafvergleicherische Symbolik des Todtseins müssen wir unsererseits fernhalten, da sie die Grenze zwischen dem Lebendig- und dem Abgestorbensein der organischen Materie in wisssenswidriger Weise verwischt. Einen „letzten Schlaf" kann es doch nur vor dem Augenblick des Todes geben. Fort mit den Phantasmen; weg auch mit aller Janeinerei!

Die Wirklichkeitsanschauung hat eben darin ihr Wesen, jegliche Phantastik zu entfernen, besonders aber die Todesverhimmelung ebenso wie jede andere Verhimmelung zu den Acten der abzuschließenden Religionsära zu legen. Das Vergehen ist, wie das Entstehen, etwas Ernsthaftes. Der Begriff vom Leben ist eben nicht seine Verneinung. Ihm gegenüber giebt es nur noch seine vollständige Abwesenheit. An sich ist also der echte Tod die Abwesenheit der Empfindung und zwar nicht blos ihres zufälligen Daseins, sondern auch der zu ihrer Erzeugung fähigen Ursachen. Die Aussicht auf den Tod aber, die in der schreckhaft abergläubischen Anschauung als das bedrohlichste aller Uebel gilt, ist eine das Lebensgefühl nicht blos steigernde, sondern auch beruhigende Vorstellung; denn im Hinblick auf den Untergang concentrirt sich, wie gesagt, die Lebens-

energie und nimmt zugleich eine feste, maaßvolle Haltung an.

Die bloße Nichtexistenz ist als solche weder ein Uebel noch an sich etwas Gutes. Wäre der Tod in der Auffassung der Menschen von vornherein nichts weiter als die bloße Abwesenheit des Lebens, so würden wir uns um ihn nicht zu kümmern haben; abgesehen vom Unerwünschten oder Unerwarteten in der Zeit seines Eintretens, also abstract angesehen, würde er so wenig Gegenstand der Furcht wie der Hoffnung sein können. Aber aus thörichter Furcht vermögen Viele sich nicht einmal einer unbefangenen Betrachtung des doch schließlich ganz Unabwendbaren zuzuwenden, und so verbleibt dem entschlossenen Denken die Aufgabe, den Trug zu zerstören, welchen gewisse Empfindungen des Lebens über das verbreiten, was nicht mehr Leben ist. Schreckhafte Befürchtungen, wie auch um ihre Erfüllung bangende Wünsche werfen ihre Schatten jenseit des letzten Augenblicks und folgen hierin doch nur dem allgemeinen Gesetz aller Affecte. Letztere pflegen die ihnen gemäßen Vorstellungen sich zu erdichten, wo sie dieselben in der Wirklichkeit nicht antreffen. Jeglicher böse Traum, aber auch jede schlimme Ahnung und die ganze Phantastik der Entmuthigung oder Zaghaftigkeit sind Ideengewebe der Empfindung. Die Angst, wie auch die fröhliche Zuversicht, kann ohne äußern Grund, so gut wie närrischerweise, als eine bloße Reproduction früherer Gemüthszustände wieder hervortreten; in diesem Fall wird sie ihre Ursachen auch bei wachen Sinnen selten zutreffend, vielmehr ganz unbestimmt denken. Auf diese Weise geschieht es, daß das Gefühl die Imagination zur Erschaffung einer Welt von Ideen anregt, die, als Wirklichkeiten vorausgesetzt, jenes Gefühl zu

erzeugen vermöchten. Die subjective Empfindung kann nicht umhin, unwillkürlich zur Ideenbildung überzugehen und zu ihrem eigenen Dasein eine objective Ursache hinzuzudenken. In dieser Thätigkeit folgt sie dem Gesetz der Gewohnheit und Ursächlichkeit. Sie vermag keine andern Schrecken zu erdichten als solche, deren Bilder sie bereits in der wirklichen Welt kennen gelernt hat. Alle jenseitigen Projectionen unserer Affecte sind daher Dichtungen aus dem Stoff der bekannten Welt; nur die Combination und die Größe der transcendenten Gegenstände sind ein Zusatz des Spiels der Imagination.

Auch die Grundform, welche die Erfahrung und Erwartung des Lebens beherrscht, wird begreiflicherweise in den Conceptionen der Phantasie gewahrt; denn die Zeitverhältnisse werden stillschweigend in jedes jenseitige Phantasma aufgenommen. Wir haben es demnach im Grunde stets nur mit einem einzigen einheitlichen System von Vorgängen, mit einer für jegliches Ich einzigen Reihe von Erfahrungen zu thun. Die Vorstellungen, welche über das Grab hinausschweifen, träumen von einer Erfahrung, welche die Fortsetzung der bisherigen Erprobung der Existenz, wenn auch unter andern Normen und in andern Gleisen, so doch gegen die Naturgesetze sein soll. Die Empfindungen und Gefühle, deren wir im Leben fähig sind, werden für Bürgen nicht blos der kommenden Wirklichkeit, sondern auch der eingebildeten Zukunft gehalten. Die leere Zeit unserer Vorstellung wird mit fast beliebig schweifenden Bildern des Zukünftigen decorirt, in deren Erzeugung das unmittelbare Gefühl und die jeweilige Stimmung den beinahe einzigen Leitfaden abgeben. Je unbefriedigender die Wirklichkeit ist, um so geneigter wird die Empfindung sein, ihrem eigenen Zuge zu folgen und die Elemente ihres einge-

bildeten Seelenreichs so anzuordnen, daß sie mit dem Mißliebigen in dieser Welt versöhnen. Wir haben also nicht blos die Schöpfungen der unmittelbaren Furcht, sondern auch die Bestrebungen derjenigen Affecte, welche nach einem bessern Dasein und nach gerechter Ausgleichung verlangen, gebührend in Rechnung zu bringen.

Der Trug aber, welchen uns die Phantasie unter der Herrschaft des Gefühls bereitet, muß vorweg als eine ähnliche Täuschung betrachtet werden, wie diejenige ist, welche wir so häufig in den Träumen erfahren. Der auf die Erfassung der Wirklichkeit angelegte Mechanismus der Ideenbildung muß überall da, wo ihm nur einseitig innerliche Materialien gegeben werden, zu bloßen Erdichtungen führen. Nun ist der Mensch von Natur immer in einem gewissen Grade von dem Ganzen der Dinge isolirt und mischt daher in die Vorstellung des Wirklichen fortwährend die Dichtung. Kein Wunder also, daß er gerade auf dem Standpunkt der rohen Natur den täuschenden Mächten am meisten verfällt! Erst der sich orientirende und ausbildende Verstand gelangt allmählich dazu, den einheitlichen Charakter der Dinge zu erfassen, und ist danach im Stande, die Irrthümer der Isolirtheit und Beschränktheit zu berichtigen. Für die gereifte Einsicht des Geschlechts ist dann der Tod Nichts als das Ende des individuellen Lebens. Ursprünglich war es allerdings ein sehr natürlicher Irrthum, den Leichnam als eine Art entleerter Hülse aufzufassen und sich das „Subject der Empfindung" als entschwunden und davongegangen zu denken. Ein gleich natürlicher Irrthum war es aber auch, so lange man noch keine Ahnung von der Kugelgestalt und Axendrehung der Erde haben konnte, die stündlichen und täglichen Aenderungen im Stand der Gestirne als eine diesen selbst zukommende Bewegung zu deuten. Wer es versuchen wollte, jenen natürlichen Aberglauben etwa in seiner ursprünglichen Einfalt wiederherzustellen und seinen späteren Verzerrungen, den klobigen Jenseitsbildern der sich offenbart nennenden Religionen, damit ein wenig Concurrenz zu machen, würde offenbar den Kürzern ziehen. Denn ohne Hinzufügung gröberen Aberglaubens macht, als wahr hingenommen, jene schlichte Conception den Tod zu etwas viel Traurigerem, als er von Natur ist, nämlich zum bewußten und gefühlten Verlust des ganzen Leibes, und hierüber würden sich die Menschen auch durch keine Berufung auf Plato, auf Descartes oder auf Rousseau jemals hinwegtäuschen lassen. Doch dies nur nebenbei, um keinen Schlupfwinkel des Jenseitswahnes, der allenfalls noch in Frage kommen könnte, ununtersucht zu lassen.

11. Ereignisse, die sich an das uns bekannte Leben anschließen und mit ihm eine einheitliche Erfahrung für dasselbe Ich bilden möchten, haben wir also, gemäß den materialistischen Wahrheiten, weder zu fürchten noch zu hoffen. Die natürlichen Empfindungen, durch welche sich die Theilnahme der vorangehenden Generation für die folgende vermittelt, sind und bleiben der treuste Ausdruck unserer wahren Interessen an der Zukunft. Alle Antriebe, welche sich auf den Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Geschlechter beziehen, greifen über die Begrenzung des individuellen Daseins hinaus; denn sie haben ihren Schwerpunkt im Gattungsleben. Wir bedürfen daher keiner metaphysischen Abenteuer, um unsere begründeten Interessen am wahren zukünftigen Leben, nämlich demjenigen unserer Nachkommen, zu erfahren. Sogar die Grundzüge unserer Individualität, oder wenigstens erhebliche

Elemente derselben, dauern in jenen Combinationen fort, deren Ergebniß die Charakterbeschaffenheit und sonstige natürliche Ausstattung unserer Nachkommen ist.

Außer den unwillkürlichen Empfindungen, durch welche die Natur unsere Beziehungen zum zukünftigen Dasein unseres Geschlechts regelt, giebt es noch ein mehr verstandesmäßiges Band, welches dem Kommenden die Theilnahme des Gegenwärtigen sichert. Ein wichtiges, wenn auch zunächst unscheinbares Gesetz unserer Vorstellungen ist nämlich das Mittel, uns selbst wider unsern Willen fremdem Interesse dienstbar zu machen. Jegliche Art von Ideen wirkt stets in ähnlicher Weise, mag sie ihren Gegenstand in unmittelbarer Gegenwart oder in einer entfernteren Zukunft haben. Nur die Größe der Wirksamkeit fällt verschieden aus, je nachdem sich das Bewußtsein auf Nahes oder Fernes bezieht. Sobald wir uns irgend ein Ereigniß, welches die menschliche Theilnahme zu erregen im Stande ist, überhaupt nur vorstellen, so wird schon diese Vorstellung an sich selbst, ganz abgesehen von dem unmittelbar individuellen Interesse, welches wir an ihrem Gegenstande nehmen mögen, zur Ursache einer praktischen Affection unseres Wesens. Wir können gar nicht umhin, denselben Beifall oder dieselbe Verachtung, mit welcher wir irgend eine Gestaltung der Dinge betrachten, auch auf die bloße Vorstellung dieser Gestaltung zu übertragen, so wenig uns die letztere auch persönlich angehen mag. In der weiteren Ausbildung, in der vielseitigeren Verzweigung sowie Verfeinerung dieses Vermögens ist sowohl ein Fortschritt in der Selbstlosigkeit als auch ein solcher der praktischen Verstandeskräfte enthalten, und erhebt sich dadurch der Mensch in gesteigertem Maaße über das Thier.

Unser allgemeineres Interesse an der Zukunft beruht

auf diesem Gesetz, daß die Vorstellungen unwillkürlich zu praktischen Affectionen führen. Handelt es sich nun aber gar um wirkliche praktische Interessen, ist es also zum Beispiel die Sorge für die Nachkommenschaft, was unsere Vorstellungen auf die Zeit nach unserm Dasein richtet, so ist die Wirksamkeit der über das Individuelle hinausgreifenden Ideen offenbar. Selbst die ganz abstracte Theilnahme, mit welcher wir an den allgemeinen Schicksalen von Nation, Race und Menschheit haften, ist nur der Effect jenes Gesetzes, welches den reinen Vorstellungen als solchen einen Einfluß auf die praktischen Affectionen unseres Gemüths verschafft. Schließlich ist auch der Nachruhm oder vielmehr das ihm zu Grunde liegende Interesse aus jenem Gesetz der Wirksamkeit bloßer Vorstellungen zu begreifen. Die Idee von Etwas was wir nie erfahren, ist doch wenigstens selber eine gedankliche Erfahrung und hat als solche einen Werth für unser Bewußtsein. Das Mitgefühl für das Menschliche überhaupt macht allerdings auch alle bewußte Theilnahme, die sich auf Vorstellungen des Zukünftigen gründet, erst möglich. Aber ohne jenes Gesetz des allgemeinen Vorstellungseinflusses, welches man auch als „Gesetz des intellectuellen Wollens“ kennzeichnen und benennen könnte, würde sich das Bewußtsein nicht unmittelbar an Etwas betheiligt finden, was über seine eigne Dauer hinausreicht. Auch jener Ruhm bei den späteren Geschlechtern hat für klardenkende Naturen nur die Bedeutung des gegenwärtigen Gefühls einer weitreichenden Wirksamkeit; aber die bestimmtere Vorstellung von dieser Wirksamkeit kann doch nur die Gestalt von Eindrücken haben, die ähnlich geartet sind wie diejenigen des unmittelbar erprobten Lebens.

Für die bestimmteren Beziehungen der Gegenwart

und der Zukunft sorgen bereits zur Genüge die von der Natur eingepflanzten unwillkürlichen Empfindungen. Für die abstracteren Verhältnisse, welche mehr auf der verstandesmäßigen Verkettung der Vorgänge beruhen, möchte wohl jene allgemeine Theilnahme, welche sich aus der Wirksamkeit der bloßen Ideen herschreibt, eine hinreichende Bürgschaft sein. Es ist genug, wenn sich der Mensch, wo er der höheren Erkenntniß theilhaft wird, zu Vorstellungen über die nächsten voraussichtlichen Schicksale seines Geschlechts erhebt. Gewisse Charaktereigenschaften, wie Ordnungsliebe, müssen dabei mit den intellectuellen Eigenschaften zu größerer Fruchtbarkeit des Strebens und Verhaltens zusammenwirken.

Das Interesse und die Sorge für die Zukunft der kleineren wie der größeren Gebiete des Gattungslebens, von der natürlichen Familie durch die Nation bis zum Gedanken des allgemein Menschlichen hinauf, ist die echte Theilnahme und ersetzt für den aufgeklärten Verstand die superstitiosen und metaphysischen Affectionen. Für das an der Erfahrung gereifte Urtheil giebt es keine andere Aussicht, als diejenige, welche der uns bekannte Lauf der Verkettung von Ursachen und Wirkungen mitsichbringt. Was uns nach unserm Tode angeht, ist uns einzig und allein das Leben derer, die unser gemeinsames Dasein fortsetzen, nicht aber der leere Raum an der letzten Grenze unseres individuellen Bewußtseins, den die vom Verstand noch ungezügelte Phantasie mit allerlei nichtigen Decorationen zu erfüllen gesucht hat.

12. Wir haben den Tod (nämlich das Todtsein) als bloße Nichtexistenz erwogen und die Vorstellungen, welche über das Grab hinausschweifen wollen, auf ihre wahren Gegenstände hingewiesen. Nun müssen wir den Tod, d. h. das Sterben, als eine innerliche Erfahrung ins

Auge fassen, und hier ist der Punkt, bei welchem die Anklagen des Daseins beginnen. Trübe und düstere Anschauungen möchten im Tode ein verwerfendes Urtheil über das Leben finden. Eine uralte abergläubische Vorstellung hält die Sterblichkeit für die Strafe einer Ursünde, und ihr schließt sich der neuere pessimistische Philosoph (wie man ohne weiteren Beisatz Arthur Schopenhauer nennen muß) aus vollem Herzen an, indem er die Lust des Lebens als etwas mit einem letzten großen Schmerz zu Bezahlendes vorstellt.

Diesen Ideen gegenüber hat man zunächst nur auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß der völlig naturgemäße Tod, welcher nicht die Folge irgend einer Störung besonderer Lebensfunctionen, sondern einfach der Ausgang des allmählichen Abnehmens aller Kräfte ist, gar kein Schmerz genannt werden kann. So selten nun auch dieses ruhige und sanfte Hinscheiden sein mag, so muß doch wohl, wo es wirklich statthat, die Natur eine Ausnahme machen und auf die Einlösung des transcendentalen Schuldscheins, d. h. auf die Abforderung der die Lust abbüßenden Todesqual verzichten. Es scheint also mit dieser Art Gerechtigkeit nicht eben sonderlich bestellt zu sein; der Zufall und die Laune dürften an ihr wohl den meisten Antheil haben.

Nun ist freilich die Begleitung des Sterbens mit höchst unangenehmen Empfindungen der gemeine Fall. Nur die besonders gesunde und kräftige Natur bringt im Verein mit der Gunst der äußern Umstände es bis zu jener gleichmäßigen Abnahme aller Lebenskräfte und zu einem dem Einschlafen ähnlichen Sterben, ohne daß ein „letzter Kampf" das Ende auch nur vorbereitete. Dennoch glauben wir, daß, wenn die Menschen die Wahl hätten zwischen einem auf jegliches Wagniß verzichtenden,

dafür aber mit einem ruhigen und schmerzlosen Ausgang schließenden Dasein einerseits und einem bewegten, von mannichfaltigen und erregenden Leidenschaften ergriffenen und mit Gefahren ausgestatteten, mit einem Todeskampf endigenden Leben andererseits, sie unbedenklich das letztere vorziehen würden. Möchte auch immerhin ein überweiser Verstand die „Ruhe" als Glück empfehlen, der Trieb nach den Lebenszielen würde richtiger urtheilen und die Reize des stürmischen Daseins ergreifen, wo er sie findet, ohne sich um die letzte, so flüchtige Katastrophe zu kümmern.

Die Schrecken, nicht des Todes, sondern des Sterbens sind, abgesehen von den Complicationen durch den Aberglauben, durchaus von keiner andern Art als das, was uns innerhalb des Lebens selbst furchtbar ist. Man nehme an, es wisse Jemand nicht von seinem nahenden Tode, so werden die Schauer und sonstigen Empfindungen, denen er anheimfällt, solchen Schmerzen gleichen, wie sie inmitten des Lebenslaufes vorkommen, und höchstens den Charakter einer beängstigenden Ohnmacht annehmen. Man kann nicht leugnen, daß das unwillkürliche Gefühl der Angst, welches bisweilen die kritischen Zustände des in seinen Functionen behinderten Lebens begleitet, eine wahrhafte Qual ist; aber man wird ebenso wenig behaupten dürfen, daß die Aussicht auf die Möglichkeit einer solchen Qual für sich allein das Leben werthlos mache.

Bedenklich sind nur die thörichten Deutungen des durch fremden Trug beunruhigten Bewußtseins. Wie das unbefangene Kind mit leichter Mühe geängstigt wird, so verfällt der naive Sinn der Menschen den Schrecken seiner eigenen Visionen. Der Tod wird erst furchtbar durch den eingebildeten und dabei noch höllisch entstellten Hintergrund, welchen man ihm giebt,

und durch die Ideen, welche sich auf dem Grunde peinvoller Empfindungen erzeugen. Es ist der durch Vorurtheile und Wahnideen irregeleitete Verstand, welcher im Angesichte des Todes die besondern noch über das Gefühl, welches den Riß des Lebens ausdrückt, hinausgehenden Schrecknisse erzeugt. Gegen ihn giebt es nur ein einziges Mittel, und dies ist wiederum der Verstand selbst, aber der orientirte und überdies im Truge der Gefühle erfahrene. Zerlegen wir daher das gesammte subjective Bewußtsein, welches dem Sterben entsprechen kann, in seine beiden Elemente, nämlich in seinen Empfindungs- und Gefühlsinhalt einerseits und in seinen Gehalt an Vorstellungen andererseits, so können wir behaupten, daß der erstere Bestandtheil nicht sonderlich von dem, was wir auch sonst im Leben an sogenannter Todesangst erfahren mögen, verschieden sein kann, und daß der zweite Bestandtheil eine bloße Täuschung ist, obenein glücklicherweise eine solche, deren Trug dem Lichte einer gesunden Denkweise weichen muß.

Die Welt ist reich an einzelnen Bildern eines würdigen Ausgangs aus dem Leben, und es ist zu erwarten, daß auch die Mehrzahl allmählich lernen wird, mit Anstand zu sterben. Der berückende Widerschein, den der Gedanke an die Visionen des Aberglaubens häufig auf das Antlitz des Scheidenden wirft, muß überall verschwinden. Er stellt bei rechtem Besehen etwas Erbärmliches vor. Der Fortgang aus dem Leben hat wie das Leben selbst mehr oder minder Würde, und der letzte Act macht in Bezug auf unser Urtheil keinen Unterschied. Die Moral, ich meine hier nicht die einer verkommenen Schulmeisterei, sondern die aus der Wurzel der Lebensenergie selbst abstammende Kraft der Grundsätze, umfaßt das ganze volle Leben bis zu seiner

letzten Handlung, mit der es sich selbst endigt. Die Moral kann daher fordern, daß die Menschen den Tod nicht „überwinden“, aber wohl bestehen lernen. Wir werden auf diese Gesichtspunkte zurückkommen, wenn wir den freiwilligen Tod und das in ihm liegende Urtheil über das Leben untersuchen.

Was wir wirklich von den Chancen des Lebens zu halten haben, zeigt uns schließlich nur der die gegenständlichen Ursachen erwägende und so über den Trug der einseitigen Innerlichkeit erhabene Verstand. Er ist es, der das Gefühl von der Idee trennen und dafür sorgen muß, daß die Realität des einen nicht mit der bloßen Vorstellungswirklichkeit des andern verwechselt und so die Werthschätzung des Lebens gefälscht werde. Man mag immerhin die Pein der Empfindung zur Verdächtigung des Lebens mit heranziehen; man hat aber kein Recht, auch noch die falschen theoretischen Urtheile, die sich bei besserer Orientirung berichtigen, als sachliche Wahrheiten in Anschlag zu bringen.

Abstrahirt man von jeglicher Vorstellung dessen, was der Aberglaube als jenseit der Grenze gelegen voraussetzt, beachtet man also nur die bloßen Empfindungen, welche die mannichfaltigen Arten des Sterbens mitsichbringen, so muß man eingestehen, daß das Ende unserer Laufbahn Manchem, was in ihrer Mitte liegt, ähnlich ist, und daß es daher darauf ankommt, das Für und Wider, welches sich aus der Betrachtung jener Elemente des scheidenden Bewußtseins für die Beurtheilung des Daseins ergeben mag, nach den gewöhnlichen Grundsätzen mit den übrigen Chancen des Lebens zu combiniren. Die Arten des Ausgangs aus dem Leben sind vielgestaltig, und ihnen entsprechen daher auch

ganz verschiedene Weisen des Bewußtseins. Der abstracte Gedanke des Lebensabschlusses ist es nicht, was dem Sterben seinen quälenden Charakter ertheilt. Es werden vielmehr die mannichfaltigen Verkettungen mit dem Leben sein, deren Riß die Pein verursacht, und man wird daher erst aus der Betrachtung jener positiven Bindemittel zu erkennen vermögen, welche Bedeutung die letzte negative Macht, welcher ihre Zertrennung anheimfällt, für das Bewußtsein haben muß.

13. Die Bedeutung des Todes ist nach dem zu beurtheilen, was er vernichtet, und die natürlichen Empfindungen werden einem solchen Urtheil stets entsprechen. Wenn der Jüngling stirbt, so entschwindet der volle Reiz des noch kaum versuchten Lebens. Wenn der Mann stirbt, so wird er von seiner Arbeit und seinen halbvollendeten Unternehmungen losgerissen, und der Schmerz dieser Trennung von der Sorge wird oft noch empfindlicher sein als das Gefühl, mit welchem der Jüngling das verlockende Leben lassen muß. Die Verkettung mit dem Dasein ist auf dessen Höhestand am festesten geworden, und wenn der Tod nur nach dem Schmerz bemessen werden soll, den er uns verursachen kann, so wäre es vorzuziehen, jung zu sterben.

Es ist also eigentlich nicht der Tod selbst, sondern dessen Unzeitigkeit, was den bewußten Ausgang aus dem Leben in solchen Fällen so herbe macht. Könnte irgend ein anderes Ereigniß dieselbe Störung und dasselbe Abreißen halb vollendeter Bestrebungen bewirken, so würde es dieselben peinlichen Gefühle mitsichbringen. Wir dürfen also das Unheil nicht aus dem Umstand ableiten, daß es überhaupt einen Tod giebt, sondern wir müssen jeden vorzeitigen Ausgang aus dem Leben wie einen jener zahlreichen Zufälle betrachten, die un-

sere Unternehmungen scheitern machen. Mit der allgemeinen Nothwendigkeit, das Leben zu verlassen, und mit den natürlichen Empfindungen, welche sich an das Abtreten von dem Schauplatz knüpfen, wäre fertig zu werden, wenn man nur immer in dem Bewußtsein ginge, seine Rolle ausgefüllt oder wenigstens die Angelegenheiten derselben in Ordnung gebracht zu haben. Es zeigt sich hier wiederum die Macht jenes Gesetzes, welches den Vorstellungen als solchen Wirksamkeit giebt. Nicht die Vorstellung des Todes, sondern des Lebens ist es, was das Gefühl des Sterbens oft so verzweifelt peinigend gestaltet. Der Geist kann nicht umhin, sich mit den Angelegenheiten, die bisher seine Theilnahme fesselten, auch noch in dem Moment zu beschäftigen, in welchem die Grundlage zu allen jenen Affectionen schwindet. Wir dürfen daher den Tod nie außer Zusammenhang mit dem Leben betrachten, auf welches er folgt. Ja, wir können sogar behaupten, daß nur der mit Ruhe und Würde sterben wird, der im Leben eine edle und feste Haltung zu bewahren wußte.

Wir werden uns mit dem Sterben am ehesten aussöhnen, wenn wir es als einen Act des Lebens selbst betrachten. Dieser Act kann eine Folge der ungestörten natürlichen Gesetzmäßigkeit sein, und in diesem Falle endigt sich das Leben in völliger Freiheit, d. h. nach der ihm inwohnenden Norm des Bestehens. Die Natur löst dann ein Dasein auf, welches sie in ihrer Gesetzmäßigkeit nur auf die Erfüllung einer bestimmten Periode angelegt hatte. Jener Act kann ferner, anstatt einer passiv zu erduldenden Handlung der Natur, eine That der bewußten Ueberlegung und der Willkür sein. In diesem Falle wird die Gesetzlichkeit der unwillkürlichen Natur aus einer höhern Sphäre,

aus dem Gebiet des willkürlichen Verstandes, ergänzt, und es wird dem Zufall und den Störungen, welche die Lagen des Lebens für die eigene Natur unerträglich gestalten, Rechnung getragen. Schließlich kann jener Act ein bloßes Ergebniß der zufälligen Störungen sein, welche das Spiel des Lebens, um der Selbständigkeit seiner Entfaltung willen, einschließen muß. Letzterer Fall ist gewissermaaßen die Regel, während die beiden andern Voraussetzungen die seltenere Ausnahme bilden. Will man also das Leben des vorzeitigen Todes wegen, zu dem es fast immer führt, und hiemit folgerichtigerweise die Ordnung der Dinge, also den Weltcharakter anklagen, so muß man sich nicht gegen die Thatsache des Todes überhaupt, sondern gegen die Herrschaft dieser Art von Zufall wenden.

Ist denn nun aber diese Möglichkeit der zufälligen Störungen ein Umstand, welcher den Werth des Lebens beeinträchtigt? Wir glauben im Gegentheil, daß grade der höchste Reiz in der Erprobung dieser Chancen des Daseins und in dem damit zu verknüpfenden Bewußtsein besteht, selbständig in das Spiel der Combinationen mit eingreifen zu können. Das Leben wäre kein frisches Leben mehr, wenn es gar keine Unbestimmtheit des Gelingens und Mißlingens einschlösse. Der Mensch liebt es sogar, unter gewissen Umständen um Leben und Tod zu spielen, und es dürften wohl die in diesem Wagniß errungenen Erfolge sein, welche die höchste Genugthuung mitsichbringen. Jene Art von Zufällen ist selbst das Gesetz der Welt und, wie wir meinen, kein unglückliches Gesetz.

Anstatt den Tod als den düstern, das Leben verdächtigenden Hintergrund unseres Bewußtseins zu betrachten, sollte man in ihm lieber die gewisse Ver-

söhnung aller sonst nicht bezwingbaren Uebel des individuellen Daseins verehren. Wo es keinen andern Trost giebt, da ist der Gedanke der Vergänglichkeit alles Empfindens und Fühlens die letzte Zuflucht. Das stete Dahinschwinden, in welchem die Gemüthsbewegungen begriffen sind, führt zwar auch im Lebensgang schließlich über alles Ungemach hinweg. Aber der letzte Nothhafen im Sturme peinigender Gefühle bleibt immer der Tod; denn seine Macht versteht es, die schwierigsten Verwicklungen zu lösen und, wenn nöthig, den allzukünstlich geschürzten Knoten zu zerhauen.

14. Außer der Bedeutung, welche der Tod für den hat, der ihn erfährt, müssen noch die Wirkungen in Anschlag gebracht werden, welche in die Empfindung der Lebenden fallen. Im Großen und Ganzen wird man behaupten können, daß der Tod für den Ueberlebenden ein mindestens ebenso wichtiges Ereigniß ist als für den Sterbenden selbst. Wie häufig, und manchmal nicht ohne Grund, dieses Ereigniß als etwas Willkommenes, ja als eine wesentliche Erleichterung des eigenen Lebens aufgenommen wird — dieses allzu Gemeine lassen wir selbstverständlich außer Betracht. Wo jedoch irgend ein Band der Lebensgemeinschaft zerrissen wird, da ist der Schmerz der Trennung zweiseitig. Die peinliche Empfindung, mit welcher der Sterbende die Welt läßt, ist von kurzer Dauer, während das Gefühl des Verlustes, den die Ueberlebenden erleiden, seine Grenzen nur in der natürlichen Gesetzmäßigkeit der Affectionen findet. Man könnte daher versucht sein, den Tod in seinen Wirkungen für Andere als das schlimmere Uebel zu betrachten und eine Ordnung der Dinge anzuklagen, die uns den intensiven Schmerz der Trennung und den langsam zehrenden

Gram um die verlornen Gegenstände der Liebe bereitet. Auch giebt es wirklich keinen andern Ausweg aus diesen Bedenken, als die Erhebung auf einen über das Individuelle hinausliegenden Standpunkt.

Ein wahrer Ersatz kann dem nicht gewährt werden, welchem der Zufall oder auch eine feindliche Macht das Liebste entrissen hat. Es ist nicht möglich, das individuelle Band, welches eine andauernde Lebensgemeinschaft geknüpft hatte, jemals wieder in gleicher Weise hervorzubringen. Der Verlust ist im strengen Sinn des Worts ein unersetzlicher. Es wäre Thorheit, auf Mittel sinnen zu wollen, die ein solches Schicksal richtig auszugleichen vermöchten. Das Gefühl muß seiner eigenen Gesetzlichkeit und der versöhnenden Macht der Zeit überlassen werden. Es leitet ganz von selbst zu dem einzigen Standpunkt, auf welchem sich der herbe Schmerz in eine mildere Trauer auflöst. Es erhebt außerdem jeden nicht thierisch stumpfen Menschen über das Besondere und Einzelne zur Betrachtung des Ganzen; es richtet den Blick auf das Menschliche überhaupt und erweckt eine Theilnahme, deren das ungestörte Haften an der Einzelheit des Daseins nicht fähig ist. Das besondere Schicksal führt zur Lossagung von der Eigensucht und sucht den individuellen Schmerz in dem großen Ganzen des Weltverhängnisses aufzulösen.

Der Einzelne hat stets ein Recht zur Klage, wenn ihm Zufall und Tod den Gegenstand seiner tiefgewurzelten Affectionen entreißen; aber das Geschlecht, als Gesammtheit betrachtet, darf es nicht bedauern, daß es in einem Theil seiner Glieder Schicksale erdulden muß, welche die Theilnahme für den höheren und allgemeineren Charakter des Lebens lebendig erhalten. Ohne jenen Blick, welchen die Trauer um unersetzlich Verlorenes auf die

Weite des unermeßlichen Lebens ausschauen läßt, würde unserer Gattung das allgemeinste Motiv der Erhebung über die engen Schranken des jeweiligen Daseins fehlen. Das besondere Bild, welches der Augenblick entrollt, würde den Horizont begrenzen, und es würde das Gefühl des großen Zusammenhanges und der absoluten Bedeutung unserer Schicksale nicht recht lebendig werden.

Jener Standpunkt, von welchem aus das unmittelbare Haften an der Besonderheit des Individuellen schwindet, kann zwar nicht derjenige der wirklichen Hingabe an das Leben sein; aber er zeigt uns, indem er die festesten Verknüpfungen gelöst erscheinen läßt, den Werth des Augenblicks und der nur einmal gebotenen unwiederbringlichen Chancen. Die Losreißung von dem besondern Interesse des zufälligen Schicksals macht zwar den Schmerz desselben mild verklingen, ertödtet aber auch die Lust an dem vollen und bestimmten, auf das Einzelne gerichteten Streben. Fassen wir aber die Lebensenergie des Geschlechts als eine Totalität auf, so kann die Erhebung in das Allgemeine nur dazu dienen, die Federkraft des Strebens wieder zu wenden und auf die Erprobung der Chancen des bestimmten Daseins zu richten. Es wird also durch die Beeinträchtigungen, welche das individuelle Wollen durch die Zufälle erleidet, die allgemeine Empfindung der Bedeutung des Lebens gesteigert und so der Werth des Daseins, welcher ja nur an dem fühlenden Ich gemessen werden kann, erhöht. Ein Leben, welches in seinen Schranken nicht auch die Möglichkeit des unwiederbringlichen Verlustes hegte, wäre kein voller Ernst und könnte daher auch keinen höheren Reiz als den des bloßen Spieles haben.

15. Es giebt eine Art zu sterben, an welcher nicht nur das, was der Scheidende selbst erleidet, sondern auch das allgemeine Urtheil, mit welchem wir die ganze Weise des Abtretens vom Schauplatz betrachten, zu bedenklichen Erwägungen führt. Der freiwillige Tod ist nicht nur fast immer mit einem tiefen Gemüthsschmerz für den verbunden, welcher sich zu ihm entschließt, sondern er scheint auch einen allgemeinen Vorwurf gegen eine Ordnung der Dinge auszudrücken, welche zu einem solchen Schritt zu nöthigen vermag. Unter beiden Gesichtspunkten ist der selbstgewählte Tod, und zwar in einem noch höheren Maaße als selbst die Hungersnoth, eines der schwierigsten Probleme, welche die Werthschätzung des Lebens auf ihrer Umschau antrifft.

Wie muß der, welcher die eigene Hand zur Zerstörung der Voraussetzungen seines Daseins erhebt, von dem Leben denken? Muß er nicht, indem er sich zu seiner letzten Handlung anschickt, die ganze Ordnung der Dinge verwünschen, welche ihn zu einer so furchtbaren Wendung zwingt? Wir würden uns täuschen, wenn wir dem freiwillig Abtretenden regelmäßig solche das ganze Getriebe der Welt verurtheilende Gedanken unterlegten. Wir können gerade an dieser Art von Ausgang aus dem Leben lernen, daß der Mensch mehr als die beschränkte Subjectivität ist, deren Charaktere er in seinen gewöhnlichen Thaten geltendmacht. Er ist noch außerdem ein Centrum, in welchem die Mächte objectiver Allgemeinheiten gravitiren. Die bloßen Vorstellungen haben über ihn eine Gewalt, vor der die Gesetzmäßigkeit des individuellen Daseins weichen muß. Diese Vorstellungen sind nun stets auf das Leben gerichtet und zeugen von einer allgemeinen Theilnahme an den Conjuncturen des Daseins.

Wer lieber den Tod erdulden als die Pein der verlorenen Liebe aufsichnehmen will, beweist durch seinen Entschluß, welchen hohen Werth er dem beimißt, dessen Verlust ihn zur Wegwerfung des ganzen Daseins treibt. Wer die Ehre oder stolze Würde höher achtet als das Leben, giebt dadurch noch keineswegs zu erkennen, daß er das Leben überhaupt verachte. Er gesteht im Gegentheil einem einzelnen Elemente eine solche Bedeutung zu, um den Verlust desselben geradezu als den Verlust des Lebens zu betrachten. Wir können daher eigentlich nicht einmal behaupten, daß, wer die Voraussetzungen seines organischen Daseins zerstört, sich mit diesem Acte das Leben erst n e h m e. Das wahre Leben, als subjectives System der Empfindung betrachtet, i s t bereits durch die Macht der Objectivität g e n o m m e n. Der Verlust i s t im Wesentlichen schon d a, und die Vernichtung der Voraussetzungen des untergeordneten Lebensgetriebes ist nur die Folge der in einem höheren Gebiete bereits vollendeten Thatsache.

Der Tod durch eigene Hand braucht daher keine Verurtheilung des Lebens einzuschließen. Die verschiedenen Elemente und Reize des Daseins messen aneinander ihren Werth, und der Verlust des Wesentlichen zieht den Untergang des Uebrigen nach sich. Gerade die intensivste Lebensenergie ist jenem Schicksal des gewaltsamen Bruchs am meisten ausgesetzt. Es ist also die Liebe zum Leben selbst, welche den völligen Verlust des Daseins der positiven Empfindung eines wesentlichen Mangels vorzieht.

Wir können von unserm Standpunkt aus, welcher im Tode nichts als die Beendigung des Lebens sieht, für die abstracte Vorstellung des freiwilligen Todes weder entschiedene Sympathien noch Antipathien hegen.

Es giebt Arten der Selbsttödtung, die aus einer krankhaften Sucht oder Beängstigung stammen. Woher soll nun wohl Angesichts solcher Erscheinungen ein m o r a l i s c h e s Urtheil kommen? Der ganze physiologische Vorgang, der den erwähnten Handlungen entspricht, ist uns bezüglich der zugehörigen Empfindung meist so fremd, daß wir nicht einmal immer im Stande sind, mit jenen Zuständen wirkliches Mitgefühl zu hegen. Nur die Affectation könnte hier den sittlichen Maaßstab anlegen wollen.

Für den nüchternen Verstand sind die erwähnten Vorgänge unwillkürliche Acte der gestörten und verstörten Natur; sie liegen daher gänzlich außerhalb des Gebiets sittlicher Werthschätzung. Zwar könnte man sagen, jene sonderbaren Phänomene ständen ganz vereinzelt und hätten gar keine Beziehung zu den übrigen Arten des vielgestaltigen, durch die eigene Willkür vermittelten Todes. Allein wir glauben, daß ein unmittelbares, sich von den Gründen seiner Entscheidung keine Rechenschaft gebendes Gefühl eine große Rolle in den letzten Entschließungen spielt. Ein erheblicher Theil der Selbstmorde würde gewiß unterbleiben, wenn eine klare gegenständliche Auffassung der Verhältnisse an die Stelle der oft räthselhaften Motive träte, welche zu dem verweifelten Schritt treiben. Wie es sich nun aber auch mit dem Antheil des dunklen Gefühls an den Acten der Verzweiflung verhalten möge, wir würden selbst dann, wenn ihnen volle Klarheit des Bewußtseins zu Grunde läge, nur die ganz gewöhnlichen Grundsätze der moralischen Zurechnung anzuwenden haben und aus dem freiwilligen Tod kein besonderes Vergehen machen dürfen. Wo aber offenbar unerträgliche Krankheitsqual, ähnlich wie Präcordialangst, das Gemüth selbst ergriffen hat,

da ist es nicht zu verwundern, daß ein Gefühl, welches in sich die furchtbarste Pein hegt, sich von sich selbst erlöst, indem es das Dasein gleichsam sprengt.

16. Wenn wir uns in die Lage Desjenigen hineinzudenken versuchen, welcher sich zur Auslöschung seines Daseins anschickt, so können wir nicht umhin, ein gewisses Widerstreben gegen eine anscheinend so sehr dem natürlichen Lebenstriebe entgegengesetzte Handlung zu empfinden. Wir verwerfen daher, vom eigenen Standpunkt aus, am liebsten jeden solchen Act als unnatürlich. Allein dieses ganze Urtheil des unmittelbaren Gefühls beruht auf dem Umstande, daß wir nicht im Stande sind, den Gemüthszustand des zum Sterben Entschlossenen gehörig zu würdigen. Unsere Empfindung urtheilt gar nicht über das, was wirklich vorgeht, sondern nur über das, was in uns vorgehen würde, wenn unsere Annahme, wir selbst wären in der Lage, sterben zu wollen, wirklich statthätte. Wir messen also durch das unmittelbare Gefühl die Vorstellungen an unserer gegenwärtigen, die rettungslose Verzweiflung nicht kennenden Gemüthsverfassung, und es ist daher die Differenz zwischen der Natur jener verzweifelnden That und dem Wesen unseres lebensmuthigen Empfindens, was unser ungenügend bedachtes Urtheil fälscht und in uns ein Widerstreben gegen Handlungen regemacht, die wir unter den geeigneten Umständen unbedenklich selbst vornehmen würden.

Der erfahrene Verstand erhebt sich jedoch über den trügerischen Schein des unmittelbaren Gefühls und trägt dem wirklichen Zustande des Verzweifelnden gehörige Rechnung. Er weiß Nichts von jenem Widerstreben, welches ursprünglich eine natürliche Täuschung des Gefühls ist, und mit welchem hinterher die moralische Affectation

zu spielen liebt. Der Verstand verhält sich gleichgültig, und nur in dem Falle, in welchem sich uns die wirkliche Gemüthsverfassung des zum Sterben Entschlossenen in ihrer vollen Wahrheit aufdrängt, sind wir eines echten Mitgefühls fähig. Wir müssen also den ganzen Zusammenhang, welcher zur Katastrophe führte, kennen, um irgend eine Art von Theilnahme zu fühlen. Wir müssen den Tod in seinen Beziehungen zu dem Leben erfassen, welches er abreißt, um ein zulängliches Urtheil zu gewinnen. Es ist also nicht der freiwillige Tod überhaupt, über dessen Werth oder Unwerth wir zu entscheiden vermöchten; vielmehr ist es die besondere in jenem Tode ausgedrückte Handlung, die unserer Anerkennung oder Mißbilligung anheimfällt.

Es giebt ja auch Selbstmorde, die von so niedriger Gesinnung zeugen, daß wir auf sie nur mit Verachtung zu blicken vermögen. Man denke an einen Menschen, welcher den Gedanken nicht ertragen kann, die Ausdehnung seines Luxus einschränken zu müssen, und der nun, wie es wiederholt vorgekommen ist, auf die Nachricht von dem Verlust nicht seines Vermögens, sondern nur eines Theils desselben, zum Strick oder Revolver greift. Eine solche Gesinnung erfährt da, wo sie sich im Leben in gewöhnlichen Handlungen ausdrückt, mit Recht unsere Verachtung, und sie wird dadurch keine andere, daß sie den Entschluß zum Selbstmord hervorruft.

Der selbstgewählte Tod kann also bisweilen die nichtswürdigste Handlung von der Welt sein. Es wäre auch wunderbar, wenn die Menschen ihre vielgestaltige Gesinnung, die sie im übrigen Leben bekundet haben, gerade in der letzten Handlung verleugnen sollten. Es giebt daher keinen größeren Mißgriff, als die Selbst-

tödtung nach Maaßgabe einer allgemeinen Vorstellung, d. h. ohne Rücksicht auf den besondern Inhalt, welcher ihr erst den sittlich differenten Charakter ertheilt, beurtheilen zu wollen. Der freiwillige Tod kann eine große Handlung sein, die unseres ungetheilten Beifalls würdig ist; er kann aber auch der Ausdruck einer ganz gemeinen Misere oder einer widerwärtigen Verzerrung der menschlichen Natur sein. Er kann vom Standpunkt des moralischen Rechts, und wohl auch zumeist, als völlig gleichgültig erscheinen, und er kann unter Umständen eine arge Pflichtvergessenheit und ein empörendes Unrecht gegen Ueberlebende enthalten.

Der Mensch, der es vermag, nöthigenfalls sein Leben entschlossen zu endigen, ist nicht blos dem Naturunheil sondern auch den feindlichen Elementen des Menschenreichs gegenüber jedenfalls freier und stärker als derjenige, welcher durch Aberglaube oder eine sonstige Verstandesschwäche dazu verurtheilt bleibt, leidend Alles über sich ergehen zu lassen. Ich bin jedoch so weit als möglich davon entfernt, die Selbsttödtung anzupreisen oder gar einer Classicitätsromantik zu huldigen, welche den antiken Ausweg aus den Lebensverwicklungen als den eigentlichen Heroismus feiert. Am verkehrtesten nimmt es sich aus, wenn die sogenannte öffentliche Meinung gewisser Nationen, jetzt beispielsweise der Japaner, in dem Entschluß zur Selbstvernichtung allemal etwas hoch Bewunderungswürdiges findet. Uebrigens ist es nicht einmal richtig, daß dem Alterthum mit der bekannten Römermanier eine besondere Auffassungsart des Selbstmordes eigengewesen sei. Das Heldenthum hatte sich, wo es wirklich vorhanden war, nicht erst in einer letzten That zu bekunden. Eine solche That galt als selbstverständlich, wo Alles verloren und nur noch

der drohenden Erniedrigung Trotz zu bieten war, indem man sich der Willkür des Feindes durch die Kraft der eigenen Hand entzog. Heute ist diese Art von Fällen seltener, nicht weil praktisch eine andere Auffassung der Selbsttödtung herrschte, sondern weil die Schicksale, denen die Menschen in den äußern Kämpfen anheimfallen können, andere geworden sind und ihnen nicht immer übel genug erscheinen, um den sofortigen Tod vorziehen zu lassen.

Dagegen sind die innern Kämpfe und die indirecten Erniedrigungen oder sonstigen Plagen in unserm modernen Leben derartig vorherrschend, daß vornehmlich von ihnen die zahlreichen Antriebe zur Selbsttödtung ausgehen. So ist es überaus häufig die Noth um Brod, also die Unmöglichkeit, ohne die tiefste unerträgliche Erniedrigung zum eigentlichen Bettler noch fortexistiren zu können, was den raschen, weniger qualvollen Abschluß an die Stelle des buchstäblichen Hungertodes setzt. Mit den äußern Ursachen wirken freilich Irrsinn und Schwermuth zusammen, um den Schritt von Leid und Noth zur gewaltsam abschüttelnden That rascher und häufiger zu Wege zu bringen. Eine solche unglückselige Handlung vollzieht sich nach innern Naturgesetzen des Gemüthslebens gradeso von selbst, wie der Tod durch irgend eine auf Krankheit beruhende organische Zerstörung. Der Unterschied besteht nur darin, daß in dem einen Fall der Riß zuerst das Gemüth und hiemit den Lebensmuth spaltet, während in dem andern Fall die organischen Functionen unmittelbar angegriffen werden und daher nicht erst auf die zertrümmernde Hand zu warten haben. In beiden Fällen erliegt aber der Mensch zerstörenden Einwirkungen mit gleich naturgesetzlicher Nothwendigkeit.

Wenn sich mit der Selbsttödtung auch die Ermordung anderer Personen verbindet, wie in den gegenwärtig allzu häufigen Gesammtkatastrophen ganzer kinderreicher Familien, so ist dies meist epidemischer Wahnsinn oder noch häufiger Frevelmuth verbrecherisch beanlagter Naturen, in gewissen Ausnahmsfällen aber ein Anzeichen von der Furchtbarkeit der Verzweiflung. Vater oder Mutter, die sich zum Ende entschließen, können den Gedanken nicht ertragen, daß ihre unmündigen Kinder einem Elend, das sie ja noch nicht begreifen und voraussehen, anheimfallen sollen. Die Mitempfindung, die hier zugleich ein Vorgefühl aller Uebel ist, verleitet dazu, das vermessenerweise für die doch geliebten Kinder thun zu wollen, was diese selber bei entwickelterem Bewußtsein, nach Ansicht der Eltern, aus freiem Antriebe für sich thun würden. Dies ist eine grauenhafte Consequenz, die nur bei einer äußersten Steigerung des Elendsgefühls gezogen werden kann. Hier betrifft die Verzweiflung wirklich nicht blos die unmittelbare Lebensverwicklung des vereinzelten Menschen, sondern erstreckt sich bis auf die Vorstellung, daß auch die Chancen für die Angehörigen so maaßlos schlimm seien, um ihrer unabwendbaren Erprobung das verfrühte und qualvolle Sterben als Sicherung vor dem Unheil vorzuziehen.

Man könnte alle diejenigen Selbsttödtungen, welche auf gesellschaftlicher Noth und Hülflosigkeit beruhen, kurzweg als sociale bezeichnen. In diesem Sinne ist nun der sociale Selbstmord ein Vorwurf für das menschliche Gemeinwesen. Nicht blos seine äußere Ursache stammt aus der unzulänglichen oder gar verkehrten Einrichtung der Gesellschaft, sondern auch das innere Gemüthsleben und die Vorstellungen, welche bei der letzten That mitwirken, könnten sich, von Gehirnzerrüttung abgesehen,

nicht so überaus niederschlagend gestalten, wenn nicht das allgemeine Gefühl der Verlassenheit und der individuell hülflosen Vereinzelung hinzukäme. Jeder weiß es oder fühlt es wenigstens, daß es vorherrschend nur ein egoistisches Band ist, durch welches die Gesellschaft gegenwärtig zusammenhält. Versagt nun die Rechnung mit der Selbstsucht der Andern — der einzige Voranschlag also, auf den sich durchschnittlich für die eigene Existenz mit einiger Sicherheit bauen läßt — so bricht damit Alles zusammen, was in dieser wahrlich ungeselligen Art des Daseins als Hülfsmittel gelten kann. Ehe nun nicht ein neues gemeinsames Band die Gemüther in einem (durch nichts Abergläubisches verfälschten) Mitgefühl wieder verbindet und verbündet, ist nicht darauf zu zählen, daß den unglückseligen Acten der Verzweiflung sonderlich vorgebeugt werde. In einer besseren Gesellschaft aber würden sogar viele von den feineren Ursachen der Selbsttödtung wegfallen; denn der Einzelne wird dort sein Leben so mannigfaltig an das fremde Ergehen geknüpft finden, daß er nicht leicht der Verzweiflung der Isolirtheit und noch weniger dem Gefühl der überdrußerzeugenden Unwirksamkeit ausgesetzt werden kann. Ja, ganz abgesehen von dem besondern Fall der Selbsttödtung und deren Verhütung, wird überhaupt der vorausgesehene Tod — oder vielmehr der allerletzte Lebensrest — in einer solchen freundlicheren Gesellschaftsumgebung eine mildere Physionomie erhalten. Es würde dort dem Sterbenden nie an einer mitfühlenden Fürsorge und an der beruhigenden Ueberzeugung fehlen, daß Alles, was ihn anging, auch ohne ihn in genügender Weise geborgen bleibt. Für die gegenwärtigen Zustände ist freilich die Hauptfrage die, was der wesentlich auf sich selbst gestellte

Einzelmensch angesichts des schon bevorstehenden Ablebens, sei es seiner selbst, sei es von Nebenmenschen, die ihn etwas angehen, zu denken und zu thun hat. Hierauf werden wir im nächsten, dem letzten Capitel dieses Buchs noch einmal zurückzukommen haben.

Achtes Capitel.

Ausgleichung mit der Weltordnung.

1. Die theoretische Seite unserer Aufgabe ist eine sehr bescheidene. Wir haben den Werth des echten und den Unwerth des falschen Wissens in Beziehung auf Steigerung oder Beeinträchtigung des Lebensgehalts festzustellen. Zunächst ist ein Suchen nach Wissen ungereimt, sobald das jedesmal zu Wissende an sich selbst oder im Hinblick auf bestimmte natürliche Lebenszwecke keinen Reiz hat. Ein solcher Reiz wird sich aber zum Theil auch ohne äußere Noth einstellen; denn das Gehirn will forschen und denken, wie die Augen sehen und die Ohren hören wollen. Besonders sind es die Differenzen aufeinander folgender Zustände oder nebeneinander verglichener Thatsachen, vor Allem aber die vom gewohnheitsmäßigen Lauf der Dinge abweichenden Begebenheiten, wodurch der Sinn und das Erklärungsbedürfniß zuerst regegemacht werden.

Die mannigfaltigen niedern und höhern Interessen setzen nun zwar das Denken ebenso wie die Sinne in das Spiel; aber die Natur hat sich im Menschen mit der Denkfähigkeit nicht lediglich um äußerer Zwecke willen ausgestattet. Das echte Erkennen hat an sich selbst Reiz, und die Befriedigung, die mit dem vollendeten

Wissen eintritt, ist mit derjenigen jeder andern Triebempfindung zu vergleichen. Mit dem Wissen ist nämlich Etwas erreicht, aber für den einzelnen Fall auch zugleich abgethan, und nur die Wiederaneignung dieses Wissens durch Andere kann für den Weiterbelehrenden wie für den Lernenden, für den Ersteren übrigens nur nach Maaßgabe der Erfolgsaussichten, noch einen, freilich weniger erheblichen Reiz haben. Stets aber ist der Vorgang des Erkennens selbst der eigentliche Genuß, mag es sich nun um ein ursprüngliches Forschen oder um ein abgeleitetes Erlernen handeln. Eine antreibende Ursache oder, was dasselbe ist, ein Erkenntnißziel muß jedesmal die arbeitenden Kräfte zur Ueberwindung der Hindernisse in das Spiel setzen; andernfalls ist nicht einzusehen, was denn der Mensch an der wissenschaffenden Thätigkeit unmittelbar für sein Bewußtsein hätte.

Der bloße Mangel des Wissens ist offenbar so lange kein Uebel, als er nicht falschen Vorstellungen das Eintreten in den Spielraum der Phantasie erleichtert. Das wirkliche Uebel liegt im Irrthum, und dieser wird sich vielgestaltig einstellen, wo sich irgend welche Vorstellungskräfte in das Unbestimmte ergehen. Es bleibt also nur die Wahl, in der fraglichen Richtung gar nicht zu denken, oder aber die Möglichkeit der oft vielfältigen Abirrungen endgültig durch Feststellung der Wahrheit auszuschließen. Es kann demgemäß der Mensch, je nach der Entwicklungsstufe, auf der er sich befindet, mit weniger oder mehr Wissen auskommen und zufrieden bleiben, solange er nämlich nicht durch Irrthum und Widerspruch oder durch ein positives Interesse gereizt wird, den Horizont seines Bewußtseins zu erweitern.

Errungenes Wissen giebt nicht nur Macht, sei es über die umgebende oder über die eigene Natur, sondern

wird auch zu einem Bestandtheil des Bewußtseins oder vielmehr derjenigen organischen Anlagen, durch welche ein Bewußtsein in der jedesmal fraglichen Richtung hervorgerufen, also ein Gedanke für den Augenblick wieder regegemacht werden kann. Die Leitung der Naturkräfte, mögen dieselben außer uns oder in uns walten, ist dabei eine Hauptangelegenheit der Anwendung des Wissens. Hieher gehört nicht etwa blos die Dienstbarmachung der mechanischen Kräfte, also beispielsweise die Action mit Eisen, Kohle und Dampf, sondern auch die zwar nicht cyklopisch aussehende, aber doch noch weit mächtigere Operation mit Ideen, mögen diese nun die Interessen und Leidenschaften gewaltig anregen oder auch heilsam beschränken. Die Gedankenbildung ist hienach eine Angelegenheit, die je nach dem Bedürfniß auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Menschheit, der Völker und des Einzelnen zu einer Weniger oder Mehr umfassenden Nothwendigkeit wird.

Das Leben ist wesentlich eine Handlung, zu welcher das Wissen die Beleuchtung bildet, und man kann daher nicht sagen, daß zu jeder Lebensgestaltung auch die gleiche Menge geistigen Lichts ersprießlich sei. In den Urperioden ist die Menschheit darum nicht unglücklich gewesen, weil ihre rohen und einfachen, an das thierische Dasein grenzenden Verhältnisse nur mit äußerst wenig Wissen verbunden waren. Sie würde im Gegentheil sich übler befunden haben, wenn ihr Dasein schon für sie selbst eine andere Einsichtsbeleuchtung erfahren hätte. Nichts wäre wohl disharmonischer als ein Thier mit einem Stück menschlicher Erkenntniß. Eine gleiche Ungereimtheit läge aber darin, den rohen Urmenschen oder auch das heutige Kind mit einer vielverzweigten und gereiften Erkenntniß ausgestattet zu denken. Doch soll hiemit

nicht etwa gesagt sein, daß jemals eine bereits errungene Wahrheit selbst dem Rohesten oder Unmündigsten vorenthalten oder, was noch schlimmer, aber oft die Regel ist, durch eine positive Unwahrheit ersetzt werden dürfe.

Wie schon vorher angedeutet, ist nur der bloße Mangel des Wissens etwas verhältnißmäßig Unschuldiges, der Irrthum aber nur in praktisch gleichgültigen Dingen unschädlich. Ein wesentlicher Irrthum wird aber schließlich immer in irgend einer Richtung und zu irgend einer Zeit auch die Praxis des Lebens beeinflussen, und deswegen muß es ein Grundgesetz der bessern Gesinnung sein, die Wahrheit auch in anscheinend gleichgültigen Richtungen zur Geltung zu bringen. Die bewußte Unwahrheit ist ein Widerspruch, und wer sie duldet oder gar Andern einimpft, verfährt feindlich gegen den intellectuellen Lebenstrieb, der nach richtigen Vorstellungen strebt. Die Lüge und namentlich die wissenschaftliche Lüge ist eine Handlung, welche die Entrüstung und den Groll Derjenigen herausfordert, an welche sie sich richtet. Auch das Verhehlen, ja das bloße Verschweigen des Wahren kann da, wo überhaupt eine Auslassung platzgreift, dem Gepräge der eigentlichen Lüge nahekommen, indem es zu einer arglistigen Benachtheiligung und unvermeidlichen Hintergehung Desjenigen ausschlägt, der auf Wahrheit Anspruch hat.

Wenn wir also eine Zusammenstimmung des Wissensumfangs und der sonstigen Entwicklung als für das Lebensglück ersprießlich ansehen, so meinen wir hiemit in negativer Hinsicht nur den jedesmaligen, sozusagen naturwüchsigen Zustand, in welchem eine Befassung mit den erst reichhaltiger zu entwickelnden Wissensverzweigungen noch kein Bedürfniß ist. Das bloße Nichtvorhandensein von Wissen auf irgend einer Entwicklungs-

stufe ist, abgesehen von den sich etwa in die Lücken der Vorstellung eindrängenden schädlichen Irrthümern, durchaus nichts Bedauerliches. Wohl aber ist es ein Unrecht, ja ein Verbrechen an der Menschheit, die einmal errungene Wahrheit in ihrer Verbreitung zu hemmen und irgend Jemand daran zu hindern, seinem Bedürfniß nach Wissen und Wissensmittheilung zu genügen. Hierin muß der Verkehr unbedingt frei sein, und es bedarf in dieser Beziehung nirgends einer Vormundschaft.

2. Im Bildungswerth steht unter den besondern Hauptzweigen des Wissens vorläufig noch derjenige über die Natur voran, aber freilich nur die gereinigte Naturwissenschaft und nicht etwa jene, die durch falsche Naturforscherautoritätchen von heute stark mit unwissenschaftlichen Elementen ungeschickt (oder gar spiritistisch und mystisch) philosophelnder Art verdorben wird. Diese Gestalt, welche sie in der englischen Coterie vornehmlich zoologischen, aber auch physikalischen Schlages, sowie bei einigen gangbaren deutschen Professoren hat, ist (wie in meinen andern Schriften näher dargethan) freilich nichts weniger als geeignet, mit ihrem Abgelebten oder doch übel Gemischten günstig auf die Bildung einzuwirken. Gerade zum Naturwissen, welches nützen und den Geist in der Betrachtung der Dinge sichermachen soll, führt nur ein ernsthaft geordneter Bildungsgang. Hiemit ist aber nicht gesagt, daß etwa durch eigentliche Schulung und nicht durch Selbstbildung dieser Weg zu suchen sei. Im Gegentheil ist vorläufig fast ausschließlich auf dem letzteren Weg dem Musterbilde einer guten und umfassenden Belehrungsart zu entsprechen.

Für die Anschauung des praktischen Lebens sind jedoch Kenntnisse von der Einrichtung der Menschenwelt, also die Elemente der socialen und politischen

Bildung, unmittelbar wichtiger als das Naturwissen. Mit den Hülfsmitteln in dieser Richtung steht es aber zunächst noch nicht allzu günstig. Die Geschichte pflegt sich hier unter den Bildungswissenschaften am breitesten zu machen. Doch hat sie eigentlichen Werth blos als Culturgeschichte, insbesondere des Guten, und dabei nur insoweit, als sie sachlich uns noch interessirende, namentlich aber mit unserm eigenen Leben materiell zusammenhängende und mithin fortwirkende Thatsachen in Erinnerung bringt. Sogar das Interesse an der griechischen und römischen Geschichte ist zum überwiegenden Theil ein ebenso künstliches Erzeugniß wie die Heimsuchung mit den todten Sprachen. Wer es überhaupt noch der Mühe werth hält, sich auch abgesehen von dem aufgezwungenen Schulmaaß der Bildung mit solcher Geschichte zu befassen, der wird seine Zeit am wenigsten verlieren, wenn er die alten Quellen selbst, also etwa Herodot, Thucydides, Xenophon, Livius, Sueton und Tacitus, wenn auch nur in erträglichen Uebersetzungen, einsieht. Dann werden nicht nur seine Anschauungen von den antiken Zuständen sich zuverlässiger und lebendiger gestalten, sondern auch seine Urtheile über alles Derartige sich von den modernen Hineindichtungen freimachen.

Die ästhetische Bildung scheint mit Rücksicht auf die Fülle der belletristischen Literatur eine der einfachsten Angelegenheiten zu sein. Jedoch kann die Werthsteigerung des Lebens gerade nach dieser Seite hin nicht sorgfältig genug erwogen werden. Es ist nicht gleichgültig, von wem und auf welche Weise wir uns auf der Claviatur unseres Gemüths die Tasten anschlagen lassen. Indem wir einen Dichter lesen, gestatten wir ihm, gleichsam verschiedene Saiten unserer Gefühle und Gedanken ertönen zu lassen. Wir nehmen in uns

Anregungen auf, die durch vielfache Häufung unser Wesen bleibend bestimmen und verändern können. Die Kraft zum Guten und zum Schlimmen ist hier nicht gering, und der Besonnene sollte nicht zu voreilig mit der Hingebung an fremde Gefühle und Gedanken sein.

Eine Prüfung ist demgemäß hier noch nöthiger als in der Wissenschaft; denn es handelt sich um Kräfte, die gestaltend unsere innerste Gefühlsweise umbilden, also im ungünstigsten Falle arg verderben können. Wenn wir aber unwillkürlich oder absichtlich etwas Derartiges gar dem Gedächtniß fest einprägen, so machen wir es hiemit, falls wir die Sache nicht etwa schauspielerisch sondern ernst nehmen, zu einem Bestandtheil unserer Denkweise oder begründen wenigstens eine entsprechende Anlage unserer Phantasie. Man denke an die quixotische Ritterromanbibliothek! Hieraus folgt, daß die Auswahl der Dichter und belletristischen Prosaiker, mit denen wir verkehren wollen, wichtiger ist als die Entscheidung über gewöhnlichen persönlichen Umgang; denn der letztere wird geistig nur selten in ähnlich mächtiger Weise einwirken, wenn er auch übrigens heilsam oder gefährlich genug gerathen mag.

Doch über Derartiges brauche ich mich hier nicht eingehender zu verbreiten, da meine „Größen der modernen Literatur" Näheres und weiter Begründendes wohl genug enthalten und überdies jene Dichterfrage auch in meinem Monatsblatt „Personalist" zu immer neuer und immer mehr nachdrücklicher Behandlung gelangte. Welchen Werth es überhaupt für die Richtigstellung von Gefühl und Verstand habe, bezüglich der schönen Literatur und der ästhetischen Bekundungen aller Zeiten und Zonen kritisch durchzugreifen, dafür wird jenes (übrigens auch populäre) Buchwerk wohl einen

dauernden Belag geschaffen haben. Der Zusammenhang der Literatur mit Charakter- und Verstandeserhebung, ebenso wie mit persönlicher Geistesherabwürdigung, wird schwerlich jemals klarer erwiesen worden sein als durch die fraglichen Forschungen und Darstellungen.

3. Das Bewußtsein, wie es sich durch richtiges Denken und wahrhaftes Wissen sowie durch die feste Ordnung der Gemüthsvorstellungen gestaltet, ist eine große Macht; aber diese theoretische Wissensmacht reicht als solche noch nicht zu, um den Menschen völlig zu befriedigen. Es muß die That, also die Theilnahme an der sachlichen Gestaltung des Wirklichen, im Einzelnen wie für das Ganze des menschheitlichen Lebens, hinzukommen, um den Sinn mit der Beschaffenheit des Daseins auszugleichen. Wo sich Mängel und Störungen dem bessern Bewußtsein aufdrängen, da kann selbst eine vorzügliche Anordnung bloßer Ideen nie vollständig helfen, wohl aber neben ihrem Nutzen viel schaden.

Der Wahn, es lasse sich durch irgend eine Art der Seins- und Weltbetrachtung ohne Weiteres, also ausschließlich durch die bloße Kraft der ruhenden Vorstellungen, Befriedigung schaffen, hat in der Religion und in der Philosophie seine Stätte gehabt, ist aber mit dem Wirklichkeitssystem unverträglich. Nicht etwa nur Spinoza war noch vor ein paar Jahrhunderten ein philosophisches Beispiel für diese halbmönchisch beschauliche Abirrung, sondern es ist überhaupt vor wie nach ihm Gewohnheit der sogenannten speculativen Denker gewesen, sich die Religion zum Vorbilde zu nehmen. In Folge dessen gingen sie, ohne sich der Möglichkeit von etwas Anderem bewußt zu sein, von der verfehlten Meinung aus, man bedürfe nur einer gewissen Gruppirung der Ideen über das Sein, um auch mit dem Sein fertig zu werden.

Ein Inbegriff von speculativen Glaubensartikeln, unter denen immerhin Wahrheiten sein mochten, konnte aber als solcher eben nur dazu angethan sein, die beschauliche Ruhesucht zu begünstigen und die gläubigen Schüler entweder über die Schäden des Lebens hinwegzutäuschen oder wenigstens thatenlos darüber hinwegsehen zu lassen. Dieses Hinwegsehen hatte, wie in der eigentlichen Religion, zumeist den Sinn, den Blick auf etwas phantastisch Jenseitiges zu richten. Auch der erwähnte Spinoza, welcher noch mystisch und spiritualistisch genug dachte, um einen Theil des menschlichen Geistes ganz im Sinne der Scholastik für unsterblich zu halten, ist überdies das Hauptbeispiel für jene Art des halb religiösen und halb philosophischen Strebens, welches die speculative Befriedigung des Eigenlebens zum Hauptzweck macht. Der Religionsegoismus der eigentlich mönchischen Gruppen war freilich in den Zeiten des halbwegs aufrichtigen Glaubens für diesen Punkt ein noch lehrreicheres Beispiel gewesen.

Ueberhaupt ist die Religion als Mittel zur Befriedigung der ideologischen Selbstsucht anzusehen, und sie hat ausnahmsweise eine bessere Seite blos da gezeigt, wo auch für sie etwas Praktisches, also beispielsweise eine thatkräftige Linderung menschlicher Uebel, ein wenig in Frage kam. Im Uebrigen hat sie sich immer um so schlechter gestaltet, je mehr sie zur bloßen Theorie wurde und sich als solche verfeinerte. Als gelehrte Theologie ist sie am meisten verkünstelt gerathen, zur moralischen Falschheit und Glaubensheuchelei verdorben und auch sonst jedes Gehalts baargeworden, der mit einzelnen Bestandtheilen in ihr noch allenfalls für die Vergangenheit halb versöhnen könnte.

Auch würde die Verschrobenheit an sich nicht geringer, ja verhältnißmäßig noch monströser ausfallen, wenn man die religiöse oder halbreligiös philosophische Art, eine unthätige Ideologie in Gestalt bloßen Glaubens oder angeblichen Wissens zu empfehlen, modern dadurch ersetzen wollte, daß man die persönliche Eigensucht und Eitelkeit auf Kunstgenüsse und Wissenssplitter hinwiese. Wie wenig beispielsweise die Dichter helfen können, davon haben wir schon früher Rechenschaft gegeben. Aber wenn dieselben auch ein wahres System der Weltanschauung in ihre Arbeiten verwebt hätten, so würde doch der sogenannte Kunstgenuß auch solchen vollkommneren Erzeugnissen gegenüber eine mindestens ruhesüchtige Ablenkung der Thatkraft darstellen.

Auch die bloße Verquickung der Kunst und speciell der Musik mit einer Art von Religion, die sich aus Christenthum und Buddhismus zusammensetzt — wofür der schon Eingangs erwähnte Bayreuther Componist Richard Wagner sich als Propheten gegeben hat und womit er glaubte, ein Reformator des Gesammtgeistes sein zu können — ist ein entschiedener Abweg von wirklicher Geistesführerschaft. Weder die christelnde oder auch zugleich budhistelnde Religionsromantik, noch die Kunst überhaupt, geschweige die specielle Musik (oder gar die Ton- und Wortdichtung) jenes Bayreuther neuen Orpheus sind Elemente, welche einen gesunden Ersatz dessen zu liefern vermögen, was den Menschen einst die naive und wahrhaft geglaubte Religion war und leistete. Es handelt sich bei einem gediegenen Ersatz der Religion um Antriebe von einer Kraft, die das Menschliche zugleich in seiner äußersten Tiefe und vollsten Breite, also besonders auch das Herz der großen Masse zu bewegen und wieder zu gegenseitiger Treue (sowie Vertrauen auf die Weltordnung) zu führen vermag.

Echte Weisheit muß eben das Bestreben haben, kein Privilegium besonderer Personen, Stände und Classen zu bleiben. Sie muß schließlich für das Gesammtvolk dasein, oder sie wird nicht viel bedeuten, am wenigsten aber es vermögen, den Platz der Religion einzunehmen. Es giebt in der ganzen bisherigen Geschichte der Philosophie kein Beispiel, welches sich auch nur annähernd als Verwirklichung dieses Gedankens anführen ließe. Unter den größten Namen der Philosophie ist es Sokrates, dem man wenigstens die Rolle zuschreiben kann, für die staatsbürgerlich berechtigten Elemente der damaligen Gesellschaft (freilich nicht für die Sklaven) eine, nicht blos gemeinverständliche, sondern auch einem reformatorischen Beruf entsprechende Denkweise und Moral vertreten zu haben. In Beziehung auf Religion war er, obwohl Verstandesmensch, wohl in einem ähnlichen Maaße rückständig, wie in neuster Zeit der allzu gemüthshafte Rousseau. Die Hauptsache bleibt aber, daß bei ihm keine falsche Vornehmheit obwaltete, wogegen Plato, sein berühmtester Schüler, der in glänzenden Verhältnissen lebte und von der damals herkömmlichen sophistischen Verbildung nur zu einem geringen Theil befreit worden war, wiederum ein Beispiel lieferte: nicht nur überhaupt von priesterhaftem Philosophenhochmuth, sondern auch von der gewöhnlichen Beschränkung der Philosophie auf auserwählte Elemente der höhern Gesellschaftsclassen, ja fast auf einen bloßen Schulkreis.

4. Eine gediegene Wahrheits- und Weisheitslehre hat auf der Folgerichtigkeit des unverschrobenen, natürlich einfachen und dem Wesen der Dinge entsprechenden Denkens zu beruhen, durch welches sowohl die allgemeinen Züge der Weltvorstellung als auch die besondern, dieser Weltvorstellung zu Grunde liegenden Wissensbestandtheile im Laufe der Zeit naturgesetzlich hervorgebracht worden sind. Die Anwendung solchen Wissens auf das Leben der Einzelnen und der Menschheit ergiebt die eigentliche Weisheitslehre, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, daß sich die Grundsätze des umsichtigen Verhaltens nicht blos auf äußere Handlungen, sondern auch auf die innern Thätigkeiten des Denkens und Fühlens, sowie auf die bloßen Regungen des Wünschens und Wollens zu erstrecken haben. Wenn es nun einfache Grundwahrheiten der gesammten Welt- und Lebensvorstellung und gleicherweise auch einfache Grundgesetze des menschlichen Verhaltens sowie der ersprießlichen Gestaltung desselben thatsächlich giebt, so versteht es sich dann auch von selbst, daß eine solche Frucht des klaren Denkens, des erweiterten Wissens und des veredelten Wollens kein Privilegium für Wenige bleiben darf, sondern schließlich allen Menschen, zum Mindesten allen Culturvölkern und in ihnen den Erwachsenen jedes Standes, wirklich zugänglich gemacht werden muß.

Wer nicht blos frei in der Religion, sondern schon frei von der Religion ist und den Abschluß der weltgeschichtlichen Religionsära in das Auge faßt, muß sich sagen, daß die Ablegung abergläubisch phantastischer Weltumhüllung, als bloße Negativität, nicht genügt. Wenn der Mensch nicht zur Brutalität des Nichtvorstellens und Nichtdenkens, also zu dem Zustande der Unterdrückung aller höheren und umfassenden Gesammtideen herabgewürdigt werden soll, so muß er seine Phantasie, aber nur nach der Wirklichkeit, an bestimmte Umrisse der Seins- und Weltanschauung gewöhnen. Seine Vorstellungsfähigkeit darf in dieser Richtung nicht gleichsam weißes Papier bleiben; denn wo die richtigen Gedanken fehlen, dürfte sich, und zwar namentlich im

naturwüchsigen Verhalten der Menge, bald wieder der wildeste Aberglaube einfinden.

Um den Einzug der falschen Vorstellungen zu hindern, muß man daher die Behausung der Phantasie mit wahren Anschauungen ausstatten. Aehnlich verhält es sich mit den Grundsätzen des bessern Thuns und der veredelten Lebensführung. Wie wichtig auch hier schon die bloße Ausmerzung der Irrthümer sein möge, so ist doch die Geltendmachung positiv leitender Gedanken und gestaltungskräftiger Antriebe noch entscheidender.

Das Naturell moderner Völker und besonders unser verhältnißmäßig ungemischtes deutsches Wesen sind mit dem fremdartigen Ueberlieferungsgepräge vermeintlicher Volksbücher unverträglich. Daher werden sie auch, trotz der langen Einimpfung, mit der Allmacht der Natur wieder ihre Rechte auf eigenes Denken und Fühlen geltendmachen. Es wäre jedoch voreilig, sofort anzunehmen, daß dafür etwas Aehnliches wie die religiösen Volksbücher beschafft werden müßte. Eine solche Annahme würde noch etwas nach dem Gedanken schmecken, als wenn die Religion durch etwas halbwegs Gleichartiges, aber Gesichtetes ersetzt werden sollte. Dieser Gedanke bliebe immer noch eine Rückständigkeit, von welcher das entschieden durchgreifende Denken auch nicht einmal den Anschein bei sich zulassen darf, wenn es nicht völlig mißverstanden werden will. Der Abschluß der Aera der Religionen endigt eben eine bestimmte Bethätigungsart der irregeführten Phantasie und hiemit den höchsten und verfeinertsten wie den niedrigsten und gröbsten Gespensterglauben und Gespenstercultus.

Wir haben folglich nach keinem solchen Religionssurrogat zu suchen, wie Philosophen nach Art eines August Comte gethan haben. Sogar das Wort Ersatz

erhält in Anwendung auf die Religion leicht einen falschen Sinn. Nicht die bisherige Religion ist etwa durch eine bessere zu ersetzen; das würde ja heißen, die Religion als bleibende Bethätigungsart des menschlichen Geistes anerkennen! Es ist vielmehr die ganze Gattung selbst aufzugeben, und es kann demgemäß von einem Ersatz nur in Beziehung auf diejenigen Bestandtheile geredet werden, die, wie die sachlichen Seiten der Weltanschauung und der Sittenlehre, zwar in falscher Gestaltung mit der Religion leider verbunden, aber doch in ihrer wahren Beschaffenheit nicht selbst Religion sind.

Wenn wir also sagen, daß eine volksmäßige Wahrheits- und Weisheitslehre den Platz der Religion einzunehmen habe, so meinen wir hiemit nicht etwa wiederum etwas Religionsartiges, sondern im Gegentheil etwas mit dem Kern aller Religion Unverträgliches. Dieser Kern nämlich ist der Jenseitigkeitsaffect oder, mit andern Worten, die Entfremdung von der Wirklichkeit alles Seins, die zugleich künstlich das Bedürfniß einer gespenstisch jenseitigen Versöhnung erzeugt, welche also außerhalb der Einheit des Naturseins platzgreifen soll.

Das Wesen der Religion kann sich auch in den verfeinertsten Formen nur so lange erhalten, bis der Wirklichkeitssinn so weit gereift ist, um mit der falschen Phantastik brechen zu müssen und nur noch einer Vorstellungsart der Dinge fähig zu sein, in welcher Vergangenheit und Zukunft ausschließlich durch die Kette wirklicher Thatsachen und materiell sachlich begründeter Gesammtbegriffe gedacht werden. So etwas sollte aber da, wo man nicht verwerflicherweise durch Zweideutigkeiten absichtlich irreführen will, niemals mehr Religion genannt werden. Redlicherweise giebt es also zur Klar-

stellung keinen andern Ausweg, als im Wort wie in der Sache aus der ganzen Sphäre herauszutreten und sich auf den Boden der reinen Wirklichkeit und der durch sie verbürgten sachlichen Seinsgedanken zu stellen, ohne es sich auch nur im Entferntesten einfallen zu lassen, etwa sogenannte Wahrheiten der Religion in blos symbolischer, figürlicher, allegorischer oder sonst uneigentlicher Bedeutung geltendzumachen. Letzteres ist der Abweg der zweideutigen, unehrlichen oder wenigstens corrupt verworrenen Philosophie, deren altersschwache Metaphysik den Wahn aufrechthalten möchte, daß die Dogmen in einem höheren, über das Buchstäbliche und die eigentliche Bedeutung hinausreichenden Sinne wirklich Wahrheiten wären. Dieses falsche Doppelspiel ist allem Volksmäßigen am feindlichsten und ist daher als die ärgste Hintertreibung eines wahrhaften Gedankenverkehrs des Menschen mit dem Menschen zu brandmarken.

5. Der Plunder der Allegorien kann auch da, wo er in andern Gebieten etwas Richtiges zu umhüllen vermöchte, für den gereiften, nicht kindisch mit Masken verkehrenden, sondern den Dingen ins freie Angesicht schauenden Sinn nicht mehr die geringste Bedeutung in Anspruch nehmen. Er wäre daher auch für moralische Wahrheiten schlecht angebracht, und etwaige neue Beurkundungen des Wissens und des Wollens für das Volk dürfen sich auf ihn nicht einlassen.

Meine besondere Schrift zum „Ersatz der Religion durch Vollkommeneres“ zeigt nun schon im Titel an, daß es sich in dem, was ich im Texte jener Schrift Geistesführung nenne und an Stelle der Religion gesetzt wissen will, um gar keine Gemeinschaft mit der Religion oder um irgendwelches Zugeständniß an deren

bisherige Rolle handeln solle. Der Ausdruck „Vollkommeneres“ bedeutet so viel als eine nicht abirrende und nicht verderbte Bethätigung von Gemüthskraft und Verständnißvermögen an dem Ganzen des Seins, wie sie bisher beim Menschengeschlecht gefehlt hat, also weder in der Gestalt von Religion noch in der von Philosophie vorhanden gewesen ist. In der Selbstführung des Geistes, die ich meine, fällt nicht nur der Inhalt der Religion, sondern auch deren Begründungsart, die autoritative Einimpfung, gänzlich fort. Ich vertrete keine neue Religionsschöpferei, nicht einmal eine Dogmatik des deducirenden Systemgeistes oder der Zusammenstellung, sondern eine Geisteshaltung, die sich bei Jedem, auf Grund von Lernen und eigener Erfahrung, freiwillig zur Selbstgestaltung besseren Sinnes und bessern Wesens herausbilden und nach Außen geltend machen soll. Wenn hiebei überhaupt noch von „Autorität“ geredet werden soll, so darf es nur in jenem natürlichen Sinne des Worts sein, wonach Autorität nichts weiter zu bedeuten hat als das unwillkürliche Ansehen, welches dem sonst gut und einsichtig Befundenen zu Theil wird und auch für andere, noch unerprobte Fälle, aber wohlgemerkt nur vorläufig und mit Vorbehalt der Bestätigung, zukommen mag.

Ueberall, wo lehrbares Wissen oder wirksame Antriebe des Wollens mitzutheilen sind, ist es wichtig, möglichst kurze, vollkommene und verbreitungsfähige Fassungen des jedesmal fraglichen Gedankenstoffes zur Verfügung zu haben. In einer Epoche, in welcher das Volk durchschnittlich lesen kann und ein großer Theil desselben auch die elementarsten und demgemäß einfachsten Gedanken über Lebensangelegenheiten und Welt zu verstehen beginnt oder doch hiezu fähig wer-

den mag, ist es sicherlich an der Zeit, entsprechend gedruckte Verkörperungen des verfügbaren Wahrheitsgehalts als natürliche Forderungen der Entwicklung anzuerkennen. Jedoch geriethe man auf einen Abweg, wenn man etwa, wie Manche gethan haben, die Katechismen nachahmen wollte. Abgesehen davon, daß in wahrhaft schöpferischen Angelegenheiten überhaupt Nachahmung nicht am Platze ist, würde es auch schon ein formelles Zugeständniß an die alte falsche Ueberlieferung sein, Namen und Form solcher Büchelchen durch Verwendung für einen unvergleichlich wichtigern und bessern Gehalt zu ehren. Ueberdies wäre es aber auch sachlich unzweckmäßig, selbst in veränderter Form ganz denselben Kreis von Stoffen in entsprechenden Volksurkunden niedergelegt wissen zu wollen.

Wie die eigentlichen Elemente der Wissenschaft in guten Volkslehrmitteln, aber in freier Weise zu verkörpern sind, so muß auch die Freiheit der kurzen geeigneten Formulirungen das moderne Princip werden. Unter den verschiedenen Fassungen des Stoffes mögen einige oder eine einzige immerhin ein vorzügliches Ansehen genießen; aber eine eigentlich autoritäre Geltung nach altem Stil würde gerade der Tod von dem sein, was man zu erstreben hat. Es sind die Naturgesetze oder, mit andern Worten, die sachlichen Gestaltungsnothwendigkeiten guter und veredelter Sitte (sowie eines richtigen Denkens über das Ganze der Dinge), welche sich geltendmachen sollen.

Nun hieße es doch, einen sehr schwachen Glauben an die Kraft der natürlichen Wahrheit verrathen, wenn man Etwas, was in seinem reinen Wissensbestandtheil wie Mathematik lehrbar und auch in den praktischen

Grundsätzen als absolut gültig nachweisbar ist, in einer Form geltend machen wollte, die auf künftige autoritäre Verknöcherung zählte. Selbst aus den besten Leistungen der Schriftsteller, insbesondere von Dichtern oder auch allenfalls noch kommenden Geistesführern und Reformatoren der modernen Völker, wird und soll sich nie Etwas ausscheiden, um damit in dem alten unfreien Sinn zu einer autoritär sanctionirten Urkundensammlung (sozusagen zu einem heiligen Bücherkanon) zu werden.

6. Was im Wissen wahr und im Streben gut ist, braucht wohl nicht darauf auszugehen, sich in starren Fomulirungen abzuschließen oder gar eine künstliche Ausschließlichkeit und Herrschaft anzustreben. Es muß seiner selbst so gewiß sein, daß an ihm sogar schlechtere Formgebungen nichts Wesentliches verderben können, Auch für die Mathematik sind die strengeren Anforderungen in Bezug auf vollkommnere Fassungen des modernen Stoffs weder in den Niederungen noch auf den Höhen gehörig erfüllt. Aber trotz dieses Mangels bleiben im Allgemeinen gewisse Hauptwahrheiten gesichert und werden nur in Folge persönlich krankhafter Auswüchse des Denkens angetastet. Aehnlich könnte es sich nun auch mit den Hauptsätzen über die Veredlung der naturgesetzlich begründbaren Sittengestaltung sowie über die naturnothwendige, dem errungenen positiven Wissen entsprechende Welt- und Seinsvorstellung verhalten. Unter der Voraussetzung näherer Begründung des rein wissenschaftlichen Unterbaus in einem systematischen Unterricht könnten die schließlichen Hauptgedanken als Ergebnisse für sich abgesondert und so in mannichfaltigen Fassungen zugänglich gemacht werden.

Die letzten Principien sind gerade das Einfachste und können demgemäß auch das Elementarste im gewöhnlichen Sinne dieses Worts werden, wenn sie nur eine gehörige Fassung erhalten. Dies gilt für die Erfordernisse der allgemeinen Weltansicht; aber es verstärkt sich noch bei der Moral durch einen andern Umstand. In Fragen der guten Sitte und Lebenseinrichtung braucht glücklicherweise für das Allernothwendigste nicht einmal solche Wissenschaft vorausgesetzt zu werden, die erst kunstvoll und stufenmäßig durch eine Reihe von besondern Kenntnissen aufgebaut werden müßte. Hier kann und muß man sich sofort in den Besitz der leitenden Wahrheiten setzen. Es ist also, wo einmal diese leitenden Wahrheiten hervorgezogen und durch die Aufdeckung der entscheidenden Gründe gesichert sind, keine Gefahr mehr vorhanden, daß eine Mannichfaltigkeit der Darstellungswendungen erheblich vom Richtigen abführe. Im Gegentheil wird diese Freiheit dahin wirken, daß sich die Unvollkommenheiten und Unzugänglichkeiten gegenseitig bemerklich machen und so selbst zur Berichtigung auffordern. Gegen diese Freiheit streitet es aber natürlich nicht, daß man nach mustergültigen, ganz bestimmten Gedankenfassungen der fraglichen Stoffe für das Volk strebe. Nur soll die Gültigkeit als Muster stets auf dem thatsächlichen und immer von Neuem zu prüfenden Werth, nicht auf der bloßen Namensautorität beruhen. Sie wird jeder Zeit an jedem Orte die Probe der freien Wettbestrebung nach noch Besserem zu bestehen haben.

Nicht mehr Religion, sondern etwas ganz Anderes, was ich kurzweg Gesinnung nennen möchte, ist es, wovon die Verkörperung in kleinen, leichtverständlichen

Volksschriften erforderlich wird. Ich meine hier diejenige Gesinnung, die nur vorhanden sein kann, wenn sich das Licht des Denker- und Forscherwissens mit der Wärme des veredelten und besonnenen Wollens vereinigt. Gesinnung in dieser zugleich einfachen und hohen Bedeutung schließt nicht blos die moralischen Antriebe an sich selbst ein, sondern gestaltet diese Antriebe im Anschluß an eine zutreffende und erhebende Weltvorstellung. Hiedurch erst ergiebt sich der bedeutende Unterschied gegen die gemeine Moral, die theils an sich falsch oder unzulänglich ist, theils aber auch durch die Unterschiebung einer abergläubischen Grundlage hinfällig gemacht wird. Was vorher Wahrheits- und Weisheitslehre genannt wurde, muß die allgemeine Gewohnheit jener Gesinnung zur Frucht haben.

Eine volksmäßige Verallgemeinerung derjenigen Bestandtheile echter Denkergesinnung, die auf die Verhältnisse jedes Menschen Anwendung finden können, ist eine Forderung der moralischen Zukunfts- und gewissermaaßen auch schon Gegenwartsordnung. Zum Theil hängt die Gesinnung vom angestammten und angeborenen oder sonst eingewurzelten Charakter ab; aber sie bleibt doch stets auch für diesen Theil durch die Einpflanzung von Gedanken bestimmbar, die den etwa schlechten Neigungen im bessern Sinne entgegenwirken. Die Uebertragung fremden mächtigen Wollens auf den sonst von dem Antrieb schlechter Charakterzüge ausschließlich beherrschten Einzelnen ist nicht zu unterschätzen, leistet sogar Mehr, als bloße Wissensaufklärung vermag. Aus dem Grunde ist es durchaus nicht gleichgültig, ob in den volksmäßigen Darstellungen der Wahrheits- und Weisheitslehre nur verblassende Umrisse der allgemeinen lehrbaren Grundsätze hingezeichnet werden,

oder ob auch zugleich die lebendige Kraft eines mächtigen Wollens und Fühlens zum Ausdruck kommt. Eine Verkörperung der vollen Gesinnung ist nicht vorhanden, wenn von ihr nur ein theoretischer Grundriß geliefert, aber nicht zugleich auch in jedem Worte der feste Wille und Muth dessen sichtbar wird, von dem es ursprünglich ausgegangen.

7. Eine bessere und verläßliche Gesinnung kann nur dann fest gegründet sein und den nöthigen Rückhalt besitzen, wenn in ihr stets eine umfassende, die Möglichkeit von Großsinn und erhabenem Aufschwung sichernde Weltvorstellung enthalten ist. Das Wort Gesinnung hat ja auch sprachlich den Vortheil, an eine Art Sinn zu erinnern, in welchem das Gesammtdasein aufgefaßt wird. Die Richtung des Sinnes in der theoretischen und in der praktischen Bedeutung des Worts ergiebt eben das, wodurch für uns der Ausdruck „Gesinnung" etwas Bestimmteres als gewöhnlich zu bezeichnen vermag, so daß die Einheit und Einigkeit der Denk- und Handlungsweise in ihm begriffen wird. Es wäre doch heute etwas äußerst Dürftiges, blos ein paar alte Grundsätze der Moral in gereinigter und verbesserter Gestalt auffrischen zu wollen. Ja, es bliebe auch noch dürftig, eigentlich neue Moralprincipien in der Gestalt bloßer Zumuthungen und übrigens nichts weiter zu formuliren. Sogar die Angabe der Gründe mit der Zurückführung der bessern Verhaltungsregeln auf die Naturgesetze der Gerechtigkeit und der sonstigen edleren Gegenseitigkeit in der Menschenbegegnung könnte nicht genügen.

Der Mensch hat vielmehr sein Wollen im Hinblick auf die Gesammtheit der Dinge durch ein allumfassendes Wissen von der Welt und dem Leben, also von dem Naturganzen und den Schicksalen seines Geschlechts, zu

bestimmen und zu gestalten. Hiebei ist nicht nur eine Gesammtanschauung im gewöhnlichen Sinne, der leicht ein sich vereinzelndes und zerfahrenes Bild von einem zeitlichen und räumlichen All untergeschoben wird, sondern das umspannende und ordnende Denken mit seinen — nicht nur die Forschung befruchtenden, sondern auch die Weltgestalt nachweisenden — Grundbegriffen erforderlich. Diese Grundbegriffe können sehr einfach und verständlich ausgedrückt werden, so daß man sie in der ferneren Entwicklung des volksmäßigen Vorstellens getrost zur Geltung bringen kann. Das Ergebniß des mit Forschung vereinigten Denkens über die Welt läßt sich ebenso gut, ja in einem gewissen Sinne noch besser in wenigen Umrissen festlegen und an das Volk bringen, als irgend eine kindisch unzulängliche und sich gegenwärtig sofort als widerspruchsvoll und unannehmbar kennzeichnende Weltentstehungsdichtung der Urzeit.

Vor allen Dingen darf der zeitliche Hintergrund des Weltdaseins in einem Hauptpunkt nicht unbestimmt bleiben, wenn er sich auch übrigens mit Wahrheit in „Nebel" hüllen mag. Es gab einmal einen Zustand des Stoffes oder des Seins, können wir getrost sagen, in welchem kein Zeitenwechsel stattfand, also noch nicht eine Thatsache auf eine andere oder überhaupt Eines auf das Andere folgte. Es war sodann ein in großen Weiten von Raum verbreitetes feines Gas vorhanden, und aus letzterem sind durch Consolidationen alle Sonnen und sonstigen Weltkörper entstanden. Es war vorerst noch keine Empfindung; aber später entstanden fühlende Wesen, so auf unserer Erde die Thiere und schließlich der Mensch (wie wir schon am Eingang des fünften Capitels näher dargelegt haben). Gattungs- und auch

Individualkeime der Lebewesen waren — das kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen — wohl von jeher in einem labilen Gleichgewichtszustand vorhanden.

Das gegenwärtige Weltall ist eine bestimmte Anzahl von größern und kleinern Weltkörpern. Was aus ihm im Laufe der Zeit noch werden mag, ist schwerlich abzusehen; das Leben sollte aber auch nicht vor dem Gedanken erschrecken, daß die Welt einst wieder in jenen Zustand käme, aus dem sie zuallererst hervorgetreten war. Damit würde alsdann die Empfindung wieder verschwinden, und das könnte den empfindenden Wesen aller Zwischenzeit wohl ebenso recht sein, wie der vor aller Empfindung vorhandengewesene Urzustand. Jedoch ist so Etwas noch nicht abzusehen oder gar schon als nothwendig zu erkennen; aber auf jeden Fall bleibt der Lebensvorgang das Einzige, was uns angeht.

Solche oder ähnliche Wendungen, wie wir sie eben anführten, sind nun ein Hauptbeispiel dafür, was volksmäßig, aber in jedem Falle streng wahrheitsgetreu zu sagen wäre. Ich mache hier noch keinen Anspruch, ein ausgiebiges Muster für den Inhalt volksmäßiger Fassungen des wichtigsten Denkens und Wissens zu liefern. Ich will nur die Möglichkeit davon ein wenig erläutert haben. Aber ich glaube, daß die Erzählung von der Erde, die wüst und leer war und über deren Wassern ein Geist, nämlich der Geist des vorausgesetzten Gottes, geschwebt habe, der Phantasie und den Begriffen mehr zumuthet als die wissenschaftliche, durch das Wirklichkeitsdenken und mein Gesetz von der bestimmten Anzahl fest gestaltete Wahrheit.

Auch jede griechische Weltentstehungslehre, wie sie von Dichtern oder halbdichterischen Philosophen darge-

stellt wurde, muß für die gereifte Auffassung weniger passen und insofern mehr Schwierigkeiten haben als die auf Denken und Naturforschung gegründete Wahrheit. Die letztere verlangt jedenfalls keine weitern Begriffs- und Vorstellungsthätigkeiten und namentlich keine andern Kräfte der Phantasie als diejenigen, welche in ihrem Keim auch zur Hervorbringung der ursprünglich falschen Bilder mitgewirkt haben. Der Unterschied ist nur der, daß man heute positive Forschungsthatsachen und ein entwickelteres Denken zur Verfügung hat, mithin auch nachhaltiger ausgestattete Bilder zu entwerfen vermag. Das gereifte Denken und Wissen hat ein Recht, sich an der Stelle des unreifen geltendzumachen, und ihm kann eine entgegenkommende Volksauffassung seiner Ergebnisse noch weit besser entsprechen als bisher den alten Weltmärchen und Daseinssagen.

8. Eine Verallgemeinerung der Denkergesinnung hat nicht etwa die Bedeutung, daß aus Jedem, der einen entsprechenden sittlichen Charakter aufzuweisen vermag, im engern Sinne des Worts auch nur annähernd ein eigentlicher Denker werden solle. Derlei würde im Gegentheil ein arger Uebelstand sein; denn die ausschließliche oder doch wenigstens vorzugsweise geübte Anspannung des höhern Denkens kann in der natürlichen Theilung der Functionen nur auf Unkosten anderer, hiemit mehr zurücktretender Thätigkeiten vollzogen werden. In völlig ursprünglicher Weise und höchster Gestaltung ist überdies das Denkerthum und die Weisheitserkenntniß, um so mehr also die entsprechend geübte Weisheit selbst, ein Erzeugniß der Natur und der Verhältnisse, dessen Hervorbringung mit soviel Schwierigkeiten verknüpft ist, daß es nothwendig selten sein muß. Dies lehrt die bisherige Geschichte, wenn sie richtig beurtheilt wird;

aber auch alle Zukunft wird es von Neuem bestätigen müssen. Das jedesmal Vollkommenste in irgend einer besondern Richtung kann von der Natur nicht als Regel, sondern nur als besonders gelungenes Gebilde und mithin nur unter Voraussetzung des Zusammenwirkens schwierig zu schaffender und zu vereinigender Wesensbestandtheile verwirklicht werden. Wohl aber kann und muß von eder solchen Errungenschaft der Natur eine Verallgemeinerung in der Richtung auf das Volksleben ausgehen. Nicht die Eigenthümlichkeiten sozusagen des Sonderberufs eines Denkers und Weisen, ja nicht einmal, was doch weit weniger bedeutet, eines bloßen Lehrers der Wahrheit und Weisheit, — nicht solche Eigenthümlichkeiten, die, gleichsam von Naturwegen, eine Specialität, wenn nicht gar eine Individualität des Berufs vorstellen, sind allgemein zu übertragen. Vielmehr ist es nur das leitende Musterbild des Wissens und Wollens selbst, was als Inbegriff von Gedanken unter den Menschen überall verbreitet werden sollte. Das aber genügt — und ist jedenfalls besser als die wildwüchsigen Einbildungen des Aberglaubens, dem sie ohnedas anheimfallen.

In überschwänglich verherrlichender Weise haben Manche die Religion als Etwas aufgefaßt wissen wollen, was sie gar nicht oder doch nur eingebildetermaaßen, und auch dann nur unvollkommen und nebenbei, ist. Sie haben nämlich die Religion als eine Versöhnung und als eine Art Wiederverbindung des von seinem höhern Ursprung getrennten und gleichsam mit ihm entzweiten Menschen ausgegeben, also die vermeintliche Ausgleichung mit dem vorausgesetzten Gott (welche ihre Frucht in den jenseitigen Himmelsfreuden trage) als Ueberwindung eines Zustandes der Entfremdung und Zerrissenheit gekennzeichnet.

Diese angebliche Versöhnerrolle der Religion ist aber nicht nur auf zukünftige, sondern auch auf vergangene Jenseitigkeiten bezogen und leistet, auch abgesehen von diesen Einbildungen und der Abfallserdichtung, für die wirkliche Ausgleichung mit den thatsächlichen Uebeln nichts. Im Gegentheil vergrößert sie dieselben, indem sie ihnen das Gepräge einer urmenschlichen Schuld aufdrückt, den Menschen mit dem Schlimmen so noch mehr quälend, als wenn dieses Schlimme nur als einfache Naturthatsache hingenommen würde oder gar durch den Gedanken der innern Unvermeidlichkeit oder natürlichen Heilsamkeit eine Milderung erführe. Mit diesem Bestandtheil der Religion wird also, soweit er überhaupt vorhanden ist, nur eine künstlich aufgerissene Kluft ebenso künstlich wieder zu überbrücken versucht. Die Welt bleibt dabei im Argen, und thatenlos soll der Mensch sich mit jenseitigen Spinneweben einer irregeführten Phantasie über eine Lebensordnung hinwegtäuschen lassen, in die er doch da, wo sie ihm nicht genügt, seinem Streben gemäß eingreifen kann.

Bleiben wir jedoch zunächst noch bei der bloßen Anschauung des Seins stehen. Auch hier muß sich verallgemeinerte Denkergesinnung als etwas der Religion gewaltig Ueberlegenes bewähren. Eine wirkliche Ausgleichung mit der Weltordnung ist nur im Wirklichkeitsdenken — und nirgend sonst — in einer wahrhaften und vollkommenen Weise möglich. Wohl aber muß auch eine Steigerung des Menschlichen auf Gedanken beruhen, die von Etwas großgezogen sind, was, sei es nun in der Einbildung oder in der wahren Vorstellung, gewaltiger ist als der Mensch und sein Geschlecht.

Selbst die menschliche Gattung, als Ganzes und in Vorwegnahme ihrer Entwicklungen gedacht, ist nicht

das Höchste. Sie ist zwar Das, was uns am unmittelbarsten angeht und woran unsere Bestrebungen haften; aber ihr Wesen enthält die letzte entscheidende Bedeutung doch nur in Anknüpfung an die Gesammtwelt. Es ist daher ein Zeichen niedriger Gesinnung, die Menschheit ohne den großen umgebenden Naturzusammenhang zu denken, der doch nur zu einem winzigen Theilchen ihr Fußpunkt, im Uebrigen aber die Grundlage für ein zum Theil gleich- oder noch höherstehendes Leben ist.

9. Ist die falsche Eitelkeit im Menschen einmal ausgetilgt, so kann ihn nichts mehr verführen, an persönlichen Ewigkeitsvorstellungen festhalten und so der bessern, immer mächtiger werdenden Ueberzeugung von der entgegenstehenden Wirklichkeitswahrheit trotzbieten zu wollen. Wohl aber bleibt für ihn etwas Anderes und zwar nicht etwa blos Unschuldigeres sondern geradezu Wohlthätiges in das Auge zu fassen. Es ist dies die Theilnahme an dem außer dem Ich und abgesehen von dessen Vergänglichkeit vorhandenen Sein, also die gedankliche Hineinversetzung in etwas der bloßen Individualität Fremdes, aber doch im Allgemeinen Wesensverwandtes. Die unmittelbarste Theilnahme gilt hierin selbstverständlich dem Menschenreich selbst und zwar seinen besten Bestandtheilen; aber damit allein würde die letzte Genugthuung, die aus einer veredelten Gestaltung der Gesinnung erwachsen soll, noch keineswegs erreicht. Wie vorher bemerkt, muß das Ganze der Welt auch als wesensverwandter Gegenstand aufgefaßt und demgemäß für ein Dasein, welches nicht mehr das unsrige sein wird, eine Theilnahme erweckt werden.

Ein eigentlicher Zusammenhang mit der Gesammtwelt ist für den Einzelnen durch jene Wirkungskräfte vorhanden, welche sich zur Hervorbringung und für das

Fortbestehen seines Lebens und des zugehörigen Bewußtseinsvorganges vereinigten, wozu dann noch die Wirkungen kommen, die von ihm selbst ausgehen und sich im Dasein fortsetzen. Im Uebrigen ist aller Zusammenhang freilich blos ideell oder, mit andern Worten, nur für die an dem sonst fremden Sein theilnehmende Anschauung und Vorstellung vorhanden. Ein solcher Zusammenhang für den Gedanken ist aber nichts, was für das Gemüth, richtig erfaßt, gleichgültig bleiben könnte.

Man erwäge, daß unsere besten Empfindungen auch innerhalb der menschlichen Beziehungen diejenigen sind, bei denen gleichsam der Schwerpunkt außerhalb unseres Eigenlebens liegt, oder wo wenigstens das letztere durch eine über dasselbe erhebende Theilnahme aufgewogen und so der Abschließung im Eigennutz entrissen wird. Auf ähnliche Weise muß nun der Hinblick auf das wesensverwandte Gesammtsein und auf dessen allesumfassende Schicksale einen Eindruck ergeben, der für den unbefangenen, mit entsprechendem Wissen ausgerüsteten und edelstrebenden Menschen nicht anders als beruhigend und befriedigend ausfallen kann.

Der Einzelne erfährt allerlei Uebel und stirbt; ja er mag sogar mit dem Gedanken vertraut sein, daß seine Gattung sich wandeln und vielleicht einmal ableben könnte. Aber er erkennt auch zugleich, daß die Grundlage, der alle Gestalten entstiegen sind, bleiben muß und daß mit den einzelnen Gebilden, unter denen er selbst eines ist, nicht der ursprüngliche Quell versiegt. Vielmehr ist das Gerüst des Lebens als überall aufgeschlagen anzusehen; die Fügung desselben kann verstanden werden und zeigt im Innersten ähnliche Gesichtspunkte, wie sie der Verfassung unserer eigenen Maschinen zugrundeliegen. Man kann sich überdies noch weiter erheben

und die unsern Begriffen und unserm Thun wesensverwandten Einrichtungen sowohl im Gelungenen wie im Verfehlten durchschauen. Diese Betrachtung des Systems der Dinge schafft nun, wo sie mit der gehörigen Lebendigkeit des Sinnes angestellt wird, in dem Menschen eine Empfindung, die zwar keine eigentliche Mitempfindung sein kann, da sie sich auf nichts Selbstempfindendes richtet, — die aber, als Theilnahme an den wesensverwandten niedern und höhern Stufen des Seins, eine alle Regungen des Strebens ausgleichende Bewußtseinskraft sehr wohl darzustellen vermag.

Nun fragt man nicht mit Unrecht auch danach, welche allgemeine Gedanken geeignet sind, angesichts des nahenden Todes die (alsdann noch etwa vorhandenen) Regungen des Gemüthsbewußtseins am vollkommensten zu befriedigen. Allerdings wäre es verkehrt, hierauf im Sinne der Religion einen übergroßen Werth zu legen. Oft läßt der plötzliche Tod — oder aber irgend welche Störung der Gehirnkräfte — nicht die mindeste Zeit und Gelegenheit zu einer entsprechenden, auf den Vorgang des Sterbens gerichteten Regung des Bewußtseins, geschweige zu einem Aufkommen eigentlicher Ueberlegung oder Betrachtung, und solche Fälle gehören, insofern sie die letzte Wendung nicht lange von einem vorwegnehmenden Bewußtsein vorausbedenken assen, sicherlich nicht zu den schlechtesten. Es kommt aber nicht blos, was unmittelbar dem Tode vorangeht, sondern überhaupt das spätere Lebensalter in Frage, in welchem der besonnene Mensch immer mehr Ursache haben wird, mit einiger Lebendigkeit an das nach mehr oder weniger Zeit sicher bevorstehende Aufhören seines Lebens, als an den letzten persönlichen Abschluß aller seiner Bestrebungen und Schicksale, zu

denken. Einem derartigen, auf das Letzte gerichteten Gedanken ist auch Vieles ähnlich, was schon inmitten des Lebensweges, in jedem bewußteren Stadium desselben, dem Menschen den Hinblick auf das Ganze und die Erwägung des Gesammtgeschicks der Dinge nahelegt.

Das Sterben und das vorgängige Vertrautwerden mit dem in Kürze bevorstehenden Tod sind auch nur einzelne Vorgänge des Lebens selbst, und aus diesem Gesichtspunkt ist es ziemlich gleichgültig, ob wir es mit einer nach Ausgleichung strebenden Gemüthserregung inmitten oder am Schlusse des Lebens zu thun haben. In beiderlei Fällen wird jene vorher gekennzeichnete Theilnahme für den Inbegriff alles Seins eine hohe Bedeutung haben, indem sie den Einzelnen in der wahren und lebendigen Anschauung der gesammten Weltordnung nicht blos von dem Haften an den Uebeln seines Sonderschicksals befreit, sondern ihn auch wohlthuend derartig erregt, daß er der lebenschaffenden und lebenauslöschenden, also über Beides erhabenen Kräfte wie seiner eigenen innewird. Es kommt also darauf an, die Natur in ihrem thatsächlichen Charakter zu kennen und die umspannenden Begriffe des Denkens mit den Hauptzügen der ganzen Mannichfaltigkeit des Daseinsgepräges auszustatten. Nur so wird die Weltvorstellung, die wir uns auf Grund der Forschung bilden, jene Theilnahme erwecken, die zu der rein gedanklichen Ausgleichung mit der Weltordnung erforderlich ist.

10. Nach der vorangegangenen Hinweisung auf eine wichtige, ohne das erweiterte Wissen unmögliche Gestaltungsrichtung der Gesinnung dürfte wohl einigermaaßen dem Mißverständniß vorgebeugt sein, als wenn es sich dabei um bloße Moral handelte. Aber auch im eigensten Gebiet der Sitten, wo also die Verfahrungs-

arten der Menschen gegeneinander und in Beziehung auf die eigene Veredlung den Gegenstand bilden, sind Forschung und Erkenntnißverbreitung unumgängliche Voraussetzungen der Möglichkeit des bessern Seins und Thuns. Es ist thöricht, zu meinen, daß der gute Charakter, also sozusagen der gute Wille allein genüge, um eine moralisch zuträgliche Verhaltungsart zu sichern. Er wird sehr Viel, aber nicht Alles zu bedeuten haben. Das Wohlwollen ist gewiß ein wesentlicher Bestandtheil der veredelten Gesinnung, darf aber nur dem Guten und nicht dem Schlechten gegenüber platzgreifen und kann daher ohne Gegenseitigkeit nicht verallgemeinert, ja ohne sie überhaupt nicht ungemischt gedacht werden.

Die Mitempfindung und das Verständniß für das, was in Andern vorgeht, muß im Sinne einer natürlichen und auf einsichtiger Würdigung beruhenden Theilnahme gepflegt werden. Diese Pflege der bezeichneten Art von Mitempfindung darf aber nicht in übergefühlige Verzärtelung oder, gewöhnlicher ausgedrückt, in falsche, übertriebene Sentimentalität ausarten. Ebensowenig kann sie etwa durch bloßen, sozusagen gefühllosen Verstand ersetzt werden; denn die entwickelte Naturgrundlage der Gemüthsbewegungen schafft erst das sachlich entscheidende Verständniß für das fremde Ergehen. Es wird also überhaupt das Bewußtsein nach seinem ganzen Inhalt so zu gestalten sein, daß darin die Rücksicht auf den Nebenmenschen mit einem klaren und zureichenden Wissen und mit hinreichender Fähigkeit zum Gefühlsverständniß gewohnheitsmäßig obwaltet. Eine solche Pflege der Mitempfindung ist eben nicht ohne leitende Wissenskräfte zu vollziehen; denn ohne den Compaß der sachlich in den Lebensverhältnissen orientirenden Erkenntniß würden die besten Antriebe ihr Ziel oft genug verfehlen.

Die Moral ist nirgendwo eine Angelegenheit, die mit ein paar Grundsätzen vollständig abgethan wäre; sie entwickelt sich vielmehr mit den Verstandesfähigkeiten und setzt unter weniger einfachen Verhältnissen auch eine erweiterte Kenntniß von sich selbst und von Andern voraus. Es ist daher ein Irrthum, wenn man annimmt, es sei das sittliche Verhalten schon vor Jahrtausenden hinreichend geregelt. Wir brauchen im Gegentheil eine weit tiefer begründete und an echte Erleuchtung, ja an eine neue positive Wissensausstattung des Verstandes geknüpfte Moral. Für letztere Nothwendigkeit ist die vorbeugende Gerechtigkeit ein Hauptbeispiel; denn deren Mangelhaftigkeit ist auch die Ursache, daß der Untergang der Unschuld, oder irgend ein sonstiges Stück aus dem allgemeinen Capitel von der „triumphirenden Bestie“, oft genug den gerechten Zorn des edleren Menschen, und zwar gewissermaaßen gegen den entsprechenden Theil der Weltordnung, wenn nicht gar hitzigerweise gegen den Seinscharakter selbst, herausfordert. So Etwas will nun aber, wie von dem Betroffenen so auch von dem Mitempfindenden, in jeder Richtung auf ähnliche Weise ertragen sein, wie in den gemeinsten Fällen, wo es sich um glückliche Hinterhalte seitens der Diebe und Mörder handelt. Um dieser gelegentlichen Erfolge willen, welche etwa der Raubmord aufzuweisen hat, hadert Niemand theoretisch mit der allgemeinen Weltordnung, sondern denkt nur auf praktische Sicherung.

Vornehmlich ist es die Unschuld der Unwissenheit, also nur eine solche, wie sie in der höhern Entwicklung möglichst wenig bestehen soll, von welcher der Satz gilt, daß sie die schlechtesten Aussichten habe, den Schlingen zu entgehen. Das Edle unterliegt auch sonst oft genug; aber in allen Fällen ist dieser Gang der Dinge eine

Mahnung, nie auf eine gute Sache ohne Weiteres zu vertrauen, sondern stets die böse Gegensache im Auge zu behalten. Auch ist es nicht wahr, daß der bessere Mensch dadurch im Nachtheil sei, daß er kein ähnliches Verständniß für die Schurkerei habe, wie die Schurken selbst. Aeußerlich, wenn auch nicht aus eigenen Unthaten, so doch aus gehöriger Erfahrung und Umschau sowie aus allgemeiner Kunde mit den Streichen vertraut, hat er in der Erkennung und Beurtheilung der böswilligen Eigenschaften und Neigungen sogar Etwas voraus. Er hat nämlich für diese Dinge ein feineres Gefühl und durchschaut die Schlechtigkeit auch in der leisesten Schattirung. Freilich ist hiezu jene Unschuld der Unwissenheit nicht im Stande; denn ihr fehlt eben die Hauptsache, die dem menschlichen Verhalten erst bewußten und wahrhaft ersprießlichen Werth ertheilt.

Es ist daher höchst schädlich, über die Mißverhältnisse des Lebens in Unkunde zu bleiben und etwa so erzogen und in solcher Meinung aufgewachsen zu sein, als wenn die Welt ein Musterbild nach jener Schablone wäre, mit welcher man nicht blos die Kinder und Schulen, sondern auch das unmündige Volk oft genug getäuscht hat. Im besten Falle wird hier das ideale Sollen mit den gemeinen Thatsachen verwechselt, und der Mensch findet sich Angesichts dieser unwahren Verwechselungen und Vermischungen nicht zurecht. Auch die sogenannte Wissenschaft hat sich oft solcher Verworrenheit schuldig gemacht, indem sie in die Zustände Etwas hineinlegte, was nur die gedankliche Folgerung zu einer unwirklichen oder wenigstens nicht ungemischt vorhandenen Voraussetzung war.

Auch das ist nicht gut, in der Erziehung oder sonst im geistigen Wirken die moralischen Erwartungen und

namentlich die, welche auf die durchschnittliche Gerechtigkeit Bezug haben, zu hoch zu spannen. Der feinausgebildete Gerechtigkeitssinn, der sich weit über das Durchschnittliche erhebt, hat, so wohlthätig er auch übrigens ist, doch selbst viel zu leiden, da er Störungen und Verletzungen bemerkt, welche für die gröbere Gewohnheit der Auffassung kaum vorhanden sind oder doch ein minder gutes Bestreben nicht so überaus unangenehm contrastirend berühren. Es ist daher als Gegengewicht gegen diesen Uebelstand, der sich zu einem besondern Grade der Veredlung gesellt, die Gewöhnung an den unmittelbar thatsächlichen moralischen Mißstand und die Herabstimmung der Erwartungen erforderlich.

Ein hoher und mit scharfem Urtheil ausgestatteter Gerechtigkeitssinn gestaltet die Lage seines persönlichen Trägers dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gegenüber leicht sehr ungleich. Wer selbst auf die strengste Ordnung hält, wird auch unwillkürlich sehr übel von der Unordnung Anderer berührt und hat vorzugsweise ein Recht darauf, daß in seinen Angelegenheiten dem eigenen gewissenhaften Verhalten auch andererseits etwas Annäherndes entspreche. Er wird aber, gleich dem für sich Ordnung liebenden und aufrechterhaltenden Geschäftsmann, in der Regel wohlthun, sich derartige Ansprüche und die Andere überschätzenden Voraussetzungen nach Kräften abzugewöhnen und die sociale Umgebung wie eine Maschinerie zu betrachten, die eben nicht besser laufen wird, als sie eingerichtet ist. Eine gewisse Summe von Verlogenheit, Niedertracht, Ungerechtigkeit und besonders Tactlosigkeit muß eben vorausgesetzt werden, und dieselbe darf (namentlich in einer verderbten Uebergangsepoche) ebenso wenig geniren als etwa der Umstand, daß Giftpflanzen wachsen und gelegentlich auch gröbere oder

feinere Giftmischerei betrieben wird. Was bei Giftblumen die bunte Farbe, das ist bei den menschlichen Giftpflänzchen die glatte Höflichkeit, und diese so zweideutige Tugend muß daher in einem aufgeklärten Moralcodex die allerletzte Stelle einnehmen.

11. Es giebt zweierlei Arten von Anpassung an die Welt; die verworfene besteht in der thätigen Theilnahme an ihrem Schlechtigkeitsgehalt, während die edle sich selbst rein hält, aber dem Schmutz gegenüber entsprechende Vorkehrungen trifft und ihn eben als Schmutz behandelt. In der letztern Verrichtung muß es überaus schädlich wirken, wenn heuchlerische Anempfehlungen einer Moral, wie sie doch nur bei besserer Gegenseitigkeit Geltung haben könnte, in gutem Glauben hingenommen werden. Sie gehen fast nur von Denen aus, die in Bezug auf Gerechtigkeit sicherlich nicht mit den verderbten Elementen von Gesellschaft und Staat in Conflicte gerathen, da sie durch den ethischen Grundsatz, fünf nicht blos bei Andern gerade sein zu lassen, sondern lieber gleich selbst frech für vier auszugeben, sich passiv anzubequemen und activ einzurichten wissen.

Mißtrauen insbesondere ist überall da in großem Maaße am Platze, wo das moralische Verhalten sich zersetzt und so, durch Auflösung nicht mehr haltbarer Bindemittel, die Gesellschaft wenigstens zum Theil in lüderlich umhertreibende Atome zersplittert wird. Auch ohnedies verschließt man seine Thüren; aber man muß noch andere Sicherungsmittel brauchen, sobald der fraglichen Corruption gegenüber Stellung zu nehmen ist. Es ergiebt dies unvermeidlich einen moralischen Kriegszustand, in welchem der Mensch dem Menschen, abgesehen von genauerer Kenntniß und Erprobung, als möglicher, ja unter gewissen Umständen und Anzeichen als wahrscheinlicher Schurke gilt. Wo die Verderbniß offenbar vorherrscht, ist eben auch im einzelnen Fall die Vermuthung nicht gegen sondern für ihr Vorhandensein gerechtfertigt, und es bleibt sogar schon die Milderung bedenklich, die in einer blos indifferenten, zunächst weder in der einen noch in der andern Richtung urtheilenden Verhaltungsart besteht. Selbstverständlich kann nur corrupte Verwirrung der Begriffe darauf gerathen, aus der allzu verbreiteten fremden das Recht zu eigener Schlechtigkeit ableiten und beispielsweise den Wortbruch damit begründen zu wollen, daß die Menschen ja überhaupt schlecht wären und auch uns nicht Wort hielten. Selbst ein Macchiavelli hat nur gelehrt, daß, wo Menschen schlecht wären und uns nicht Wort halten würden (falls wir auf sie bauen wollten), auch wir denselben nicht Wort zu halten hätten.

Aus der Corruption folgt eben nicht, daß auch wir uns zu corrumpiren, vielmehr im Gegentheil, daß wir unser edles Verhalten nur um so mehr zu bewahren und gegen degradirende Schädigungen unseres eigenen Bewußtseins auf der Hut zu sein haben. Gleichwohl müssen wir uns in den besagten Kriegszustand finden, und in diesem ist zwar die Bekämpfung der Corruption mit corrupten Mitteln, die doch nur ein hochkomisches, weil arg widerspruchsvolles Schaustück zum Besten giebt, durchaus nicht am Orte, — dagegen eine richtige Behandlung des Encanaillirten entsprechend seinen Eigenschaften unumgänglich. In dieser besonderen Behandlung liegt wahre Gerechtigkeit, und Niemand hat sich beispielsweise über Mißtrauen und die gegen ihn gerichteten Vorkehrungen zu beklagen, so lange er einer gesellschaftlich verderbten Gruppe mit dem entsprechenden Thun und Treiben angehört, ohne selber Bürgschaften

dafür gegeben zu haben, daß er persönlich besser geartet ist als der Durchschnitt seiner als schlecht erprobten Genossen. Hiezu kommt noch, daß die besondern individuellen Corruptionsblüthen mit ihren äußersten Leistungen dazu nöthigen, im einzelnen Falle nicht blos den Durchschnitt zu vermuthen, sondern sogar das höchste Maaß der Abnormität als mehr oder minder wahrscheinlich vorauszusetzen.

Ein Einzelner, wäre er auch noch so gut gesinnt, kann bei solcher Sachlage im Allgemeinen keine auch nur leidliche Gesinnung voraussetzen, und doch ist ein friedlicher und freundlicher Verkehr, ja überhaupt ein solcher, der zu einem gedeihlichen Maaß des Zusammenwirkens führen soll, nur auf Grundlage der beiderseitigen Anerkennung moralischer Verbindlichkeiten möglich. Hieraus folgt, daß nur ein Gemeinschaftsband, welches sowohl innerlich die Gesinnungspflege zur Pflicht macht als auch äußerlich, durch Gefahr der öffentlichen Mißbilligung, eine Bürgschaft gegen schlechtes Verhalten bietet, Menschengruppen in besserer Gegenseitigkeit miteinander verbinden kann. Auch wird hiemit allein jene vollkommenere Moral möglich, die zwischen Mensch und Mensch nicht blos auf der einen, sondern auf beiden Seiten gute Bestrebungen zur Voraussetzung hat. Erst mit dieser, nicht mehr bei vereinzelten Bessern isolirten, sondern allseitigen Moral werden Mißtrauen, Feindschaft und sittlicher Kriegszustand im Princip ausgemerzt und thatsächlich wenigstens insoweit beschränkt, als das Bindemittel für die besondern Fälle wirklich maaßgebend bleibt.

12. Die Gesinnung, die wir gekennzeichnet haben, schließt das Streben nach Verallgemeinerung und Gesammtverkörperung in sich. Die That ist also Etwas,

was aus jener Gesinnung für den Einzelnen und für das Gruppenleben der Menschheit von selbst folgt. Ohne schaffende oder zum Mindesten aufräumende Bethätigung im Gestalten der Wirklichkeit würde die Gesinnung keine beruhigende Ausgleichung mit der Weltordnung ergeben, weil, wie schon oben gesagt, ein bloßes Wissen, welches müßig bleibt und die Dinge im Wesentlichen sich selbst überläßt, nicht dazu verhelfen kann, die Unruhe zu beseitigen, welche mit dem Bewußtsein der Uebel verbunden ist. Diese Unruhe ist eine Art Naturstachel und wird so die Ursache des Strebens nach Veränderung und nach Entwicklung größerer Reichhaltigkeit. Das erste Grundgesetz ist das der Arbeit, und das Gefühl der Ueberwindung von Hindernissen, die der vollkommneren Befriedigung der Lebensreize entgegenstehen, ist selbst eine nicht gering zu veranschlagende Genugthuung.

Arbeit und Thätigkeit müssen nun aber den aufsteigenden Weg einschlagen; mit andern Worten, es muß über den roheren und niedrigeren Bekundungen der Kräfte die Stufenfolge der höheren Energien und edleren Genüsse errichtet werden. Die Schichtungen, die sich auf diese Weise immer neu bilden, indem das vom Einzelnen oder von der Gesellschaft Erreichte binnen Kurzem zum Ausgangspunkt eines neuen, noch höhern Strebens wird, schützen das Leben vor Langerweile, Ausschweifung und Versumpfung. Ueberdies ist die Arbeit aus innern und äußern Gründen Vorbedingung des Genusses, gegen dessen einseitige (und dann stets ausartende) Erprobung sie ein heilsames Gegengewicht physiologischer wie auch wirthschaftlicher Art bildet. Sie lenkt aber den Menschen nicht blos von einem zu ausschließlichen Genußleben, sondern auch von den Neigungen zur räuberischen Befehdung des Nebenmenschen ab. In dem Maaße, als die Völker ihre

Kräfte grundsätzlich auf die Bezwingung der Natur richten, werden sie wohl von der versklavenden Vergewaltigung zurückkommen, die der Mensch gegen den Menschen ausübt.

Die Entwicklung zu größerer politischer, gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Vollkommenheit, — mit Alledem, was ich schließlich unter dem Namen einer personalistischen Lehre dem einseitigen Besitzregime und jeglicher ungerechten Gewalt entgegengesetzt habe, — diese Entwicklung zu allseitig edlerer Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens und seiner verschiedenen Gebiete kann hier nur in Erinnerung gebracht, aber nicht näher auseinandergesetzt werden. Sie hat im Hinblick auf die damit verbundenen fortschreitenden Steigerungen des Lebenswerths die Bedeutung einer sich entsprechend vollziehenden Ausgleichung gegen das, was an den jedesmaligen Zuständen unzulänglich oder verkehrt ist und daher ergänzt, gewandelt oder abgethan werden muß. In dieser Richtung sind Zukunftsbegriffe und unter ihnen auch derjenige einer moralischen Ordnung, die der von uns gekennzeichneten Gesinnung entspricht, durchaus nothwendig, wenn nicht eine nebelhafte Undeutlichkeit der Ziele oder gar völlige Abwesenheit stichhaltiger Gedanken jeden bessern Aufschwung des Strebens gefährden soll.

Es würde aber nicht minder verkehrt sein, sich ausschließlich in Zukunftsgedanken und hiemit die unmittelbare Gegenwart zu verlieren. Unsere Wirklichkeitslehre verträgt sich mit keiner falschen Zukünftelei. Wie sie im Daseinsverlauf des Einzelnen kein früheres Lebensalter einem späteren geopfert, also nie als bloßes Mittel zum Zweck, sondern stets auch als eine Selbständigkeit von eigenem Werth angesehen

wissen will, so fällt es ihr auch nicht ein, im öffentlichen Dasein oder gar im privaten Verhalten die Gegenwart ohne Weiteres preiszugeben und auf unmittelbarste Einwirkung ohne Noth zu verzichten. Das Gleichgewicht des Lebens wird nur bewahrt, wenn die freie und aufrechte Haltung des Kopfes den gehörigen Ausblick in die Ferne mitsichbringt, aber zugleich ein falsches Ueberbeugen nach dem Abgrund einer bodenlosen Unwirklichkeit ausschließt.

Nur das Krankhafte oder sonst Verderbte an einem Zustande läßt ausschließlich auf die Zukunft ausblicken uud weist in der Gegenwart nur auf die Erprobung der Heilmittel hin. Allerdings ist eine solche Zeit, die vorzugsweise eine mit Zersetzungshergängen und Auflösungserzeugnissen angefüllte Uebergangsepoche darstellt, mehr als andere Zeiten dazu angethan, den Menschen auf die Zukunft zu verweisen. In diesem Sinne haben wir auch, in den verschiedenen Hauptrichtungen, die Umrisse des heranreifenden Bessern und Haltbareren hingezeichnet, soweit wir für den Gegenstand dieser Schrift dazu Veranlassung hatten. Indessen bleibt die gegenwärtige Wirklichkeit trotzdem auch da das Entscheidende, wo sie ihren höhern Werth nur durch den Ausblick auf Späteres und durch die theils gedankliche, theils sachliche Vorbereitung der Zukunft erhält. Für unheilbare Uebel ist die schließlich vollständige Auflösung des von ihnen betroffenen Lebens der natürliche Ausgang. Auch mag ja unter bestimmten Voraussetzungen der bewußte Wille noch besonders eingreifen und die Vernichtung der ohnedies lebensunfähigen Bestandtheile beschleunigen. Die Bahnung des Weges zur Zukunft ist hiebei stets eine Genugthuung für die Gegenwart.

Der Denker aber hat in einem solchen Ueber-

gangszeitalter vorzugsweise den Beruf, mit seinen Begriffen einen Theil der Zukunft vorwegzunehmen, damit es den in der Gegenwart sachlich an der Umgestaltung arbeitenden Kräften nicht an einem klaren Verständniß der einzuhaltenden Richtung und des anzustrebenden Ziels fehle. Die Gedanken selbst sind sogar die höchsten Mächte, und ein Geistesführer, der nicht auf diese Wahrheit baute und sie wohl gar mit dem Gegentheil vertauschte, würde sich hiemit selbst abdanken. Die Gedankenmacht ist es, welche mit dem Wissen von der Natur auch die technische Leitung der Naturkräfte und hiemit den materiellen Hauptfortschritt zu Wege gebracht hat. Sie ist es, welche mit der Erkenntniß der Naturgesetze, die im Verhalten zwischen Mensch und Mensch obwalten, auch die möglichen vollkommneren Ordnungen und Einrichtungen entwirft und so die bewußte Kunst der Lebens- und Gesellschaftsgestaltung ins Dasein ruft. Sie ist es nämlich auch, die mit dem Wissen von der Gesundheit und Körperverfassung des Menschen, bei ernsthafter Entwicklung der Kenntnisse in dieser Richtung, unvergleichlich mehr als bisher leisten muß; denn sie hat eben von vornherein eine bessere leibliche Beschaffenheit und hiemit die letzte materielle Grundlage eines befriedigteren Daseins zu sichern. Darum hat sie auch die Fahne des praktischen Materialismus, so wie wir ihn verstehen, allen Verdächtigungen zum Trotz gebührend hochzuhalten.

So liegt denn in der vom Gedanken geleiteten Arbeit an der Lebensgestaltung eben das, worin alle sonstige Ausgleichung mit der Weltordnung ihren letzten regelnden und entscheidenden Antrieb und eine dem Wirksamkeitsbewußtsein entsprechende Zufriedenheit findet. Der Gedanke, wenn er auch zunächst nur gedankliche Kraft hat, sich als Gedanke fortpflanzt und wieder nur Gedanken erzeugt, kommt doch auch in Lagen, wo er die Hand führt — und so des Weiteren alle Mittel handhabt, durch welche alles vom menschlichen Thun Abhängige gestaltet wird. Also nur keine kleinmüthige Unterschätzung des wahrhaften Denkens! Es ist nicht blos eine gewaltige Waffe, sondern führt auch schließlich alle andern Waffen.

Abschluß.

Gedenken und Vorwegnahme.

Eine Kennzeichnung des Lebens hängt zwar nicht in ihrer Gültigkeit und Wahrheit, wohl aber in den Einzelzügen und in mancherlei Färbung, von den verschiedenen Stufen des Lebensalters ab, auf denen und mit Rücksicht auf welche sie vorgenommen wurde. Ebenso ist der Hinblick auf die jeweiligen Weltzustände, unter deren Einwirkung sie statthatte, keine Nebensache, wenn er auch nie für das allgemein Zutreffende zureichend oder gar maaßgebend sein kann. Nämlich der erschaubar weiteste Horizont (ja eigentlich eine Erhebung, die über alle begrenzten Horizonte hinausträgt) ist hiebei allein zulänglich, mag es sich um die Combination der Lebensstufen oder um die Stadien des Weltverlaufs mit seiner unendlichen Zeithäufung handeln. Von der Vereinzelung der Eindrücke nach Zeit und Ort muß man sich schlechthin unabhängig gemacht haben, wenn man endgültig und in einer für alle Fälle entscheidenden Weise urtheilen will.

Vor allen Dingen darf kein Gegensatz von Jugend und Alter ein Facit stören, welches sich selbst als zuverlässig und als in jeder Beziehung unbedenklich einleuchten soll. Die Farbengebung kann, ja muß verschieden sein; aber das Grundgerüst der Einsichten muß in seinem abstracten Gehalt sich nur um so fester gestalten und um so mehr bestätigen, je größer der durchmessene Abstand der Lebensalter wird. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, wie das, was ich im Anfang der Dreißiger entworfen, sich in den achtziger Lebensjahren in keinem erheblichen Punkte desavouirt. Die besondere Anschauungsart ist sicherlich in Einigem eine vollständigere und nur in diesem Sinne auch eine veränderte. Allein gerade durch die Combination der späteren Lebenserfahrungen mit den früheren hat sich erst zeigen können, daß die ursprünglichen Gesammtanticipationen, welche von einem vorangehenden Lebensstadium aus auch die folgenden mitumfaßten, sich thatsächlich bewährten.

Die Hauptzüge seiner jetzigen Gestalt hat diese Betrachtung über den Werth des Lebens zu Anfang unserer Vierziger erhalten. Es ist also für die dauernde Fassung eine Zeit der Reife und Vollkraft entscheidend gewesen, — eine Zeit, die in Manchem nicht das Letzte an Einsicht, auch nicht gerade an abstracter Geisteskraft, wohl aber das Erhebliche an Mächtigkeit der wichtigsten Affecte repräsentirt. Da Ton und Färbung ganz bestimmte sein müssen und nie durch blasse Abstractionen ersetzbar sind, so ist es auch zuträglich, daß einer Schrift ihr wesentliches Colorit verbleibe, wenn es auch außer allem Uebrigen die Züge eines besondern Lebensalters ansichträgt.

Wie ich jetzt im hohen Greisenalter über dieselben

Fragen schreibe, wo ich es ganz von Neuem thue, das kann man aus den Artikeln in meinem „Personalist“ ersehen. Widersprüche wird man nicht finden, wohl aber Ergänzungen und zwar in Sympathie wie in Haß. So ist in der Artikelreihe „Denkerisches anstatt Religion“, die sich durch zwei Jahrgänge, 1901—02, erstreckte, sowie später in „Lebensglück, worin besteht's?“ (1913—14) auch die Pessimismusfrage in einer neuen Fassung behandelt, in allen Hauptpunkten aber in gleichem Sinne, wie von Anbeginn, beantwortet worden. Die Heraus- und Hervorhebung des Denkerischen auch nach seinen abstractesten Seiten brachte es dabei mit sich, Dinge, die im vorliegenden Buch fast nur gestreift worden, eingehender zu berücksichtigen, wo nicht zur Hauptsache zu machen und an die Spitze zu stellen. In letzteres Bereich gehört mein Gesetz der bestimmten Anzahl, vermöge dessen die Anfänglichkeit der Welt eine logische oder, bestimmter gesagt, logisch-mathematische Nothwendigkeit ist. Meine Denkmethode könnte Logomathismus heißen, weil sie zum erstenmale mit deutlichem Bewußtsein das vertritt, was erst durch die Verbindung der abstractesten Begriffe mit der Zahlvorstellung, sowie mit der arithmetisch allgemeinsten Abfolgeidee (schließlich auch mit dem anschaulich Zeitlichen und Räumlichen), an absoluter Weltnothwendigkeit herauskommt.

Der Weltschematismus, von dem hiedurch wesentliche Züge festgestellt werden, enthält die in bestimmten Bestandtheilen erkennbare Wirklichkeit; alle Lebensreize liegen selbstverständlich — im Leben, dessen Gepräge ja keine starre Ruhe, sondern stets ein Wechsel von zählbaren Vorgängen ist. Das gleichsam Blasse und Bleiche blos formeller und übrigens leerer Seinsbegriffe

hat gar keinen Reiz, vielmehr einige Aehnlichkeit mit Todesartigem. Es wäre aber doch ein schlechter Spaß, ja ein Hohn auf den Grundtrieb alles Lebendigen, sei es noch so gealtert, auch nur nebenher statt von Lebens- von Todesreizen reden zu wollen. Todesperspectiven gehören ins Leben und zwar unfraglich die individuellen. Dagegen würde es Phantastik und zum äußersten Rückwärts hingewendete Romantik sein, falls man das Urgewesene mit einem besondern Reiz hinterher ausstaffiren oder davon etwas Verbliebenes und Verbleibendes, etwa gar in weltfernen Räumen, schwärmerisch wittern wollte. Will Jemand das Leben durchaus hassen, so bleibt ihm logischerweise nur das leere Nichts.

Unsere Lebensbeurtheilung ist nun von jeher nichts weniger als eine optimistisch beschönigende, aber auch keine metaphysisch und fratzenhaft pessimistische gewesen, wie wir eine solche verschiedentlich vorfanden. Sie ist eine kritische geblieben, wie sie es von vornherein war. Sie hat Gutes, Schlimmes und Böses nicht weniger als bestritten, vielmehr die thatsächlich übeln Seiten so sehr wie irgend Jemand hervortreten lassen. In Bezug auf Kampfnöthe, auf thierische Bosheit und menschig Verbrecherisches hat sie den Charakter der Natur für die Auffassung wohl zu mildern, aber niemals zu rechtfertigen gesucht. Ja, sie hat noch mehr gethan: sie hat gerade die antimoralischen Zuspitzungen des Unheils, mehr als sonst geschehen, sichtbar gemacht. Allein sie hat ein Gleichgewicht zwischen den Bestandtheilen gedanklich zu schaffen unternommen und das Kritische auch im Sinne der Krisis, d. h. einer kritischen oder vielmehr abthuenden Art der Action ausgelegt. Letztere ist Vorbedingung für eine weitere Selbstgenugthuung eines bewußter und gewissenhafter gewordenen

Lebens. Der Lebensheroismus wird dabei nicht die gemeine Regel, wohl aber eine mustergültige Steigerung sein. Nicht Jeder hat den Willen und die Kräfte dazu. Schon allein von der Nervenbeschaffenheit hängt nicht wenig ab. Das Kritische aber, d. h. das Sichtende und Abthuende, ist zugänglicher und kann sich gerade bezüglich der Lebensbehandlung leichter verbreiten.

Das Innewerden der Zukunft, zugleich mit der realen Erfassung der Gegenwart, ist nicht blos bedeutsamer als die auf Gewesenes gerichtete Rückerinnerung, sondern richtet sich auch auf eine stärkerwirkende Art von Wirklichkeit. Wo eine Ewigkeit noch offensteht, da ist nie etwas Erhebliches verloren; die vergangene Reihe von Acten ist etwas Bemessenes oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, etwas Endliches, wogegen die Zukunft sich als unendlich darbietet. Für das Einzelleben und für bestimmte Anlagen des Gesammtlebens giebt es freilich immer Grenzen; aber diese gehen den letzten Lebensquell als solchen nicht an. Wenn das Ge-Denken mithin rückwärts zu einem Schluß kommt, so kann es dagegen vorwärts (d. h. es kann die Vorwegnahme) sich kein absehbar letztes Ziel setzen. Das Geschehene kann, wie man ja weiß, nicht ungeschehen gemacht werden; wohl aber kommt es darauf an, was noch erst geschehen oder nichtgeschehen wird oder soll.

Alle bisherige Geschichte der Gesammtnatur verschwindet, trotz riesiger Zeitlänge und gewaltiger Anzahlhäufungen mannichfaltiger Acte, zu einer winzigen Kleinigkeit — wenn man sie, ich sage noch nicht einmal mit der unbeschränkten Zukunft selbst, sondern nur mit einem entsprechend groß gewählten Stück des Zeitenwechsels vergleicht. So unbeschränkt man nämlich in dieser Wahl ist, so verbleibt man doch mit ihr noch immer in der

Endlichkeit. Nur diese Endlichkeit selbst ist eine unbeschränkt groß wählbare, kann aber nie eine letzte sein, über die hinaus sich nicht ins sicher Unendliche — und zwar nicht blos durch geistige Anticipation, sondern schließlich auch in der Wirklichkeit — fortschreiten ließe.

Eine Hinweisung auf die umfassendsten Gesammtvorstellungen soll uns aber nicht dem näheren Rahmen entrücken, in welchem sich das nächste Dasein gezeigt hat und weiterhin zeigt. Diese zeitlich wie örtlich nahe Welt, dieses unmittelbare Stück Natur und sogenannter Cultur sieht klein aus, und doch ist es nicht blos unser Nächstgroßes, sondern in nächster Nähe sogar unser „Alles". Die paar hervorragenden Thatsachen darin wirken auf den Menschen der Epoche als die stärksten Eindrücke, und dreißig Jahre früher oder später können schon einen bedeutenden Unterschied begründen. Für die Hauptfassung unseres Buchs lagen beispielsweise die durch den Krieg von 1870 markirte neuere Kriegsära, sowie Erhebung und Schicksal der Pariser Commune von 1871 vor. Ungefähr ein Menschenalter später haben wir aber noch Schlimmeres zu beobachten bekommen, nämlich die Kriegsbrutalitäten an der Wende des Jahrhunderts, in Afrika wohl noch schlimmer als in Asien, gegen die Boeren noch ärger und aufrüttelnder als gegen die Chinesen. Gewiß, die Thatsachen wechseln hinreichend, um das Thema von viel Gewalt und wenig Recht anschaulich zu illustriren!

Hiezu kommt überall, und zwar am meisten im Socialen, jenseit wie diesseit des Oceans seine steigende Versumpfung, die sich grade in den paar letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts besonders kenntlichgemacht und im zwanzigsten sich fortgesetzt hat. Zuerst zeigte sich hier Frankreich, am meisten öffentlich und sichtbar, an der Spitze der Verwesung. Dann folgten England und Nordamerika, während in sonstigen Staaten die Dinge zwar ziemlich ähnlich standen, die Dächer sich aber nicht so einfach abdecken und in die Behausungen nicht entsprechend Blicke thun ließen. Der ursprüngliche Panamaschwindel wurde durch Dreyfusistische Frechheit, durch Justiz- und andere Fälschung, durch unmittelbare Hebräereiregierung, durch Intellectuailleunwesen und schließlich auch durch unverhülltes Jingobanditenthum sowie durch zugehöriges amerikanisches Cäsariatsspiel, insbesondere Cubanern und Filipinos gegenüber, gewaltig überboten.

Noch ärger aber und widriger nahm sich die socialistische Fäulniß aus, die überall, besonders sichtbar aber auch in Frankreich und in Deutschland, bereits Mehr als die Bourgeoiszersetzung geleistet hat. Am verkommensten ist die im engern Sinne sich so nennende Socialdemokratie, in Wahrheit ein Stück Bourgeoisie, insbesondere Judenbourgeoisie. In Frankreich beutete sie nicht blos direct die Masse, sondern bereits unmittelbar den Staat mit seinen Aemtern aus, und anderwärts, wo sie dies Alles noch nicht so vollständig kann, giert sie unaufhörlich danach. Doch die Ausgangspunkte und Begründungen hiefür findet man in der vierten Auflage meiner Kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus (1900), während für speciellere und bis heute fortgeführte Illustrationen der „Personalist" sich wohl als ausgiebig genug erwiesen hat.

Trotz reichlicher Beobachtung übelster Seiten ist doch bei allem Socialen ein Princip freier Socialisirung (Gesellung, Anschließung oder wie man es

sonst nennen will) in meinem spätesten wie in meinem frühsten Denken das stets Maaßgebende geblieben. Mag immerhin seine vollkommene Bethätigung zwar für eine Menschheitsauswahl, aber (wegen der theils naturentstammten, theils ancultivirten Rohheiten und Schlechtigkeiten) zunächst nicht für die durchschnittliche Menschheit absehbar sein, so möchte doch, selbst in einer socialen Wüste, grundsätzliches und weniger vereinzeltes Oasengrün annehmbar bleiben, d. h. die Bessern mit ihrer übrigens dürren Umgebung vorläufig aussöhnen.

Gedenken wir jedoch des kleinen Stücks bewußter Geschichte, welches die Menschheit erst hinter sich hat, und nehmen wir auch nur ein geringes Vielfaches von jenen wenigen Jahrtausenden in die Zukunft hinein vorweg, so bietet sich uns ein nicht zu verachtender Trost. Was uns jetzt als Zersetzung lästigfällt, erscheint im Hinblick auf Weiteres als ein Mittel, wodurch das Schlechte seinem Untergang entgegenfault. Was der Verwesung werth ist, muß ihr anheimfallen; es geschieht ihm auf diese Weise sein Recht. Nur das Gediegene kann sich auf die Dauer erhalten und hat allein Aussicht, sich schließlich trotz Allem durchzusetzen. Ueber Lebensankränkelungen und moralische Lebensvergiftungen werden Natur und echte Cultur hinausgelangen und wie über hohle Nichtigkeiten hinwegschreiten.

Uebergänge giebt es im Gesammtleben viele; aber unsere Epoche ist vorzugsweise eine des Uebergangs. Wir dürfen uns also durch ihren Mangel an positivem Gehalt und durch ihr an der Oberfläche stark reactionäres Gepräge nicht beirren lassen. Wir müssen auf das achten, was sich im tiefsten Grunde edlerer Bewußtseinsgestaltung als Bedürfniß ankündigt.

Da fehlt es nun wohl nicht an solchem Drang, der zugleich Bürge ist für reinigenden Sturm. So wird sich das Leben die frische Luft zum Athmen wohl wieder zu schaffen wissen, und im reineren Element wird mit der thatsächlichen Werthsteigerung das Problematische einer Werthfrage verschwinden. Es wird alsdann die entschlossene, weil kritische Antwort im grundsätzlich lebensfreundlichen Sinne (freundlich nämlich einem selbst wohlwollenden Leben gegenüber) für's Gesammtdasein vorwalten und den die Richtung anzeigenden Compaß bilden.

Anhang.

I. Verfasserschriften.

1. Vorzugsweise propagandistische.

Personalist und Emancipator (unter diesem Titel seit October 1899). Halbmonatsschrift (seit Januar 1913 Monatsschrift) für actionsfähige Geisteshaltung und gegen corrupte Wissenschaft. Verlag und Expedition: Ulrich Dühring, Nowawes bei Berlin (Postscheckkonto: Berlin No. 69 566). Der „Personalist“ wird vom Herausgeber weitergeführt. Seit Herbst 1921 vierteljährlich zwei Nummern. Anonyme Probeabonnements auch durch die Post. Jede Nummer acht Quartseiten. Preis ein steigender wegen der fortschreitenden Entwerthung des Papiergeldes.

Im „Personalist“ wird Alles, was der Verfasser der nachher aufgeführten Schriften erstrebt hat, in besondern Ausführungen sowie in actuellen Anknüpfungen an laufende Vorkommnisse der Politik und Literatur vertreten. Auf diese Weise werden zu den früheren Hauptwerken mehrfach auch principiell

entscheidende Ergänzungen und Fortschritte dargeboten. Die Zeitschrift beschränkt sich nicht auf Dinge, wie etwa die allgemeine sociale Frage und den Antihebraismus, auch nicht auf Politik und Literatur in dem herkömmlich beengten Sinne dieser Wörter, sondern vertritt eine ihr ganz allein eigene Gesammthaltung des Geistes. Gelegentlich bietet sie auch speciell Naturwissenschaftliches, Anthropologisches, Kritisch- und Antimedicinisches, wie auch überhaupt Kennzeichnendes zur allgemeinen Physionomie der Wissenschaft und gegen die gesammte Weltintellectuaille. Völlig unabhängig von und kritisch gegenüber allen Parteien, bringt das Zeitschriftswerk fast nur das, was anderwärts nicht, oder doch nicht mit gleicher Nachdrücklichkeit, zu Tage tritt. Dem Augenblick und dem periodischen Bedürfniß einigermaaßen angepaßt, ist diese Veröffentlichung doch nicht blos für den Augenblick, sondern auf Dauer eingerichtet und bildet eine Weiterführung zu den übrigen Werken.

Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Abstreifung alles Asiatismus. Dritte, umgearbeitete Auflage. Leipzig 1906. Theod. Thomas. 15 Bogen. (Vergriffen.)

Sociale Rettung durch wirkliches Recht statt Raubpolitik und Knechtsjuristerei. Leipzig 1907. Theod. Thomas. 19 Bogen.

Die Judenfrage als Frage des Racencharakters und seiner Schädlichkeiten für Völkerexistenz, Sitte und Cultur. Mit einer denkerisch freiheitlichen und praktisch abschließenden Antwort. Fünfte umgearbeitete Auflage. Nowawens. 1901. 10 Bogen. (Vergriffe)

Der Weg zur höheren Berufsbildung der Frauen und die Lehrweise der Universitäten. Zweite verbesserte und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung und Selbststudium erweiterte Auflage. Leipzig 1885. O. R. Reisland. 7 Bogen. (Vergriffen.)

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts und die Gelehrtenunthaten gegen bahnbrechende Wissenschaftsgrößen.

Erster Theil: Einführung in Leistungen und Schicksale. Nebst Portrait in Stahlstich. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1904. Jetzt Theod. Thomas. 17 Bogen.

Zweiter Theil: Neues Licht über Schicksal und Leistungen. Leipzig 1895. Jetzt Theod. Thomas. 8 Bogen.

Jeder Theil ist selbständig verkäuflich.

Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Von Dr. E. Dühring. Mit seinem Bildniß. Zweite ergänzte und vermehrte Auflage. Leipzig 1903. Jetzt Theod. Thomas. 33 Bogen.

2. Denkerische.

Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1894. O. R. Reisland. 37 Bogen. (Vergriffen.)

Wirklichkeitsphilosophie. Phantasmenfreie Naturergründung und gerecht freiheitliche Lebensordnung. Leipzig 1895. O. R. Reisland. 35 Bogen. (Vergriffen.)

Der Werth des Lebens. Eine Denkerbetrachtung im Sinne heroischer Lebensauffassung. Achte, stark umgearbeitete Auflage. Leipzig 1922. O. R. Reisland. 22 Bogen.

Logik und Wissenschaftstheorie. Denkerisches Gesammtsystem verstandessouveräner Geisteshaltung. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1905. Theod. Thomas. 40 Bogen.

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. 36 Bogen. (Vergriffen.)

Natürliche Dialektik. Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865. 15 Bogen. (Vergriffen.)

De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica. Berlin 1861. 8 Bogen. (Vergriffen.)

3. Mathematische und naturwissenschaftliche.

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform, nebst einer Anleitung zum Studiren und Lehren der Mathematik. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1884. O. R. Reisland. 33 Bogen.

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform, Zweiter Theil: Transradicale Algebra und entsprechende Lösung der allgemeinen, auch überviergradigen Gleichungen. (Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring.) Leipzig 1903. O. R. Reisland. 9 Bogen.

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Benekestiftung gekrönte Schrift. Nebst einer Anleitung zum Studium mathematischer Wissenschaften. Dritte wiederum erweiterte und theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1887. O. R. Reisland. 40 Bogen.

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wußte, heißt es:

.... „Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniß sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine große Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerläßlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständnisse des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die große Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem außerordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung" ..... „durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwicklung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor Allem gewünscht hatte" .... „Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmähliche Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer großen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart" ..... „voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hiedurch öffentlich zuzuerkennen."

Mein Urtheil zum Urtheil findet man im Eingang des Werks in den „Hauptpunkten äußerer Vor- und Nachgeschichte" der Arbeit (S. XIV—XVI). Steller der Aufgabe und Beurtheiler war wesentlich der Physiker Wilhelm Weber und kein Philosophaster. — Vergleiche überdies die weiteren Bemerkungen im Schriftenverzeichniß zu Dr. Emil Döll's „Dühringwahrheiten" (Leipzig 1908).

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. 10 Bogen. (Vergriffen.)

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Zweite Folge, enthaltend fünf neue Gesetze nebst Beleuchtung der nach der ersten Folge erschienenen Contrefaçons und Nachentdeckungen. (Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring.) Leipzig 1886. O. R. Reisland. 12 Bogen.

4. Volkswirthschaftliche und personalistisch-socialitäre (sämmtlich vergriffen).

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Vierte neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1900. Jetzt Theod. Thomas. 41 Bogen. (Vergriffen.)

Cursus der National- und Socialökonomie nebst einer Anleitung zum Studium und zur Beurtheilung von Volkswirthschaftslehre und Socialismus. Dritte, theilweise umgearbeitete Auflage. Leipzig 1892. 37 Bogen. (Vergriffen.)

Waffen, Capital, Arbeit. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig 1906. Theod. Thomas. 11 Bogen. (Vergriffen.)

Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre. Berlin 1866. 31 Bogen. (Vergriffen.)

Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft. Zwölf Briefe. München 1865. 11 Bogen. (Vergriffen.)

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie. Sechzehn Briefe. Breslau 1867. 10 Bogen. (Vergriffen.)

Denkschrift über die wirthschaftlichen Associationen und socialen Coalitionen. Berlin 1867. 5 bzw. 3 Bogen. (Von unrechtmäßiger Hand in zwei Auflagen herausgegeben; jetzt vergriffen.)

Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preußische Staatsministerium. Berlin 1868. 4 Bogen. (Vergriffen.)

5. Literaturgeschichtliche.

Die Größen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Erste Abtheilung: Einleitung über alles Vormoderne. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrhundert. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig 1904. Jetzt Theod. Thomas. 20 Bogen.

Die Größen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. Zweite Abtheilung: Größenschätzung. — Rousseau. Schiller. Byron. Shelley. — Bloße Auszeichnungen. Jahrhundertsabschluß. — Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1910. Theod. Thomas. 31 Bogen.

Jede Abtheilung ist selbständig verkäuflich.

Die Ueberschätzung Lessing's und seiner Befassung mit Literatur. Zugleich eine neue kritische Dramatheorie. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig 1906. Theod. Thomas. 8 Bogen.

II. Schlechtigkeit im Gelehrtenthum.

Von der niedrigsten bis zur höchsten Gattung ist zwischen einem Wissen zu unterscheiden, das lebendig interessirt, und einem solchen, das entweder ein nur scheinbares ist oder doch blos die verrottete Hinterlassenschaft einer, sei es von vornherein verfehlten, sei es im Laufe der Zeit gleichgültig gewordenen Gelehrsamkeit darstellt. Der Verfall der moralischen Zustände, welchen ein Rousseau den Fortschritten von Wisssenschaft und Kunst zuschrieb, liegt nicht in dem wirklichen Fortschritt echten Wissens und wahrhaft künstlerischer Gestaltungskraft, sondern in dem Verderb des Wissenschafts- und Kunstbetriebs in sich selbst. Verrottung und moralische Corruption sind diesem Gebiet nicht minder sondern in einem noch höhern Grade eigen als jeder andern Lebenssphäre. Was in den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens als gemeines Verbrecherthum zum Vorschein kommt, das ist im Bereich des gelehrten Geschäftslebens ebenfalls eine Wirklichkeit, wenn auch in verfeinerter Metamorphose.

Die Antriebe zum gemeinen Diebstahl, Betrug und Mord bleiben nämlich ihrem innersten Wesen nach auch da bestehen, wo die rohen Aeußerungsformen derselben den höhern gesellschaftlichen Verhältnissen durchschnittlich nicht mehr entsprechen. Sie bekunden sich daher in sozusagen gebildeten Verbrechen von moralisch verfeinerter Natur und haben so noch den Vortheil, sich meist auch über die Strafgesetze zu erheben. Die Corruptionsepochen der mittleren und namentlich der höheren Gesellschaft bezeugen, daß nicht nur unsere Parallele zutrifft, sondern daß auch eine wesentlich gleiche moralische Schlechtigkeit den „gemeinen“ Verbrechen und den „höher“ belegenen Verfahrungsarten zu Grunde liegt. Was nun auf diese Weise für die ganze Gesellschaft gültig ist, muß folglich im verdorbenen Wissenschaftsbereich um so mehr Geltung haben. Gerade hier müssen die Bethätigungen der sittlichen Verworfenheit den Gipfel des vollsten Bewußtseins erreichen und durch den Contrast mit der wahren Aufgabe dieser Daseinssphäre die größtmögliche Niedertracht darstellen.

Das Gelehrtenreich hat hienach die größte moralische Schlechtigkeit aufzuweisen, die überhaupt denkbar ist; denn je höher das Gebiet liegt und je bewußter die Hervorbringung des Uebels ist, um so größer ist auch die Kluft zwischen der sittlichen Norm und dem Vergehen. Innerhalb des Gelehrtenbereichs ist es aber wiederum das Philosophenthum, welches den Anspruch hat, inmitten des Schlechtesten, wozu es die Wissenschafter überhaupt moralisch gebracht haben, das Allerschlechteste aufzuweisen. Hiebei sei bemerkt, daß ich nicht an bloße Ungereimtheiten denke, die auf Irrthum beruhen. Zwar ist diese Art des Fehlgreifens auch den Gelehrten und den Philosophen in größerem Maaße als anderen Sterblichen eigen; aber dies rührt eben von der umfassenderen Bethätigung des Verstandes her, mit welcher der Spielraum für die Möglichkeiten des Unrichtigen erweitert wird. Das schlimmste Uebel liegt indessen nicht in solchem unwillkürlichen und noch einigermaaßen unschuldigen Irrthum, sondern in der bewußten Hintansetzung oder Fälschung des echten Wissens und Wissensstrebens im egoistischen Interesse theils niederträchtiger materieller Vortheile, theils der hohlsten persönlichen Eitelkeit.

In diesem Genre hat nun der Philosophenstand vor den übrigen gelehrten Classen nicht Weniges voraus.

Nämlich sein Verrath an der Wissenschaft und sein Betrug sind immer von dem menschenmöglich deutlichsten Bewußtsein der Kluft zwischen den Regungen des eigenen bessern Wissens und den ausgespielten Sophismen begleitet gewesen. Nun entspricht freilich der Kraft und Gelegenheit zum Schlimmen auch diejenige zum Guten, und es ist hier zunächst nur von den Kundgebungen der Verderbtheit die Rede. Das Gebiet der guten Gestaltungen ist eben ein anderes, als welches wir hier vorerst im Sinne haben.

Wenn ich mir gestatte, über die Wissenschafter und Philosophen meiner Zeit ähnlich und noch etwas schlimmer zu denken, als Rousseau über die der seinigen, so hat dieses verwerfende Urtheil nur zur kleinern Hälfte das verkehrte Abseitsgerathen vom gesunden Wege und zur größern Hälfte die gewissenlose Verfälschung oder Verdrehung der wissenschaftlichen Thatsachen zum Gegenstande. Ueberdies entstammt nicht nur wissenschaftlichen Einrichtungen, also den höhern und höchsten Schulen, sondern auch den allgemeineren Gesellschaftszuständen ein Maaß von Corruption, durch welches die sogenannte Wissenschaft, wo nicht zu einer vollen Lüge, so doch stark und nicht selten gerade in den Hauptpunkten mit einem Lügengewebe verschleiert wird. Was ist nun, diesem Zustande gegenüber, für den Einzelnen zu thun, den die Schule zu einem nicht geringen Theil verbildet, aber sicherlich nur äußerst dürftig mit nennenswerthem Wissen und Können, mit unverfälschter Geistesnahrung aber gar nicht bedacht hat?

Wenn echte Bildung, die auf Wahrhaftigkeit beruht, den Werth und Gehalt des Lebens in hohem Maaß steigert, was sich wohl von selbst versteht, so kommt es darauf an, die modernen Hülfsmittel der Selbstbildung eben da in das Spiel zu setzen, wo die Wirkungen der zwangsweise aufgenöthigten Verschulung abzuthun und eine bessere Denkweise sowie gediegenere Kenntnisse anzueignen sind. Das Bereich der gelehrten Literatur zeigt zwar begreiflicherweise eine ähnliche Corruption wie die wissenschaftlichen Institute, ist aber doch nicht in gleichem Maaße unfrei und verstattet auch gelegentlich den bessern Regungen aufrichtiger Forscher und Denker einen kleinen Spielraum. Außerdem ist im gedruckten Wort nicht blos das zugänglich, was der Augenblick geboren und mißgeboren hat, sondern die Auswahl erstreckt sich über alle noch interessirenden Zeitalter, deren Denkweise und Leistungen uns noch hinreichend verwandt sind, um für uns einen Werth haben zu können.

Die Selbstbildung hat also unter den heutigen Umständen mehr Chancen als das gewöhnliche Schülerthum im Rahmen der bestehenden Hochschulinstitute und bei den dort curshabenden Autoritäten, die doch nie zu den unabhängigen Charakteren zählen. Jedenfalls aber ist die Selbstbildung als Berichtigung oder, im günstigsten Falle, als Ergänzung dessen nöthig, was Schule und gemeine Autorität in dem heutigen Menschen anzurichten belieben. Hier sind es nun die frei oder wenigstens halbfrei gewesenen Wissenschaftspfleger, die außerhalb der Kirche des Gelehrtenthums als Privatleute und sozusagen Ketzer arbeiteten, auf die man sein besonderes Augenmerk in den früheren und den gegenwärtigen Zeitaltern zu richten hat.

Allerdings ist hiebei nicht zu vergessen, daß die Literatur im Allgemeinen, und ganz besonders die periodische in der Wissenschaft, das Gepräge jener Corruption ansichträgt, mit welcher auf sie vom Ge-

lehrtenbereich her, unmittelbar oder mittelbar durch vollständige Beherrschung oder durch die mannichfaltigen Umwege der Beeinflussung, eingewirkt wird. An der Spitze steht hier der directe Besitz von Zeitschriften; alsdann folgt der Einfluß auf das Verlegerthum in Beförderung der Coteriebücher und Unterdrückung unabhängiger Veröffentlichungen. Zuletzt sind es, und zwar sogar in den der Politik fernstliegenden Wissenschaften, politische und sociale Parteiverbindungen, also die Verständigung der Cliquen in der Autoritätsmacherei und in der Aufrechterhaltung des jedesmaligen Autoritätsscheins, wodurch das Wuchern des Schlechten begünstigt wird. Dennoch kann aber auf dem literarischen Felde (so groß auch die thatsächlichen Hindernisse der Verlautbarung und des Aufkommens unabhängiger und gediegener Erzeugnisse sein mögen) durch mannigfaltige Umstände auch in einer so corrumpirten Uebergangsepoche, wie die unsrige ist, einiges Gute sich Bahn brechen.

Berichtigung.

Seite 66 Zeile 6 fehlt das Wörtchen in zwischen sich und ihm.

